

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

Band I 9
Poetenleben

Stroemfeld | **Schwabe**

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

herausgegeben von

Wolfram Groddeck und
Barbara von Reibnitz

Band I 9

Dieses E-Book ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis, Lesezeichenstruktur sowie Verlinkungen zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel und über www.schwabeverlag.ch erhältlich.

Robert Walser
Poetenleben

herausgegeben von

Matthias Sprünglin

Stroemfeld | **Schwabe**

Gedruckte Ausgabe
Herausgegeben im Auftrag der
Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel
Delegierter des Stiftungsrats für die Herausgabe: Wolfram Groddeck

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur
Förderung der wissenschaftlichen Forschung und des Swisslos-Fonds
Basel-Stadt

Eine Gemeinschaftsproduktion von
Stroemfeld Verlag, Basel und Schwabe Verlag, Basel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86600-191-6 (Stroemfeld)

ISBN 978-3-7965-3357-0 (Schwabe)

Copyright © 2014 Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel
Copyright für die Texte von Robert Walser, mit freundlicher Genehmigung
der Inhaberin der Rechte, der Robert Walser-Stiftung Bern
© Suhrkamp Verlag, Zürich 1978 und 1986

Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved

Stroemfeld Verlag
CH-4054 Basel, Altkircherstrasse 17
D-60322 Frankfurt am Main, Holzhausenstraße 4

Schwabe Verlag
CH-4052 Basel, Grellingerstrasse 21

Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main
Layout: Michel Leiner, Frankfurt am Main
Druck und Verarbeitung: Schwabe AG, Druckerei, MuttENZ / Basel
www.schwabe.ch www.kritische-walser-ausgabe.ch

E-Book
ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4116-2
DOI 10.24894/978-3-7965-4116-2



Dieses E-Book ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-
NonCommercial-NoDerivates 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Inhalt

Poetenleben	7
Editorisches Nachwort	129
Dokumentarischer Anhang	159
Abbildungen	213
Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren	217
Textzeugen Verzeichnis der Einzeltexte	221
Editorische Zeichen	223

Poetenleben

von

Robert Walser

Vor manchen Jahren, so kommt mir in Sinn, unternahm ich, es war im Sommer, die erste längere Wanderung, auf welcher ich, wie mir erinnerlich ist, allerlei Merkwürdiges und Schönes sah. Meine Ausstattung bestand in einem hellen, billigen Kleid am Leib, 5 dunkelblauen Hut auf dem Kopf und Wanderpaket in der Hand. In die Westentasche eingenäht trug ich das ersparte Geld in Form einer säuberlichen Bankanweisung mit mir in die frische, helle, weite Welt hinaus. Von einigen kecken Burschen, denen ich auf 10 der Straße begegnete, rief mir einer spöttisch nach: „Wo will der lange Mensch mit seinem kleinen Ranzen hin?“

Er spielte auf mein armseliges, törichtes Wanderpäckchen an, das dem Träger und Eigentümer selber ein wenig lächerlich 15 vorkam. Ohne mich indessen um die Spötteleien viel zu bekümmern, die keine sonderliche Bedeutung haben konnten, ging ich munter weiter, und indem ich so marschierte, kam es mir vor, als bewege sich die ganze runde Welt leicht mit mir fort. Alles schien mit dem Wanderer zu wandern: Wiesen, Felder, Wälder, Aecker, Berge und schließlich noch die Landstraße selber. D 2

20 Mir wurde es himmlisch frei zu Mut und wohl ums Herz. Tapfer lief ich immer weiter, behaglich und zugleich eilig an allerlei Leuten vorbei, die mich jungen, fröhlichen Reisenden, vagabundierenden Vaganten hin und wieder freundlich grüßten, was mich verpflichtete, ebenfalls artig zu sein. Lockt nicht eine Freundlichkeit 25 die andere hervor?

An etwas Nasses, Nebliges, Kühles erinnere ich mich: das wird wohl der frühe Morgen gewesen sein, der mich mit Feuchtigkeit antastete; und an etwas bald darauf folgendes Heißes, Weißes und Grünes: das war die Mittagszeit mit dem Staub auf

Vgl. Schweizerland [KWA II 5], Jg. 2, H. 5, Februar 1916, S. 277f. (unter dem Obertitel „Drei Wanderstücke“).

der Straße und dem trocken-blendend-hellen Sonnenlicht auf den grünen Matten.

Eine Zeitlang ging ich längs eines Flusses, dann ging es in ein Gebirge hinein. Berge mit Schloßruinen auf den hohen Rücken traten mir entgegen. Fröhlich wechselten Abwechslung und
D 3 Einförmigkeit | mit einander ab, Städte, Burgen, Berge, Täler und einsame Dörfer. Tiefer ging es in die enge, dunkle, wilde, kalte Schlucht; brach aus der Felseneinsamkeit und -Enge unerwartet wieder hervor, lief als Ebene davon, schimmerte und lächelte als blauer, schmucker Fluß, stand als ernster, treuherziger, grüner
10 Wald ehrenfest und wacker da und tauchte hierauf plötzlich wieder als trotziger Berg hoch hinauf. Seltsames und Abenteuerliches hielt mit Schöнем, Traulichem Schritt, und die Mittagshelligkeit verwandelte sich gegen Abend in geheimnisvolles, angenehmes, höchst erwünschtes Dunkel, die Hitze in süße, liebe Kühle.
15

Da und dort, wenn es Zeit war, einzukehren, übernachtete ich in alten Gasthäusern, so einmal in einer Stube, die vermöge ihrer prächtigen, ernsthaften und tiefsinnigen Geräumigkeit ganz leicht als feierliche Ratstube hätte gelten und dienen können.

Eines Morgens stand ich, soviel ich weiß, auf zarter, halber
20 Bergeshöhe unter Eichen und schaute auf ein unter mir im schönsten, wärmsten Sonnenlichte blitzendes, im gutmütigen Sommermorgenlichte badendes und leuchtendes, allerliebstes Wald- und Bergstädtchen hinunter. O was für eine gesunde, gute Freude ist das Wandern. Nur harmlose Freuden sind wahre Freuden.
25
D 4 | Wilde, sturmdurchbrauste Gegenden wechselten mit lieblichen und sanften ab, so auch arme, böse, wüste, vernachlässigte Häuser mit anständigen, ordentlichen und wohlhabenden, und immer unterhielt sich der fortfahrende Landfahrer und Sorte lustige, vergnügte Landstreicher, sorglos wie er sich fühlen durfte,
30 mit aufmerksamem Betrachten all der mannigfachen Erscheinungen, die ihm vor die Augen traten, auf das beste.

Bald stand ich am frühen Morgen in der Helligkeit, im heitern Tageslicht; bald aber auch wieder am späten Abend im blassen Geisterschein, im Dämmerlicht auf irgend einem seltsamen, fremdartigen Hügel und hatte unter mir entweder die morgen-
5 liche Gegend oder die abendliche.

Ein bis zwei Stunden lang ging ich durch ein so einsames, sonderbares, weitabgelegenes Tal, daß ich mir im Wandern einbildete, es sei eine längstvergangene Geschichtsepoche in die Welt hereingebrochen und ich selber sei ein fahrender Geselle
10 des Mittelalters. Heiß war's, und weit und breit nicht die kleinste menschliche Ansiedelung, nicht der geringste Hauch von Fleiß, nicht eine Spur von Bildung oder Bemühung zu erblicken. Natureinöden haben einen wunderbaren, schreckhaften Zauber.

15 Gegen das Ende der Wanderung regnete es ununterbrochen, D 5
derart, daß ich willig oder unwillig, freudig oder betrübt, zufrieden oder unzufrieden, jedenfalls aber völlig durchweicht und durchnäßt am Ziel derselben anlangte.

Zu anderer Zeit und bei anderer Gelegenheit wanderte ich einmal im Winter, nämlich natürlich bloß zu Fuß, zu meinem Bruder, der sich dazumal in einer kleinen Landstadt aufhielt, wo er die Aufgabe hatte, einen Tanzsaal mit Wandmalereien zu verzieren. 5
Trotz der kalten Jahreszeit trug ich nur einen ganz dünnen, leichten Anzug; dicke und schwere Stoffe kümmerlich und mühsam mit mir herumzuschleppen würde ich als grobe Belästigung, als überflüssiges Uebel empfunden haben. Hemd und Hut vermochten vielleicht einigen leisen und zarten Zweifel zu erregen; beides 10
besaß etwas Leichtes, Luftiges und Lumpiges, und was die Miene betrifft, die ich mit mir trug, so gestehe ich gerne, daß ich noch auf keiner Fußwanderung ein anderes als keckes und sorgloses Gesicht zur Schau getragen habe.

Die Straße war nicht sonderlich sauber. Dieser Umstand oder 15
D 7 Uebelstand hinderte mich jedoch in keiner Weise, sie zu preisen, nämlich die Landstraße und den Fußgänger glücklich zu schätzen, der wohlgemut auf ihr marschierte, nämlich mich selber.

Einem scharfsichtigen, vorsichtigen Landjäger, der mir in einer Ortschaft begegnete, gefiel ich jedoch bedauernswerterweise weniger gut und machte ich unglücklichermaßen, d. h. leider Gottes keinen so vorzüglichen Eindruck wie mir selber. Die überraschende Wanderburschenerrscheinung schien ihn zu verblüffen und nötigte oder veranlaßte ihn, mich anzuhalten und mich zu bitten, ihm gütig zu folgen. In eine Art löbliches, obrigkeitliches Gemach oder Zimmer brachte er mich, wo ich seinem Vorgesetzten, einem anscheinend eher grimmigen als gütigen 20
und doch auch scheinbar wieder eher freundlichen als gefähr-

Vgl. *Schweizerland* [KWA II 5], Jg. 2, H. 5, Februar 1916, S. 278 (unter dem Obertitel „Drei Wanderstücke“).

lichen und weit eher gutmütigen als entsetzlichen Menschen, als mutmaßlicher anmutlicher Tunichtgut vorgestellt wurde.

Mit finsterer Stimme forderte man mich auf, mich gefälligst zu setzen, worauf man begann, mich zu fragen, was ich zu Fuß im
5 offenen Land herumzulaufen habe.

„Ich scheine bei Ihnen in keinem günstigen Licht zu stehen“, sagte ich; und man fand den Mut, mir zu entgegnen: „Nicht im mindesten.“

„Sie befinden sich aber sehr wahrscheinlich in einem Irrtum“,
10 wagte ich hinzuwerfen, „wenn Sie glauben, daß Sie es in mir mit einem alltäglichen Vagabunden zu tun haben könnten. Ich möchte mir erlauben, Ihnen zu raten, mich mit etwas größerer Genauigkeit anschauen zu wollen. Sie gelangen dann vielleicht zu der für uns beide sicherlich überaus angenehmen Empfindung, daß
15 ich ebenso leicht, wenn nicht leichter, ein honetter und ehrlicher Mensch als verwegen und ein Gauner sein kann. Ich bin überzeugt, daß ich entschieden nicht bin, wofür Sie vielleicht sich verpflichtet fühlen möchten mich zu halten. Ganz ebenso gut wie irgend ein anderer hätte ich mit der Eisenbahn reisen können.
20 Da ich aber ein lebhafter Freund tagelangen, meilenweiten Herumschlenderns und Marschierens bin, so habe ich vorgezogen, zu Fuß zu gehen, was doch wohl nicht gut als Sünde betrachtet und mithin wohl auch nicht ohne weiteres verdächtig gemacht werden kann. Erscheinen Freude am Wandern und was damit aufs
25 schönste verknüpft ist: Liebe zur Natur Ihnen etwa verdächtig? Bitte erklären Sie sich freundlich.“

„Sie kommen uns etwa verdächtig genug vor, mein Herr“, hieß es unverfroren; aber nach Verlauf einer halben Stunde, die mit emsigem Forschen in allerhand Akten und Papieren und fleißigem Einziehen von Erkundigungen redlich ausgefüllt wurde, ließ
30 man mich ziehen, indem man mir sagte: „Sie können gehen.“ D 9

Das war hochwillkommener, niedlicher, artiger Bescheid. Ich machte von gnädiger Erlaubnis ohne Zögern Gebrauch und zog

fort, und so konnte ich denn eine gewagte, schwierige, deswegen
aber nicht minder hübsche, schöne, günstige, heitere Wanderung
fortsetzen und beenden und langte noch frühzeitig genug in
der kleinen Landstadt an, damit alles bestens klappe und passe,
und in der Tat saßen die Brüder zu guter Stunde fröhlich dann am 5
Nachteßisch beisammen.

Vernimm, lieber Dichter, daß ich letzten Sonntag in der Wohnung eines Menschen war, der den unglücklichen, unstatthaften Einfall hatte, nicht zu Hause zu sein. Ich saß eine Stunde lang in
5 deinem Zimmer, las einige Seiten in dem Buch, das auf dem Tisch lag, und plauderte statt mit dem Einwohner des Zimmers mit dessen leeren Wänden. Die Unterhaltung war reizend. Nachdem ich vergeblich gewartet hatte, daß du doch noch kommen würdest, ging ich davon, indem ich hundert und mehr herzliche Grüße
10 zurückließ, wobei ich unendlich bedauerte, dich nicht getroffen zu haben, wo doch wir zwei uns sicher unaussprechlich viel zu sagen, zu erzählen und mitzuteilen gehabt hätten. Wie hatte ich mich voreilig darauf gefreut, gemeinsam mit dir auf Birnenraub zu gehen, was ein Unternehmen ist, das, wenn es ein Einzelner
15 ausführt, gar keinen Reiz besitzt, dagegen zu zweien ein Hauptspaß sein kann. D 11

Wo um Gotteswillen stecktest du? Ich würde dir lang und breit die kühne, verwegene Alpenwanderung beschrieben haben, die ich vergangene Woche unternahm, die mich über Pässe von unerhörter Höhe führte, wie es einst bei Suwarow ungefähr der Fall
20 war, an den ich dachte, als ich, rings von Schnee- und Eisfeldern umgeben, vor Hunger und Erschöpfung beinahe umkam. Solches und Ähnliches würdest du mündlich vernommen haben, wenn du fein und artig hättest zu Hause sitzen wollen; so mußt du nun
25 mit der schriftlichen Erwähnung vorlieb nehmen, die ja manchmal ein wenig mager ausfällt. Wie geht es dir? Wenn du einige neue Gedichte geschrieben hast, so weißt du, wer es ist, der dich bittet, sie ihm zu schicken, damit er sie lesen und sich an ihrem Inhalt erfrischen kann.

Vgl. *Sonntagsblatt des „Bund“* [KWA III 2], Nr. 26, 4.7.1915, S. 413f.

Zum Titel vgl. *Editorisches Nachwort*, S. 139.

Gegenwärtig, mein Allerbesten, wohne und stationiere ich in einem ebenso altertümlichen wie freundlichen Städtchen, das noch fast alle seine alten Stadtmauern und Türme aufrechtstehen hat und das in der schönsten, anmutigsten Gegend liegt, die eine gesunde, lebhaftige Einbildungskraft sich vorzustellen vermag. Das
D 12 Land ringsherum ist so schön, so grün, so |einladend und einnehmend, so lieblich und in seiner weichen Lieblichkeit so bezaubernd, daß man sagen zu können scheint, es eigne sich wie für den Empfang einer Prinzessin. Ich versichere dir, daß ich entzückt bin und daß ich wünschen würde, ich könnte dir dieses tiefe natürliche Entzücken, diese ebenso große wie aufrichtige Freude in Sätzen und Worten einigermaßen richtig schildern. Was den Zweck betrifft, der mich hierher führte, so laß dir sagen, daß ich vor der Aufgabe stehe, einen Saal auszumalen, einem Auftrag, den ich, wie ich hoffe, mit einer gewissen Leichtigkeit erledigen werde, 15 wobei ich mir mit Vergnügen einbilden will, daß die Bezahlung eher schwer als leicht wiegen soll. Ich bewohne ein dunkelgetäfeltes, nettes Zimmer in der Vorstadt, dessen Fenster eine Aussicht gewährt, die so reizend ist, daß ich mir nicht habe nehmen lassen, sie zu zeichnen. Komm doch recht bald einmal zu Fuß zu mir, 20 und dann wirst du zu sehen bekommen, wie ich hier eingerichtet bin. Mit dem denkbar artigsten Empfang darfst du rechnen, und auf eine Fülle oder Ueberfülle von landschaftlichen Schönheiten darfst du dich, weil es hier von solchen wimmelt, im voraus gefaßt machen. 25

Neben dem eigentlichen Malgeschäft male ich, ähnlich wie es
D 13 bei dir mit dem Dichten ist oder sein mag, |nach der Natur. Ich gehe an die freie Luft hinaus, schaue mich am göttlichen Antlitz der Natur recht satt, trage irgendeinen tiefen Eindruck, ein vorgenommenes Bild oder Gewebe nach Hause, um den Gedanken 30 in der Stube auszufertigen, derart, daß mein Malen fast mehr ein Malen hinter als vor der Natur zu sein scheint. Die Natur, Bruder, ist auf so geheimnisvolle unerschöpfliche Weise groß, daß

man, wo man sie genießt, auch bereits schon unter ihr leidet; aber es fällt mir ein, mich glauben zu machen, daß es ja auf der Welt vielleicht überhaupt kein Glück ohne Beimischungen von Schmerz gibt, womit ich dir und mir selber recht eigentlich ganz
5 einfach nur sagen will, daß ich stark kämpfe. In die Farben, die in all der umherverbreiteten Natur sind, mischen sich Melodien. Nun treten auch unsere Gedanken noch hinzu. Ferner bitte ich dich, bedenken zu wollen, daß sich alles immer ändert, die Tageszeiten, Morgen, Mittag und Abend, daß die Luft an und für sich
10 schon etwas sehr Eigentümliches, Seltsames, Schwimmendes ist, das alle Erscheinungen umschwimmt, allem Gegenständlichen vielerlei befremdende Gesichter gibt, die Formen verwandelt, verzaubert. Stelle dir nun Pinsel und Palette, die ganze Langsamkeit des Handwerkzeuges, des handwerklichen Betriebes lebhaft
15 vor, womit der ungeduldig drängende Maler die tausend merkwürdigen, vagen, hin und her verstreuten Schönheiten, die dem Auge vielfach nur fluchtartig begegnen, einfangen, in ein Festes, Bleibendes bannen, zu blitzenden, aus der Bildseele mächtig aufleuchtenden, lebendigen Bildern umschaffen soll: dann wirst du
20 den Kampf verstehen, dann begreifst du ein Zittern! Ach, daß es doch nur schon auch mit der Liebe, die wir fühlen, mit der Freude, mit dem zufriedenen, bezaubernden Gedanken, mit dem Sehnen, dem heißen gutherzigen Wunsch oder mit dem bloßen reinen, glücklichen Schauen getan wäre.

25 Laß dich umarmen und lebe wohl. Eines ist sicher: wir beide, du Dichter wohl nicht weniger wie ich Maler, brauchen Geduld, Mut, Kraft und Ausdauer. Lebe etliche zwanzig- bis dreißigmal wohl, habe kein Zahnweh, sei stets bei einigem Geld und schreibe mir einen so langen Brief, daß ich eine ganze Nacht lang daran zu
30 lesen habe.

D 14

Wie mir in Erinnerung geblieben ist, lief ich eines Morgens, im Monat März, von Thun weg, wo ich in Stellung war, nach Bern, um zu Widmann zu gehen. Mit zwanzig Jahren pflegt man noch ziemlich überspannt zu sein. Demgemäß trug ich einen liederlichen hellgelben Hochsommeranzug, leichte Tanzschuhe, absichtlich wüsten, kühnen, dummen Hut, und von ordentlichem Kragen war ganz gewiß keine Spur an mir. 5

Der Tag war wild und kalt; düstere Wolken bedeckten den Himmel; aber die Landstraße wenigstens war sehr sauber. Von Dorf zu Dorf ging es mit eiligen, elastischen Schritten. Weil es Sonntag früh war, so gab es fast keinen Verkehr auf der Straße. In kalten stechenden Tropfen fing es an zu regnen, da man jedoch mit zwanzig Jahren noch in keinerlei Weise empfindlich ist, so gab ich auf die Unfreundlichkeit des Wetters herzlich wenig acht. 10 15

D 16 Die Welt sah dunkel, bös und hart aus, doch ich bin nie der Meinung gewesen, daß etwas Rauhes ganz und gar keine besondere Schönheit besitze.

In einem stillen Tannenwald glaubte ich mit hartem, strengem Laufen ein wenig innehalten zu dürfen. Hoch oben in den Aesten brauste der Wind. Das war für den jugendlichen Wanderer und anlaufenden Literaten Musik. Ich zog Bleistift und Notizbuch aus der Tasche und schrieb stehend und auf das Theater der Natur horchend einige gute oder schlechte, glückliche und gelungene oder verunglückte und verfehlte Verse. Alsdann lief ich keck und fröhlich weiter. 20 25

Das Land war gelb, braun und grau; hie und da wies es Stellen von feierlicher, ernsthafter, dunkelgrüner Pracht auf. Einiger alter

Vgl. Schweizerland [KWA II 5], Jg. 2, H. 5, Februar 1916, S. 277 (unter dem Obertitel „Drei Wanderstücke“).

Landhäuser oder Schlösser vornehme, imposante Schönheit wurde gern bewundert.

Gegen Mittag stand ich vor Widmanns Haus und klingelte am Gartentor zart an, worauf ein Mädchen herab- und herbeigesprungen kam, um dem Ankömmling und Anfängling zu öffnen.
5 Wer ich sei?

„Wer anders kann ich sein als derselbe, der vor einiger Zeit Herrn Widmann seine poetischen Erstlinge einsandte, von denen er sieben oder acht Stücke in seinem wohlbekannten Sonntagsblatt abzudrucken die große und hohe Güte hatte!“ D 17

So oder ähnlich hatte ich den Mut oder Uebermut, zu sprechen. Das hübsche, muntere Mädchen entfernte sich, um mich anzumelden. Bald darauf stand ich vor Widmann, der mich mit freundlicher Stimme und mit den Worten: „Ah, das ist ja der junge
15 Poet!“ willkommen hieß.

Ich versuchte etwas wie eine Verbeugung zu machen. Im Verbeugungenmachen und ähnlichen artigen Dingen war ich damals noch überaus ungeübt und außerordentlich unerfahren; jeder Art Höflichkeit gegenüber war ich noch ein ahnungsloses Kind.
20 Wie mußte außerdem den kleinen und geringen Menschen der Anblick des großen und bedeutenden einschüchtern. Indessen flößte mir seine edle Lebhaftigkeit sogleich das größte Vertrauen ein. Von Menschen, die zu bezaubern imstande sind, gehen Ermunterung und Ermutigung aus. Ich faßte mich, und in der Beruhigung, die ich fühlte, fand ich allerlei Worte, deren Keckheit und Jugendlichkeit freundlich anzuhören und zu billigen er Güte und Großherzigkeit genug besaß. Was ich vorbrachte, schien ihn
25 sogar zu interessieren.

Von Zeit zu Zeit musterte er begreiflicherweise ein wenig
30 mein sehr eigentümliches, dreistes, wohl fast schon etwas zu originelles Aeußeres, den Auf- und Anzug, das kecke, freche Kostüm, die rebellische, Modevorschriften in jeder Hinsicht verletzende töricht-eigensinnige Gewandung. Er tat das jedoch in al-

ler Gelassenheit und Freundlichkeit, ganz wie ein Fürst, der sich durch Kleinigkeiten in seiner Ruhe und Größe keinen Augenblick beeinträchtigen und stören läßt.

Auf dem Teppich kauerte ein Hund; das Zimmer sah wie die vornehme Behaglichkeit selber aus. Nach Verlauf ungefähr einer 5 halben Stunde fiel mir zum Glück ein, daß der Herr vielleicht noch anderes zu tun haben könnte, als mit jugendlichen Anfängern zu reden; ich fand es daher gescheiterweise für passend, aufzustehen und mich zu verabschieden.

Schon zur Jugendzeit beschäftigte mich das Dornröschen. Wenn ich aufmerksam zurückdenke und mir frühe Bemühungen, Versuche wieder frisch vorstelle, so fällt mir ein, daß ich oftmals redlich
5 bemüht war, dem holden, entzückenden Märchenkinde mit weichen oder groben, feuchten oder trockenen, üppigen oder mageren, feinen oder harten Versen einigermaßen nahezukommen. Sein wundervoller hundertjähriger Schlaf wollte mir nie aus dem Kopf gehen. Hundertjähriger tiefer Schlummer ist gewiß keine
10 Kleinigkeit. Laß doch einmal sehen!

Mancher kühne, beherzte, verliebte Abenteurer und Ritter mußte während dieser Zeit seine Kühnheit, Waghalsigkeit, Tapferkeit und Verliebtheit mit dem Leben bezahlen. In den Dornen kamen sie um, die Herren Glücksritter, Barone, Freiherren und
15 Grafen, edlen Jünglinge, adeligen Abkömmlinge, die mit jugendroten und frischen Wangen, mit blühenden Lippen und blonden Locken, mit heißen, blauen Augen, feuriger Einbildungskraft, heiterer, mutiger und schöner Stirne, behenden, geschmeidigen Gliedern, Schwert in der Hand, ritterlicher Feder auf dem Hut, zu
20 Fuß oder zu Pferd, das Jünglingsherz voll Jünglingsphantasien, durch die hellen und dunkeln Länder zogen, um ihre unbändige, stürmische Sehnsucht zu befriedigen, dem Dasein seinen Reiz, dem Leben sein Glück von der geheimnisvollen Brust wegzureißen. Mancher Liebenswürdige und Schöne, mancher Gute,
25 Mutige und Brave mußte in der mitleidlosen Umklammerung unbarmherzigen Gestrüppes, wegen des süßen schlummernden Mädchens, von dessen Schönheit die Gegenden redeten, ersticken und frühen Tod sterben.

Vgl. Sonntagsblatt des „Bund“ [KWA III 2], Nr. 12, 25.3.1916, S. 190f. (unter dem Obertitel „Zwei kleine Prosastücke“).

Einmal und so kam, heißt es in der holden, anmutigen Geschichte, aus weiter Ferne ein Königssohn daher, dem es beschieden war, hindurchzudringen. Mit verwegendem Ungestüm, wilder, unbändiger, löwengleicher Kraft, alle Gefahren als Vergnügen, Abwechslung und Kinderspiel betrachtend, mit dem Anblick
5 des drohenden Todes, Unterganges, Verderbens tändelnd und scherzend, als handle es sich für ihn nur um eine Kahnfahrt auf heiterem See oder um ein lächelndes Ballspiel auf grüner, lieblicher
D 21 Wiese, brach er sich durch die wirre Wildnis der Dornen, die neben seinem königlichen Willen, durchzubrechen, leicht zu-
10 sammensanken, freie Bahn und drang in unwiderstehlicher Sturm-
meslust, alle Hemmnisse, Hindernisse besiegend, in den Zauberpala-
st, in den Dornröschenpalast hinein, stieg die Treppe empor, die in den bekannten Turm hinaufführte, wo die rätselhafte Holde
15 schlummerte und küßte sie, als er sie sah, und vom Kuß erwachte
Dornröschen, und von da an gehörte sie ihm als Braut und Frau an und war sein; denn das Märchen zaudert und fackelt da nicht lang, und es hat auch recht, daß es nicht lange und breite Um-
stände macht.

Das ganze altersgraue Königsschloß erwachte, König und Kö-
20 nigin, das Gefolge und die königliche Regierung, die Minister und geheimen Räte, die Kammerherren und Kammerdiener, die Edelleute und Hofdamen, die Pagen, Kammerzofen, Jäger, Läufer und Heiducken, der Koch und der Küchenjunge, Bediente und
25 Mägde und die Kutscher in den herrlichen Livreen.

Ein alter, hingesunkener Traum wurde wieder lebendig, eine düstere, verdrießliche, müde Schauermär verwandelte sich in freundliches, entzückendes, lebendiges Leben. Bildung und Wis-
D 22 senschaft, Geselligkeit, Geschmack und die übermütigen Künste
30 fingen wieder an sich frei zu entfalten, und das ganze umliegende
Land erwachte wie aus langer, langer Trauer. Eine Welt war be-
freit! Im Park sangen und trällerten wieder die Vögel. Der Druck war gehoben, und die Fessel lag am Boden. Dichtung, Musik und

Malerei und das Handwerk reichten sich Sinn, Geist und Hand,
um das gesellige Leben am wiedererwachten königlichen Hof zu
vergolden und zu verschönen. Der Himmel lachte wieder blau;
majestätische Alpengipfel waren entschleiert. Der graue Vorhang
5 hatte sich aufgelöst; finsternisverbreitende Wolken verschwanden;
Bäume grüntem und blühten; Handel und Wandel ergossen
sich mit gefälliger Manier durch das weite, belebte Land.

Alles war in schönster Ordnung, alles war gut, glücklich und
schön; aber am allerschönsten und allerglücklichsten war das
10 hohe Hochzeitspaar, der edle Prinz und das liebe, süße, zarte
Dornröschen.

Unter den und den Voraussetzungen und Umständen lief ich eines frühen Morgens im Herbst aus dem Städtchen, wo ich bestens in Stellung gewesen war, munter fort. Zweierlei Dinge sind mir dabei lebhaft in Erinnerung geblieben: das prächtige Wetter und die Säuberlichkeit der Landstraße. Mein Anzug bestand in einer jägergrünen Hose und einem blauen und weißen Kittel. Letzterer würde eigentlich besser für den Sommer gepaßt haben; ich habe es jedoch in solchen kleinen Sachen nie genau genommen. Wandern, was bist du für eine helle, lichtblaue Freude!

Ich sprang fast mehr, als daß ich ging; mein Gehen war mehr ein Davonschweben als ein regelrechtes, festes, schwerfälliges Marschieren. Allerlei Landleute begegneten mir auf der schönen Straße, Bauern und Bäuerinnen. In die fröhliche Straße war ich förmlich verliebt. Echt bäurisches Land war es, durch das ich wanderte, Bergland und wieder Wiesenland, und nah am warmen Weg standen die allernettesten, allerfreundlichsten, allerzierlichsten Häuser, derart, daß ich mich ganz behaglich von ihnen anlachen und anheimeln lassen konnte. Ueber die Felder, Hügel, Aecker und Wälder lächelte, tanzte und blendete die schönste Morgensonne. Ich kam nach und nach in die Berge hinein, und bald gelangte ich in ein einsam gelegenes, ringsherum von hohen, schroffen Felsen umschlossenes Dorf; es war das Geburtsdorf meiner Mutter. Fremdartig und zugleich auch vertraut und verwandt mutete mich die Ortschaft an. Die ganze Welt und ich selber kamen mir wunderbar alt und jung vor; Erde und Erdenleben wurden mir urplötzlich zum Traum, und es war mir, als sei mir alles ganz leicht verständlich und zugleich wieder völlig unerklärlich.

Vgl. *Neue Zürcher Zeitung* [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 86, 24.1.1915, 1. *Sonntagblatt*, S. [1f:] (unter dem Titel „Wanderung“).

Schüchtern, weil ich auf gewisse Weise verblüfft, verzagt und verduzt, oder wer weiß, vielleicht sogar von irgendwelchen Bergzaubern verzaubert war, trat ich ins stolze, ehrsame Gasthaus, ließ mir etwas Weniges zu essen und zu trinken geben und erkundigte mich bei der Wirtin mit unsicherer Stimme nach den Vorfahren meiner Mutter. Die Wirtin schaute mich kalt, groß und gleichgiltig an, schüttelte den Kopf, schien über mich und meine Empfindsamkeit einigermaßen verwundert zu sein und sagte mir, daß sie mir nichts zu sagen vermöge. Es sei ihr leid, und dabei tat die Frau weiß Gott wie stolz und fremd und zugeknöpft. „Warte du nur!“ dachte ich bei mir, tat nun meinerseits ebenso fremd, fragte grob und barsch, wie viel ich zu berappen oder zu bezahlen habe, zahlte und legte her, was ich etwa schuldig sein mochte und ging auf und davon.

Wunderschön erschien mir das Land. Der Gedanke, daß meine liebe Mutter hier ihre Jugendzeit verbracht habe, hier zur Welt gekommen sei, ergriff mich tief; da trat mir auf der Straße von links oder von rechts oder von ich weiß nicht woher ein Landjäger entgegen, und mit einem forschenden Blick auf meine eben preisgegebene und beschriebene Ausstaffierung von phantastischem Grün, reizendem Weiß und hoffnungsfreudigem Blau bat er mich still, ihm meine Heimatpapiere vorzuweisen. Er bekam sie zu sehen, und leise durften wir beide uns hoffentlich hübsch sachte wieder von einander trennen, eine Uebereinkunft, die beiden wahrscheinlich gleich lieb und angenehm war.

Bald darauf, da es leise und vorsichtig Abend zu werden begann, trugen mich meine Schritte durch ein so stattliches, behäbiges, behaglich-wohlhabendes Dorf, wie ich in meinem Leben noch keins gesehen und betreten hatte. Was für breite, hochachtbare Häuser, was für schöne, große Ställe, Gärten, was für prächtige, respektherausfordernde Wirtschaften waren das! Aus einem

2 verduzt] verduzt D

Garten heraus grüßte mich eine nette, hübsche Frau; ich hätte ein Grobian sein müssen, wenn ich sie nicht wieder begrüßt und beehrt haben würde. Zum Glück entpuppte ich mich aber nicht als Grobian und Flegel, sondern als Mensch von Sitte, etlicher Manierlichkeit und einiger guter Erziehung.

5

Wie schön, wie zutraulich war es nun im dunkleren und dunkleren Abendland geworden. Grüne, gute Matten schlichen zart und fein und freundschaftlich vor mir hin; Gedanken allerlei Art schlichen wie schmeichlerische Kätzchen dicht hinter mir her. Mancher von diesen Gedanken machte mich unverhofft leise oder laut lachen. Angenehme Hoffnungen, reizende, frohe Aussichten, liebe, süße, kleine Träume begleiteten mich, sprangen mir auf goldenen, leisen Füßen zierlich nach, machten mich reich, leicht, sorglos und zuversichtlich. Und wie war die abendliche Straße so herbstfeucht und weich. Schon legte einiger weißlicher Nebel sich in Streifen und Geisterlinien über die benachbarten Wiesen, die zu schweben schienen, und aus den Fenstern der stillen Häuser strahlten da und dort bereits die Lampen. Dunkle Menschengestalten! und alles rund herum so tief, so uralte schön, so still, so schwarz und lautlos.

20

Ich trat ins nächste Gasthaus, wo ich mir ein hübsches, gesundes, gutes, reichliches, tapferes, braves, wehrhaftes, leichtes Abendessen aufischen und auftragen ließ. Ein ähnlich wie ich fahrender und reisender Handwerksbursche verzehrte ein ähnliches Essen. Wie appetitlich und heimelig war die dunkelgetäfelte Gaststube, und wie freundlich-herablassend war die gute mitmenschliche Wirtin. Ich ließ mir ein Zimmer geben, selbstverständlich kein fürstliches, sondern nur ein ganz vernünftiges, mäßiges, zweckentsprechendes, bescheidenes und fand dasselbe voll Aepfelgeruch und frischer Herbstluft, und köstlich schlief ich im guten Bett. Im Traum erquickte ich mich an allerhand unerhörten Kühnheiten und Schönheiten.

30

Am andern Morgen sah ich die Aepfel zerstreut am Boden liegen; ich brauchte nur emsig aufzulesen und mutig zuzubeißen. Göttlich schön aber war die Aussicht aus dem Fenster. Ich steckte den Wanderkopf mit unaussprechlicher Lust an die mädchen-
5 und lünglingfrische, himmlisch reine, zarte Morgenluft hinaus D 28 und schaute und atmete voll Wonne, voll Entzücken die grüne, goldig-fröhliche Landschaft an und in mich hinein. Feiner, weißer, bläulicher Hauch lag über der Welt; Kühle und Wärme stritten miteinander. Grün und Blau und Gold, Sonnigkeit und
10 Heimlichkeit gaben das schönste Gemälde ab; dazu war es Sonntag, und um alle weichen, grünen, märchenerzählenden Hügel herum klangen die lieben, milden, Streit, Unruh und Unzufriedenheit versöhnenden Sonntagsglocken.

Bald war ich wieder auf meiner bevorzugten und beliebten
15 Landstraße und marschierte mit neu gewonnenen Kräften weiter. Gegen Mittag betrat ich ein Städtchen. Alles war so schön und fein herausgeputzt darin, alles glänzte, lächelte und fächelte sonntäglich, träumerisch-feierlich, derart, daß ich mir im besagten Wanderkleid fast wie ein Räuber, wie eine Art Rinaldini er-
20 schien. Stieß nicht eine hübsche junge Dame, als sie an mir vorübergehen wollte, einen leisen Schreckensschrei aus, und erwies sich das Mädchen etwa nicht als meine Cousine? Freilich!

Es gab ein Grüßen, Ausfragen, Lachen. Hierauf zog sie mich in ihr Elternhaus hinein, wo ich vor ihre Mutter, meine Tante,
25 gestellt wurde. Dann gab es ein gutes Mittagessen. Nachmittags D 29 lernte ich neue und andere Leute mit Geschwindigkeit kennen, selbige Leute natürlich ihrerseits auch mich. Ueber Nacht blieb ich im Haus.

Als ich am nächsten Morgen fortlaufen und Abschied nehmen
30 wollte, bot mir die Tante mit vieler liebevoller Freundlichkeit einen andern Anzug an, weil der meinige, wie sie ernsthaft versicherte, doch wohl nicht mehr so recht als die Spitze des Passenden und Gebräuchlichen angeschaut und betrachtet werden könne.

„Er paßt mir aber herrlich, liebe Tante“, rief und entgegnete
 ich voll Feuer, „und ich muß Sie bitten, mir doch um Gotteswillen
 nicht zu zürnen, wenn ich Ihr sicherlich herzlich gut gemeintes
 Anerbieten ablehne. Ich nehme mir Dreistigkeiten, Unfolgsam-
 keiten heraus, nicht wahr; aber sehen Sie, dieser wunderliche An- 5
 zug ist ein Stück meines eigensten Wesens, und wenn er nun auch
 ein wenig närrisch, toll und dumm aussieht, so kann das ja ganz
 und gar nichts schaden. Liebe Tante, ich will von Herzen gern
 ein wenig abstechen und nach Wunderlichkeit aussehen. Diesen
 meinen scheinbar ein wenig verrückten Anzug habe ich freiwillig 10
 gewählt, und nun soll er auch ehrlich an mir hängen und haften
 D 30 bleiben, wenn mir aus Festigkeit und Beharrlichkeit noch so viel
 Widerwärtiges und Unangenehmes erwachsen mag. Ich soll mich
 nicht davor fürchten, Eigenart zu zeigen und Eigentümlichkeiten
 zu offenbaren. Wohin, in welchen traurigen Abgrund von Zwei- 15
 felhaftigkeit würde mich solches bängliches, zaghaftes, wankel-
 mütiges, schwächliches Wesen führen. Was für Schmähungen,
 Verleumdungen, Treulosigkeiten durch mich selbst und an mir
 selbst begangen, müßten daraus entstehen. Ein Mensch habe den
 Mut sich zu geben und zu tragen, wie er einmal ist. Da ich ein- 20
 mal selber wie mein Aeußeres bin, so lügt wenigstens mein Kleid
 nicht, und wenn irgend jemand bei meinem Anblick sich denkt,
 daß ich sicherlich ein merkwürdiger Geselle sei, nun, so mag er
 meinerwegen recht haben. Was kann mich das weiter kümmern?
 Besten und schönsten Dank immerhin, daß Sie mich neu haben 25
 ausstatten wollen. Ich will indes glauben und fest überzeugt
 sein, daß ich mich im Gewande solch hergebrachter guter Sitte
 einstweilen durchaus nicht wohl, sondern nur unwohl und unbe-
 haglich fühlen würde. Vielleicht werde ich selber einmal mit den
 Jahren dazu kommen, meinen Eigensinn wenn nicht völlig abzu- 30
 legen und fortzuwerfen, so doch abzuschwächen. Ich glaube, daß
 D 31 ein|mal eine solche Zeit für mich kommt. Nun wohl, ich möchte
 mich nicht übereilen; denn Jugendlichkeiten sind ein Besitztum

und Eigentum der Jugend. Heute bin ich noch toll. In zehn Jahren kann es vielleicht anders sein. Was aber dann? Was Gutes und Rechtes werde ich mir als Ersatz des Verlorenen und Abgestreiften alsdann angeeignet haben?“

- 5 So oder ähnlich redete ich, und indem ich der Tante für ihre Freundlichkeit mit ihrem guten Willen nochmals Dank sagte und sie um gütige Verzeihung bat, daß ich eigener Meinung zu sein, eigenes Gefühl zu haben und eigene Anschauung zu nähren wagte, nahm ich Abschied von ihr und ging voller Fröhlichkeit und
- 10 voll froher Zuversicht weiter.

Verfasser dieser Zeilen schrieb einmal vor Jahren eine Art Lustspiel, das leider dadurch, daß er es in tausend kleine Fetzen zerriß, den Bühnen für immer verloren gegangen ist. Unersetzlicher Verlust!

5

So viel ich mich noch zu entsinnen vermag, handelte es sich um folgende Geschichte:

Eine Bande, Gruppe, Rote oder Gesellschaft von fahrenden Künstlern langte eines Abends, ich weiß nicht mehr genau um wie viel Uhr, vor einem fürstlichen oder herzoglichen Palast an, woselbst sie, obgleich dies ein wenig romantisch, abenteuerlich und unwahrscheinlich klingt, vom Herrn Herzog in höchsteigener herzoglicher Person auf das artigste, schönste, beste, freundlichste, netteste und gnädigste empfangen und aufs liebenswertigste willkommen geheißen wurden, worüber sich die wilden, tollen 10
Gesellen selbstverständlich nur freuten, und zwar aufrichtig und ehrlich. 15

D 33 „Malet, meißelt, dichtet, komponiert, singt, tanzt und spielt mir hier ganz nach Belieben und Vergnügen“, sprach der erlauchte Herr in einer edlen Anwendung von Freimut und Freigebigkeit 20
und mit herzoglich-herzlicher Gebärde zu den Herren Artisten, und er fuhr fort zu reden, indem er sagte: „Benehmt euch hier so ungezwungen wie möglich. Laßt es euch wohl sein, eßt mir und trinkt mir, so viel ihr wollt. Verschönt und verherrlicht mir meinen Hof mit der Anmut und der Gediegenheit eurer Künste. Seid 25
frei innerhalb der Grenzen meines Landes und innerhalb meines Machtbereiches wie Freiherren. Küche und Keller stehen euch jederzeit zur beliebigen Verfügung. Ich möchte euch aber immerhin freundschaftlich ersuchen, einen Gebrauch, aber keinen Mißbrauch von der Freiheit, die ihr hier genießen sollt, machen 30

Vgl. *Sonntagsblatt des „Bund“* [KWA III 2], Nr. 41, 15.10.1916, S. 652–655.

zu wollen. Euer feines Anstandsgefühl und euer lebhafter Sinn für Takt sei die einzige Einschränkung, die ich euch auferlege, und euer guter Geschmack feßle euch. Ich weiß zum voraus, daß ich mit eurer Aufführung zufrieden sein werde.“

5 Als die Künstler den guten, leutseligen, kunstfreundlichen Herrn solche wohlwollende und huldreiche Worte reden hörten, schmunzelten sie und rieben sich vor Vergnügen sozusagen die Hände, und indem sie sich verbeugten, fühlten sie sich veranlaßt zum Herzog zu sagen: D 34

10 „Machen Sie sich hinsichtlich unseres Betragens bitte recht sehr ja doch keine Sorgen; denn wir versprechen Ihnen, uns jederzeit so aufzuführen und uns so zu bewegen, wie es sich für Künstler schickt und wie es unserer Natur und unserem Wesen entspricht.“

15 Der Herzog lächelte und war mit einer Antwort, die doch ziemlich ironisch gefärbt war, was er wohl merkte, ganz und gar zufrieden; denn er war ein wahrhaft großer Herr, der die Kunst leidenschaftlich liebte.

Freilich rümpften vom ersten Tage an schon die Edelleute, die 20 den herzoglichen Hof mit ihrer stolzen Gegenwart schmückten, über das Künstlerpack oder -Volk die Nase. Solches sehend und ähnliches ahnend, sagte der Herr zu seinem adeligen Gefolge:

„Benehmt euch allezeit gegenüber den Künstlern artig, ich wünsche es.“

25 Und zu den Künstlern sagte er dasselbe, nämlich:

„Benehmt euch allezeit gegenüber meinen Edelleuten artig, ich bitte euch.“

Unter den Künstlern zeichneten sich aus und ragten besonders hervor: Pinsel, ein Maler; Bogen, ein Musiker oder Komponist; Zeile, ein Novellist; 30 Silbe, ein überaus tiefsinniger, zarter Lyriker, und Weidlig, ein Possenreißer oder Narr. D 35

Die Herzogin, eine edle und schöne Frau, interessierte sich lebhaft für wen? Natürlich für Silbe, der, falls wir nicht schlecht

sondern gut unterrichtet sind, Verse verfertigte und Gedichte machte, die mit ihren zarten Worten denselben Effekt hervorriefen und denselben Eindruck machten, wie der Mond mit seinen Mondstrahlen. Die Herzogin überschüttete Silbe förmlich mit Gnade, derart, daß derselbe beinahe den gesunden Verstand verlor, weil er vor lauter Schweben und Schwelgen in der allersüßesten Gunst nicht mehr wußte, was links und was rechts war und wo ihm der Kopf stand. Die Welt drehte sich rund um ihn herum, und er fürchtete eine geraume Zeitlang, daß ihn das Entzücken über den nachhaltigen starken Erfolg verrückt machen könnte. Wer verliert nicht die nüchterne Be- und Gesinnung, den eine Herzogin bevorzugt? Die üppige Gnade erstickte ihn fast, und er kam fast um vor Glück. Silbes Gedichte besaßen allerdings einen so hinreißenden Schmelz, einen so schmelzenden, berückenden Glanz, daß man sich über die Tatsache, daß ihn die Herzogin zu ihrem Vorleser ernannte, durchaus nicht zu verwundern braucht.

D 36 Silbe war, wie gesagt, selig. Zeile, der Prosaist, ¹saß in einem weitabgelegenen, aus lauter Goldfäden und Hirngespinnsten gewobenen, seltsam abenteuerlichen und phantastischen Zimmer oder Geistergemach und schrieb an einer harten, kurzen, knappen, gedrunghenen, zusammengedrückten heroischen Novelle, deren Stil so präzise und prägnant war, daß es wie Donnerschläge durch das Schloß schallte, eine Bemerkung, die freilich etwas kühn ist.

Bogen arbeitete und schaffte an einer Sonate, die bei weitem die Mozartischen übertreffen zu wollen schien.

Pinsel pinselte und malte an einer gewaltigen, nächtlichen Landschaft, von der er überzeugt war, daß sie sein Meisterwerk werden mußte, und Weidlig, der Narr, tanzte zur Belustigung eines zahlreich versammelten, hochvornehmen Publikums im Park herum, der in seiner Sommerüppigkeit und Herrlichkeit schön wie ein Traum und träumerisch wie eine Dichtung war.

Die Zeit stand nicht still, sondern ging unaufhaltsam ihren Gang, und mit der Zeit, die stets allerlei mehr oder weniger unvermutete Veränderungen mit sich zu bringen und führen pflegt, wurden die Künstler übermütig. Die Kunstübungen wurden vernachlässigt, der künstlerische Eifer ließ bedenklich nach; statt Kunstwerke hervorzubringen, legten die frechen Leute einen Eifer an den Tag, das Leben zu genießen und es sich verhältnismäßig wahrscheinlich nur allzu wohl sein zu lassen. Sie vergaßen fast völlig, was sie der hohen, strengen Kunst schuldig waren und gaben sich infolge liederlicher Vergeßlichkeit und Treulosigkeit sozusagen allen möglichen materiellen Schwelgereien so gut wie gänzlich hin. D 37

Silbe bewies einen geradezu erschreckenden Mangel an Lust, Gedichte vorzulesen und zu verfassen. In einer neckischen, schelmischen, graziösen Kammerzofe schien er plötzlich die Verwirklichung und Erfüllung aller seiner angesammelten und hochaufgestapelten Träume, Wünsche, Phantasien und Einbildungen endgültig entdeckt und gefunden zu haben, eine Verwandlung, worüber sich die arme, betrogene Herzogin, welcher ausschließlich und kontinuierlich zu huldigen Silbe in jeder Hinsicht sich verpflichtet fühlen mußte, begreiflicherweise im höchsten Grad empörte. Sie eilte zum Herzog, ihrem Herrn Gemahl, und beklagte sich über die weitgehende Unverschämtheit und auserlesene Unverfrorenheit des treulosen Silbe, dem es völlig verleidet zu sein schien, Silben abzuwägen und Reime zu drehen, in den beweglichsten und bittersten Tönen.

Zeile fand es nachgerade recht langweilig, Prosazeilen zu schreiben, Gedanken oder Gestalten aufzustellen, Geschichten zu erfinden, Erzählungen zu erzählen, und ein ödes, trockenes, steifes Geisterleben zu führen. Infolge dieses offenbar in jeder Weise begründeten Ueberdrusses verliebte er sich in eine Hofdame, von welcher behauptet werden kann, daß sie so schön und verführerisch war wie Mondschein in milden und bezaubernden D 38

Sommermitternächten. Bogen, der Komponist, erwies sich als ausgezeichnete Kenner und Verbraucher von feinsten Weinen. Pinsel schleuderte in einem scheinbar durchaus berechtigten Anfall von Unmut den Pinsel fort, indem er erklärte, daß er der Ruhe, der Erholung und der Zerstreuung dringend bedürfe. Die Folge dieser Kundgebung war ein augenblickliches, bedauerliches Stokken der Malerei, ein augenfälliges, betrübliches Stillstehen der Kunst und eine offenkundige, überaus glückliche Verständigung mit den auserlesensten Freuden des Daseins.

Mit Weidlig, dem Spaßmacher, gab es insofern eines Tages einen gröblichen Hofskandal, als die Herzogin in ihm ihren einstmals von Räubern geraubten, von unverantwortlichen Spitzbuben entführten, jetzt aber glücklicherweise wiedergefundenen lieben Sohn erkannte. Der abenteuerliche Vorfall verletzte manchen hohen und aufs Höchste gesteigerten Begriff von Schicklichkeit. Der gute Ton legte auf dieses beklagenswerte Ereignis hin für mindestens vierzehn Tage tiefe Trauer an, weil er sich fast krank ärgerte und grämte.

Zwischen den stolzen Edelleuten und den bekanntermaßen ebenso stolzen und frechen, wenn nicht noch stolzeren und anspruchsvolleren Künstlern kam es außerdem zu wiederholten unangenehmen Reibereien. Die Situation fing deshalb an unhaltbar zu werden.

Durch das Gefühl bewogen, das ihnen sagte, daß ihnen der Aufenthalt am Hof und im herzoglichen Schloß auf die Dauer vermutlich eher schädlich als nützlich und dienlich sei, traten die Künstler zu einer feierlichen und geheimen Beratung zusammen, wobei sie den fraglos herzhaften und schönen Entschluß faßten, dem Schlemmer- und Schlenderleben den Rücken zu kehren und wieder auf Wanderschaften zu ziehen. Sie kamen überein, ihren Willen, aufzubrechen und abzureisen, dem gnädigen Gönner und Beschützer der Grazien, nämlich dem Herzog, mitzuteilen, und das taten sie denn auch bei der nächsten Gelegenheit.

„Wir fühlen“, sagten sie zum Fürsten, „daß uns |frische Luft, D 40
starke Bewegung, rauhe Umgebungen, Wind, Wetter, die kräftige
Natur und Umgang mit groben, unabgeschliffenen Menschen
höchlich nottun. Die Hofluft, so fein und anziehend sie auch
5 immer sein mag, macht uns gewissermaßen krank, hemmt unsere
schöpferischen Geister. Wohl sehen wir zur Genüge ein, daß
wir undankbar erscheinen müssen. Nichtsdestoweniger bitten
wir um gütige Verabschiedung und Entlassung; wir sind bereits
reisefertig.“

10 Der Herzog war erstaunt und betroffen und rief mit bedauerlicher
Miene und Stimme aus: „Ist es möglich? Wollt ihr wirklich
abreisen?“

Er schaute die reisefertigen Leute eine Weile fast ungehalten,
jedenfalls sehr verwundert, vielleicht sogar ein wenig verdrießlich
15 an. Bald jedoch hatte er sich von der Bestürzung erholt, und indem
er auf eine artige und gewinnende Art lächelte, schwang er
sich zu folgenden freundlichen, gütigen Worten auf und hielt folgende
gehaltvolle und holde Abschiedsrede:

„Liebe, treffliche Künstler. So sei es denn, wie ihr wünscht, und
20 so zieht denn in Gottesnamen hin, wohin euch der Geist treibt.
Gerne möchte ich euch freilich sagen: Bleibt doch noch eine Zeitlang!
Aber da ich euch entschlossen sehe, wegzugehen, weil eure
eigentümliche Natur euch weiterdrängt, so darf ich |euch nicht D 41
binden, sondern muß euch entbehren, indem ich euch erlauben
25 muß, mich zu verlassen. Aber schön ist es nicht von euch, daß ihr
mich verläßt, wo ihr doch genau wißt oder wissen solltet, wie viel
Anteil ich an euerem Wesen und Treiben nehme und stets genommen
habe. Undankbare!

„Doch ich will euch nicht schelten; denn das wäre unfreundlich.
30 Einen gewissen Schmerz vermag ich in diesem Augenblick
nicht gänzlich zu unterdrücken, und ungern genug sehe ich euch
scheiden und weiter wandern. Meldet euch bei meinem Finanz-

minister und sorget, daß er euch für eure hohen Verdienste und vorzüglichen Leistungen redlich ausbezahle.

„So verläßt mich also jetzt die holde Malerei. Die edle Dichtkunst läßt mich im Stich. Gesang und Musik, reizende, erfinderische Göttinnen, haben es darauf abgesehen, die Flucht vor mir zu ergreifen. Das tut mir aufrichtig weh, und ich werde mich lebhaft nach euch sehnen, sobald ihr fort seid. Mein Palast wird ohne euch öde, traurig und trocken sein; ich muß mich hierauf gefaßt machen.

„Zürnen sollte ich euch! Wankelmütig, launenhaft und trügerisch sollte ich euch nennen; aber es liegt vielleicht in eurem wilden, allzulebhaften Wesen beschlossen, daß ihr Ruhe, Glück, Bestand und Behagen schwerlich oder überhaupt nicht zu genießen versteht: Eben erst auf ruhigem und schönem Boden festen Fuß gefaßt, jagt es euch auch schon wieder in die Ferne. Sicherheiten scheinen für euch keine Sicherheiten zu sein; vom Gemessenen umgeben, dürstet ihr auch schon wieder nach dem Duft, Geruch, Genuß des Schrankenlosen und Ungemessenen.

„Kinder seid ihr! Somit hat es keinen Sinn, euch böse zu sein, und es wäre geschmacklos, Anhänglichkeit und Dankbarkeit von euch zu verlangen. Lebt wohl!

„Als ihr hier anlangtet, freute ich mich. Aber eure so unvermutete Kündigung freut mich nicht, und eure rasche Abreise muß mich verstimmen. Eure tollen Streiche haben mich oft herzlich lachen gemacht, und eure Uebungen haben mir die lange Zeit vertrieben.

„Warum habt ihr Künstler nirgends rechte Ruhe und bleibenenden häuslichen Aufenthalt? Ich beklage das, werde mich aber immerhin zu fassen haben. Seid ihr vielleicht die deutlichen Wahrzeichen der ruhelosen, unruhreichen, armen, hin und her von einem Verlangen in das andere geworfenen, niemals zu befriedigenden, ewig ungesättigten, unglücklichen Menschheit überhaupt?

‡ „Lebt nochmals wohl. Laßt mich von Zeit zu Zeit vernehmen, wie es euch geht und kommt bei guter Gelegenheit einmal wieder.“ D 43

Um die und die Zeit, d.h. vor etlichen Jahren, reiste ich, wie ich glaube, eines schönen Tages im Sommer zu Fuß von München nach Würzburg. Ein flinker, dummer, unerfahrener, junger Mensch flog da nur so dahin, nämlich ich selber. Das Wetter war
 5 heiß und prächtig. Der Anblick der Welt war eine Art Gemisch von Blau, Gelb und Grün. Blau war der hohe, helle, weite Himmel; grün waren die Wälder, durch die ich lief, oder an denen ich vorbeihuschte, und gelb die weitausgedehnten, üppigen Kornfelder zu beiden Seiten der breiten Landstraße. Eine andere schöne,
 10 vielbedeutende Farbe war Weiß; denn es flogen mit dem eiligen Wanderer und emsig laufenden Landsknecht, allerdings nicht auf harter Erde, sondern hoch oben in der Luft, weiße Sommerwolken wie große, gewaltige Schiffe im blauen Meere. Da ich die
 15 Gewohnheit hatte, jahraus, jahrein knapp bei Geld zu sein, so drückte mich das Barvermögen, das ich mit mir trug, auf keine Weise. An den Füßen trug ich eine Art Turnerschuhe aus Segeltuch, daher marschierte ich leicht wie der Wind und ungebunden wie der freie Gedanke durch die Gegenden dahin. Mir kam es vor,
 20 als wolle mich ein Wind fortfehen und wegjagen, so rasch lief ich davon.

In München hatte ich einige literarische Persönlichkeiten von Rang und Belang bestens kennen gelernt; aber ich hatte seltsame, drückende Empfindungen bei den künstlerischen und literarischen Asembleen, für die ich nicht recht taugte. Das Nähere und
 25 Genauere weiß ich nicht mehr genau; nur so viel weiß ich: mich trieb es aus allen Salons, wo Feinheiten und Exküsen herrschen, fort in die offene Welt, wo Wind, Wetter, grobe Worte, unsanfte barsche Manieren und alle Rücksichtslosigkeiten und Rauheiten regieren. Jung und ungeduldig, wie ich war, vermochte ich
 30

Vgl. Sonntagsblatt des „Bund“ [KWA III 2], Nr. 45, 14.11.1915, S. 714–719.

die Luft der vornehmen Abgeklärtheit nicht zu ertragen. All das tadellose, schnurgerade, tipp-toppe, elegante Benehmen flöste mir hauptsächlich nur Kummer und eine Sorte Furcht ein. Allmächtiger, guter, großer Gott, wie ist Wandern im Sommer auf deiner heißen, weiten, stillen Erde schön: mit damit aufs schönste verknüpftem ehrlichen Durst und Hunger. Alles so still und hell, und die Welt so weit.

Der Wanderanzug, den ich trug, hatte gewissermaßen süditalienisches Aussehen. Es war eine Sorte oder Espesse Anzug, mit dem ich mich in Neapel zu meinem Vorteil hätte sehen lassen können. Im wohldurchdachten, wohlabgemessenen Deutschland schien er jedoch mehr Argwohn als Vertrauen und mehr Ab- als Zuneigung zu erwecken. Wie war ich mit dreiundzwanzig Jahren keck und phantastisch. D 46

Ich will mit kühn und wenn möglich genial skizzierendem Bleistift und einigen leichten, zwanglosen, flotten Farbenanwürfen über die Wanderung rasch wegfahren.

Mein Gedächtnis hat treu aufbewahrt: eine im heißen Sonnenlichte stehende Gruppe von mächtigen Landwirtschaftsgebäuden, einen Trupp oder fröhliche Gesellschaft von fahrenden und daherstreichenden Handwerksburschen, einen grünen, scharfbewaffneten, im übrigen aber höflichen und menschenfreundlichen Landjäger, der meine Reisepässe und Ausweispapiere visitierte und musterte, Haufen von Meilen- oder Kilometersteinen, ein gastliches Wirts- oder einladendes, wirtliches Gasthaus, wo ich im Freien, unter dichtem behaglichem Gartengrün ein hellbraunes, reizendes, entzückendes Wienerschnitzel verzehrte, weiße Striche grünen ebenen Landes, ein zerlumptes, verlottertes, verkrachtes, verbogenes, verödetes, einsames Gehöft oder Haus mit höchst malerischer, poetischer Lumpen-Unordnung davor, überflüssig viel Mittaghitze, ein Akazienwäldchen in der Nähe einer Landstadt, die Verlassenheit und Entlegenheit derselben, ein stolzes Schloß, Landgut, Gutshof oder gebieterischer Ritter- D 47

sitz in blendend heller, glitzernd heißer Landschaft, eine ganz
sonderbare tolle, merkwürdige, seltsame alte Stadt im Geschmack
des siebzehnten Jahrhunderts, durch deren enge, stille, verträum-
te, fabelhafte Gassen, die in rührend schönem Sommerabend-
Goldlicht schwammen, ich wie durch einen Traum, wie durch das
wehmutvolle Exempel übriggebliebenen, ehemaligen, kräftigen
Blütezustandes selber, wie durch einen Beweis des Unglaubwür-
digen, leise marschierte; Einkehren in verschiedene höhlenartige,
dumpfe Wirtsstuben, wo dunkles, dickes Bier verabfolgt wurde,
aus Löchern und Trinkhallen wieder hinaus auf die Straße treten,
einen trägen, schwärzlichen Fluß und später wieder eine Stadt,
nebst diversem Sonstigem und anderem.

Würzburg ist eine überaus sehenswürdige Stadt. Das erste,
was ich tat, als ich endlich, nach mancherlei tapfer überstande-
nen und erduldeten Mühseligkeiten dort ankam, war, daß ich zu
D 48 einem Friseur eintrat, um mich gehörig rasieren zu lassen; denn
ich fühlte und ahnte lebhaft, daß ich nachgerade einige Ursache
haben könnte, mir etwelche Eleganz anzueignen. Zweitens kaufte
ich mir in einem vornehmen Schuhgeschäft ein Paar neue feine
Stiefel, da die, die ich anhatte, höchstens noch tauglich zu sein
schienen, Mißtrauen, Verachtung und Verdacht zu erregen. Drit-
tens fühlte ich mich gezogen, getrieben und bewogen, wacker
mittagessen zu gehen und trat infolgedessen mit staunenerre-
gender Frechheit, mit den kalten und gelassenen Gebärden eines
Gesandtschaftsattachés und mit der energischen Miene eines sie-
ges- oder todesentschlossenen Ueberwinders von Beschwerden,
Schwierigkeiten und Hindernissen in ein allererstes und feinstes
Hotel-Restaurant.

Man schien verblüfft zu sein, als man mich sah.

„Bitte sehr, Sie hier, sagen Sie doch zu allererst, bevor Sie wa-
gen, hier einzutreten, was wollen Sie gefällig hier?“

Mit dieser etwas brüskten und herausfordernden Anfrage warf
sich dem Angreifer und Eindringling ein schwarz- und edelge-

kleideter Herr, anscheinend der Geschäftsleiter selber, abwehrend entgegen; aber alle mutige oder sogar heldenmütige Verteidigung einer in der Tat stark und heftig bedrohten Festung loder Stellung nützte nichts mehr. Der Gegner war zu mächtig. D 49

5 Nämlich niemand anders als ich! Ich sagte:

„Was ich hier will, fragen Sie? Wie ist es möglich, daß man lang und breit fragen kann, wo man doch, bei nur einiger weniger Welterfahrung, auf den ersten Blick sehen muß, daß es sich um Hunger, und zwar um rechtschaffenen redlichen Hunger und um möglichst schleunige Beseitigung desselben handelt. Was ich will? Essen will ich! Dies hier ist, wie ich sehe, eine Oertlichkeit, wo vornehmste bürgerliche und adlige Herrschaften zu speisen und Erquickung zu holen und zu finden pflegen. Da nun auch ich im höchsten Grad, wie mir scheint, erholungs- und sättigungsbedürftig bin, so trete ich mit Ihrer Erlaubnis hier ein; denn ich glaube mich keine hundert Jahre lang besinnen zu sollen, ob dies ein passendes Lokal für mich sei oder nicht. Keine Umstände, mein Herr! Machen Sie gütigst Platz! Mit so vornehmem, großartigem und bedeutendem Appetit, wie der meinige in diesem Augenblick unbedingt ist, darf und soll ich nach meinem Dafürhalten und laut meiner Auffassung, die sich auf schlichten schlechten Menschenverstand stützt, in jedes, selbst ins feinste und ausgezeichnetste Haus treten.“

Schon war ich hineingestürzt und hatte bereits mitten unter schmausendem Hochadel und sonstiger bemerkenswerter, tafeln- D 50 der Elite Platz genommen. Es wimmelte da von respekteinflößenden Habichtsnasen und verachtungsvollen Blicken aus Augen hinter einklemmenden Augengläsern. Der Saal besaß eine frostige Schönheit. Ich, indem ich mich wie ein Reichsgraf bedienen ließ, war der sicherlich durchaus nicht erbauliche Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Prächtig nahm sich zwischen auserlesenster Auslese denkbar bester Gesellschaft mein auserlesenes Wanderburschenwesen aus. Noch heute denke ich mit Vergnü-

gen daran; denn Jugend ist unnachahmlich, und nur in der Jugend besitzt man genügend heiteren Trotz, um fröhliche Streiche glücklich auszuführen. Unsere mutwilligen Jugendstreiche sind wahrlich nicht das Beste, aber sicher auch nicht das Schlechteste an unserem Leben.

5

Da solche verschwenderische, prahlerische Lebensweise bei spärlichen und kläglichen Mitteln ein offenbar fürchterliches Loch in seine magere ärmliche Kasse reißen und den gesamten Wohlstand, über den er verfügte, untergraben und jämmerlich durchbohren mußte, so sah sich jetzt der kühne Welt- und Le-
D 51 bemann genötigt, in einer der elendesten Herbergen, die er mit seinen Augen jemals erblickte, wehmütig und kümmerlich zu übernachten. Ueber die Unannehmlichkeiten, die in Form kleiner, hübscher, netter, lebenswürdiger Angehöriger des gestalten-
vollen Tierreiches nachts, als er im schlechten, steinharten Her-
15 bergsbett lag, über ihn herfielen, um ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen, und sich auf allerdings recht sehr eigentümliche Art mit ihm zu unterhalten, will er lieber nicht viele Worte verlieren, weil er der überaus löblichen Meinung ist, daß umständliche Beschreibung und Erwähnung hier ziemlich unfein wären.

20

Jäh stand ich auf und trat ans offene Fenster. Mitternacht war es, und statt des Schlafes, den ich nicht kosten durfte, weil übelwollende, winzige, niedliche Bösewichte mir denselben raubten, so kostete und genoß ich nun den Anblick der schönsten Mondnacht, die wie eine Eichendorffsche Mondnacht alle ihre
25 unnennbare Schönheit, zaubervolle, milde, bleiche Anmut, göttliche Sanfttheit da und dorthin, überall hin, aus der Höhe, gleich einem rieselnden Regen, auf die dunklen Dächer, auf Türme und hoch in die Luft hinaufragende spitze Giebel niederwarf. Eine
leise Handharfe ertönte, und wunderbar, in der Tat himmlisch
30 war die ringsverbreitete nächtliche Stille, diese helle kindliche
D 52 Mondnachtstille, dieser tiefe süße Mitternachtszauber, dieser dunkelhelle friedensreiche Mondschrimer, diese Musik von

Feierlichkeit Freundlichkeit und Fröhlichkeit, diese Freuden-
sonate, diese Mondscheinsonate! Lebt denn nicht in jeder schönen
Mondnacht das Beethovensche Kunstwerk? Kam denn nicht von
jeher alle beste Kunst von den Einfachheiten und Alltäglichen
5 her? Ist nicht auch eine Mondnacht ja nur etwas Alltägliches, das
dem Bettler so gut wie dem Fürsten beschert ist?

Als es Tag zu werden begann, verließ ich begreiflicherweise
meine Herberge gern und begab mich, indem ich in die Straße
hinunterging, auf die Suche nach Dauthendey, der mir von Mün-
10 chen her bekannt war und der zurzeit in Würzburg wohnte.

Nachdem ich den ganzen Vormittag nach des Herrn Adres-
se mühsam herumgefragt und -geforscht hatte, wobei ich mich
unkluger- sowohl wie launenhafterweise, möglich viel Eigensinn
beweisend, bei unbekannten, zufälligen Leuten, die entweder
15 zu ixbeliebigen, niedriggelegenen Fenstern ahnungslos heraus-
schauten oder behaglich auf der Straße einhergingen, nach des
Dichters Wohnung erkundigen zu dürfen glaubte, ein Verfahren,
das mir abenteuerlich, wie es erschien, zuletzt noch Verdrießlich-
keiten bereitete, fand ich ihn endlich. Er lag noch friedlich im
20 Bett. Als er mich sah, lachte er.

„Wie sehen Sie aus!“ rief er mir mit lauter Stimme zu, und in-
dem er aus dem Bett aufstand und sich mit sehenswerter Sorgfalt
ankleidete, sagte er mir, was ich sogleich hier mitteilen werde und
richtete folgende kluge Rede an mich:

25 „Viel zu abenteuerlich, mein Lieber, ist Ihr Aufzug. Warten Sie,
ich will gleich nachschauen. Sie müssen sich hier bei mir jetzt so-
gleich anders anziehen; denn mit Kleidungsstücken, wie die sind,
die Sie da anhaben, spaziert man in Arkadien oder in irgendwel-
chen sonstigen eingebildeten Ländern, keineswegs aber in der
30 Wirklichkeit und in unserer gegenwärtigen Zeit herum. Sie müs-
sen die Zeit, in der Ihnen gegönnt ist zu leben, besser begreifen
lernen. Abenteuerlich können Sie in Ihrem Innern nach Lust und
Belieben sein. Sie lassen Ihre Innerlichkeit, Ihre Verfassung, Ihre

D 53

Seele allzudeutlich merken. Es beliebt Ihnen, auf offener Straße Ihre Phantasien und Träumereien vorzuzeigen. Das ist unklug. Sehen Sie! Hier ist ein Anzug, den Sie ruhig jederzeit tragen können, ohne daß Sie Anstoß erregen. Wozu überall auffallen, wo Sie doch ganz gewiß in keiner Hinsicht auffällig sein wollen. Sie sind ohne
D 54 Zweifel ¹nur auffallend ungeschickt, und weil Sie dies sind oder zu sein scheinen, so werden Sie mir erlauben, Ihnen kurz einigen diesbezüglichen Unterricht zu erteilen.

„Wie ein Bewohner der Gegenden, die nirgends anders als höchstens in Ihrem Kopf existieren, sehen Sie aus, während Sie rat- ¹⁰samerweise wie ein schlichter, schlechter Mensch unter Menschen oder wie ein Zeitgenosse unter Zeitgenossen aussehen sollten. Sie werden mir diese Worte gewiß nicht übel nehmen, sondern einsehen, daß ich recht habe und sich dem, was ich sage, freundlich unterwerfen. Sie sind ja bekanntlich ein gescheiter Mensch, ¹⁵und es liegt auf der Hand, daß nur heftiger Jugendeigensinn eine sonderbare Figur aus Ihnen macht. Aber es hat keinerlei Zweck, sonderbar und seltsam erscheinen zu wollen. Eine solche Art, sich auszuzeichnen, muß als gänzlich falsch betrachtet werden. Unser Grundsatz muß uns sagen, es sei in Bezug auf Auszeich- ²⁰nung streng geboten, daß einzig nur Fähigkeiten hervortreten. Wir dürfen uns in dieser Beziehung zahlreiche Vorschriften, aber entweder überhaupt keine oder nur wenige Freiheiten erteilen. So! und nun vorwärts! und munter abgestreift den überflüssigen Schein von Absonderlichkeit. Wenn Sie absonderliche Gefüh- ²⁵le und Geldanken haben, so genügt das vollkommen. Niemand braucht Ihnen anzusehen, daß Sie eigentümlich und originell sind, Phantasie besitzen und Geschmack am Ungewöhnlichen haben. Sie werden sonst überall nur falsch beurteilt und bereiten sich mit Ihren Zwanglosigkeiten auf Schritt und Tritt nur Ver- ³⁰druß, was Ihnen unmöglich willkommen sein kann.“

Indem er so sprach oder gesprochen hatte, reichte er mir der Reihe nach aus seinen Kleiderreichtümern, -Ueberflüssen und -Vorräten, aus Schrank und Kommode hervorgezogen, Rock, Hose, Hemd, Weste, Hut und weißen, steifen Kragen, nebst einer
5 der nettesten Schleifen, Binden oder Krawatten dar, wodurch ich mich genötigt sah, alle diese Dinge anzuziehen, um mich derart in einen ganz andern und völlig neuen Menschen zu verwandeln. Als die Veränderung und rasche Verwandlung vollzogen war, rief
10 mein Lehrmeister, Freund und freundlicher Gönner aus: „Jetzt sehen Sie sehr gut aus. Und nun kommen Sie. Wir wollen ein wenig spazieren gehen.“

In der Tat gingen wir zusammen in guter und heiterer Stimmung auf die Straße, wo im schönsten Sommerwetter, das uns lustig anlächelte, zahlreiches Publikum hin- und herpromenier-
15 te. In meiner neuen Ausstaffierung kam ich mir wie ein Prinz vor, womit ich verständlich zu machen versuche, daß ich mich beinahe wie neu geboren fühlte. Zwar engte und klemmte mich der hohe elegante Kragen ein wenig ein; den Grundsätzen des Schicklichen und den Erfordernissen des Tonangebenden brachte ich jedoch
20 das gewiß nicht ungeheure Opfer gern und verzichtete auf einen Bruchteil persönlichen Wohlbefindens oder Bequemlichkeit mit Vergnügen. Es war der erste steifgebügelte Kragen, den ich im Leben trug. Da sich mein Benehmen fast augenblicklich den hübschen Sachen, die ich die Ehre hatte zu tragen, gehorsam an-
25 paßte, so wurde ich von allen Seiten her mit sozusagen achtungsvollen und gütigen Augen beaugapfelt und angeguckt, was mich durchaus nicht unbedingt in schlechte Laune setzen mußte. Mein Stroh- und Vergnügungs- oder vornehmer Sommer- und Landaufenthaltshut glich von weitem oder in der Nähe betrachtet frei-

D 56

2 Kleiderreichtümern, -Ueberflüssen] Kleiderreichtümern-Ueberflüssen D

25 so wurde] sowurde D

lich einem Wegknechtshut. Dauthendey aber sagte mir, ich solle nur ruhig sein; denn nach jedes vernünftigen Menschen Ueberzeugung kleide mich die Kopfbedeckung so vorzüglich und vorteilhaft wie nichts sonst. Befürchtungen seien ungeziemend, und jeglicher Zweifel sei in gleich hohem Grade unpassend wie dage- 5
gen der betreffende Hut sitze, harmoniere und passe.

D 57 | Bald traten wir denn in einen der zahlreichen Würzburger Weinkeller und Trinkstuben hinunter, wo wir uns auf die vergnüg- lichste Art Essen und Trinken darreichen ließen. Prächtig saß und plauderte es sich im kühlen, schattigen, duftig-stillen Winkel. 10

Acht Tage, länger nicht, aber auch nicht weniger lang, blieb ich unter meines Freundes liebenswürdigem Schutz in der schönen Stadt Würzburg, an die ich mit großem Vergnügen zurückdenke. Würzburgs Bewohner schienen mir heiter und zugleich fleißig, gesellig und zugleich höflich zu sein. Wie manche Straßen 15
prächtig waren und einen bedeutenden Anblick darboten, fand ich den Verkehr lebhaft, und das ganze Stadtwerk konnte man von reichlichen grünen Baumanlagen aufs artigste umschlungen und umspinnen sehen. Weit und breit zogen sich angenehme, wohlwollend rauschende, freisinn-erfüllte Spazierwege hin, auf 20
denen es sich wohl lohnte zu spazieren. Dauthendey führte mich gelegentlich in ein außerhalb auf einem Rebberg anmutig gelegenes Landhaus ein, wo mir erlaubt wurde, allerlei freundliche und gebildete Leute kennen zu lernen, die dem edlen Gastrecht einen fühlbar freien, behaglichen Spielplatz einräumten. 25

D 58 | Unter anderem besuchten wir zusammen das fürstbischöfliche Schloß oder Palais, wo wir neben mancherlei andern Kostbarkeiten und Schönheiten Tiepolos herrliche Wandmalereien bewunderten. Sachte und aufmerksam gingen wir durch alle jene staunenswürdigen Säle, worin einstmals ein pracht- und ver- 30
schwendung-liebendes Fürstengeschlecht wohnte. Schwelgeri-

1 Dauthendey] Dauthandey D

sche Herrlichkeit war mit dem anmutigsten Geschmack und die
zierlichste Art mit üppigem, kapriziösem Reichtum verbunden.
Das Schloß selber erschien unsern staunenden Augen gewaltig
groß; seine phänomenalen Dimensionen erinnerten uns sicht-
lich an die recht eigentlich schreckliche Allgewalt der früheren
Fürsten. Der weitläufige kunstvolle Hofgarten kam uns wie ein
Märchen vor. Königlich wußten die Könige und Fürsten schon
von außen zu wirken, und wer dann seinen Fuß noch in die in-
nere sinnverwirrende Pracht setzte, der mußte, weil ihn fabelhaft
schönen Anblickes Uebermacht beugte und lähmte, augenblick-
lich bekennen, daß er mit fürstlicher Hoheit verglichen nur ein
armer, schwacher, nichtsbedeutender, in Demut und Gehorsam
verharrender Untertan sei, vom Geschick bestimmt, alle harten
Zumutungen und alle ihn erniedrigenden, entwürdigenden Vor-
aussetzungen sanft zu dulden wenn nicht schließlich vielleicht
sogar noch zu lieben.

Reizende acht Sommertage waren es. Ob ich noch Geld habe, D 59
fragte mich Dauthendey. „Nein“, gab ich zur Antwort. Das habe
er sich gedacht, meinte er mit höchst verständnisvollem Lächeln,
worauf er mir etwas Weniges gab. Er besaß selber nicht viel. Um
Finanzen von Künstlern steht es meistens ziemlich übel; bedauer-
licher Umstand, der die Betreffenden jedoch nicht hindern kann,
freundlich und unbedenklich zu geben wie Brüder. Sie besinnen
sich dafür auch beim Nehmen nicht lang.

Ging ich etwa nicht im Main baden? Durchaus zuversichtlich!
Und bei dieser Gelegenheit muß die alte, imposante, statuenge-
schmückte Mainbrücke, eine der Sehenswürdigkeiten Würzburgs,
erwähnt werden. Saß man nicht des Nachts unter den dichten
Zweigen hoher Bäume beim Glas Wein oder Bier im Konzert-
garten, um auf Mozartische und andere Töne voll Genuß zu lau-
schen? Herrlich war die Reihe der aufeinanderfolgenden schönen
lauen Nächte, in deren einer ich, da mir wegen Verspätung kein
Einlaß ins Gasthaus mehr gewährt wurde, auf einer Anlagebank

D 60

unter freiem Himmel übernachtete. Ein Schutzmann, der nächtlings auf- und abpatrouillierte, betrachtete den Uebernächting, der im Hotel zur holden Natur frei logierte, scharf und lang, weil er sich vermutlich verpflichtet fühlte, zu ergründen, ob der Nächtiger dicht vor ihm ein Spitzbube und als solcher gemeingefährlich, oder ein ehrlicher Mensch und als solcher gemeinnützig sei. Am folgenden Tag war ich schläfrig. Seltsame Gesichter, Visionen, Gebilde, darunter Gestalten wie Romeo ohne Kopf in Shakespeares „Romeo und Julia“ leuchteten dunkelrot am heiterhellen blauen Tag, unter dem lichten leichten Himmel vor mir auf. Meine schlaftrunkenen, besser unausgeschlafenen Augen schauten in einen glühenden Orient, in ein Phantasieland, und der Boden, auf dem ich ging oder wenigstens ordentlich zu gehen genügend fest entschlossen zu sein schien, drehte sich traumhaft um mich herum.

15

D 61

Ich mußte mir überhaupt nachgerade wie ein rechter Erzvagabund und Tagedieb vorkommen, und weil mir ein so schlechter Eindruck denn doch durchaus nicht gefiel, so fand ich es im geheimen für nicht im geringsten unangezeigt, nach und nach zu beschließen, derartiger faulenzertischer Lebensweise bald einmal ein gemessenes Ziel zu setzen und dementsprechend den Herrn Grafen oder Herrn Faulpelz, falls er lebenswürdigerweise mit notwendiger Korrektur einverstanden sein und allfällige bequeme Einwendungen gefällig fallen lassen wollte, wieder auf arbeitsamere Bahnen hinzulenken.

25

Aß und verzehrte ich nicht in bildhübschem Kastaniengarten über einem sonnigen Flußufer besten ländlichen Pfannkuchen mit appetitlichem grünem Salat? Ganz gewiß! Und sah ich mich nicht mit einer in München die edle Malerei studierenden Russin, mit sowohl dunkelhäutiger wie -äugiger Amerikanerin und mit wirklichen, wahren, echten Iorgnonbewaffneten Geheimrätinnen müßige Gespräche führen? Schrieb ich Müßiggänger und sommerlicher Zeitverschwender etwa nicht ein ziemlich langes, inni-

30

ges, feuriges Gedicht in einer Dame Gedichtalbum? Kein Zweifel!
Und weshalb auch nicht? Und spielte ich nicht im ganzen genommen eine völlig nutzlose, zwecklose, haltlose, verantwortungslose und mithin überflüssige Figur? Jawohl!

5 Ein Ernst überkam mich, und ich beschloß abzureisen, weiter fort in die Welt hinauszufahren. Bei allem Schlendern empfand ich eine unnennbare Sehnsucht nach folgerichtiger menschlicher Bestimmung, so hart sie sich auch erweisen mochte. Mich trieb es in außerordentlich hohem Grade nach Ordnung und täglicher
10 Arbeit, und ich sehnte mich nachgerade nach nichts anderem mehr so lebhaft wie danach, daß ich irgend eine Pflicht fände und erfülle. D 62

„Ich muß Sie“, sagte ich zu Dauthendey, als wir zuletzt noch einmal miteinander durch die stillen mitternächtlichen Gassen
15 gingen, wobei jeder sich irgendwelchen eigenen Gedanken überließ, „um zwanzig Mark bitten, damit ich morgen früh nach Berlin fahren kann.“

Er gab mir das Geld sogleich. Den eigenartigen Handel und die nachdenkliche einsame Szene beleuchtete eine fragwürdige
20 Laterne.

„Ich danke Ihnen; denn sehen Sie: Ein Schicksal befiehlt mir, und ich muß fort! Lachen Sie mich aus, wenn Sie wollen; das hindert mich nicht im mindesten, zu fühlen, daß es mir mit dem, was ich Ihnen sage, ernst ist. Ich setze voraus, daß irgendwo ein
25 redlicher Lebenskampf vorhanden ist, der auf mich wartet, den ich daher aufsuchen muß. Träge Schönheit, lauen weichlichen Sommergenuß, Säumen, Verweilen, Zaudern vermag ich auf die Dauer nicht zu ertragen; denn ich scheine nicht dafür geschaffen zu sein. Vielmehr bin ich vom wundervollen, gefährlichen Gedanken und von der glücklichen Ueberzeugung durchdrungen,
30 die mir sagen, daß ich geeignet bin, mir durch die Welt und ihre Rücksichtslosigkeiten eine Bahn zu brechen, mich bis dorthin durchzuschlagen, wo mir regelrechte Arbeit und höherer Sinn D 63

entgegentreten. Ich sehe Sie lächeln – Sie tun das ohne Zweifel, weil Sie meine Sprache ungemein pathetisch finden. Ich aber finde, daß das Leben einen Klang, eine Wucht enthalten soll, und ich glaube, daß es Leute gibt, die ohne Geruch von Wagnissen nicht leben mögen. Leben Sie wohl!

5

„Ich bilde mir ein, daß Berlin die Stadt sei, die mich entweder stürzen und verderben oder wachsen und gedeihen sehen soll. Eine Stadt, wo der rauhe, böse Lebenskampf regiert, habe ich nötig. Eine solche Stadt wird mir gut tun, wird mich beleben. Eine solche Stadt wird mich begünstigen und zugleich bändigen. Eine solche Stadt wird mir zum Bewußtsein bringen, daß ich vielleicht nicht gänzlich ohne gute Eigenschaften bin. In Berlin werde ich in kürzerer oder längerer Zeit zu meinem wahrhaftigen Vergnügen erfahren, was die Welt von mir will und was meinerseits ich selber von ihr zu wollen habe. Halb fühle und sehe ich es schon; aber es ist mir noch dunkel. Dort in Berlin wird es mir klar sein; dort in Berlin werde ich es eines Abends oder frühen Morgens mit erwünschter Deutlichkeit wissen. Es gilt zu handeln; zu wagen! In Berlin, mitten im Strudel und Getümmel und in all der Unruhe aufgeregten Weltstadtlebens, in angestrengter Geschäftigkeit und Tätigkeit, werde ich meine Ruhe finden. Was ich hier sage, dessen bin ich sicher, und was ich rede, werde ich erleben.“

D 64

Wohl suchte mich Dauthendey freundschaftlich zu überreden, von der Reise abzustehen; aber am nächsten Morgen saß ich trotz aller Abratungen im Eisenbahnwagen, der mich ins Ungewisse hinaustrug.

Ach, es ist herrlich, einen Entschluß zu fassen und voll Zutrauen einem Fremden entgegenzugehen.

Feenhaft schön war es am See, an dessen Ufer viele Menschen hin- und herspazierten, um die Schönheit und den Zauber der Sommernacht zu genießen. Was mich betrifft, so kam ich aus winkliger, düsterer Altstadt heraus, indem ich zu konstatieren vermochte, daß ich ganz nett angezogen sei. An Geld und Hoffnungen besaß ich zwar so viel wie nichts; dafür aber lebte der feste Entschluß in mir, in solcher zaubervollen, entzückenden Nacht etwas Schönes zu erleben. Eine Art Abenteuer war es für mich schon, nur durch die Bahnhofstraße zu gehen, wo die Bäume geisterhafte Blätter-
 10 schatten aufs Trottoir und an die Mauern warfen. Die nachgeahmten, abgezeichneten Blätter bewegten sich wie die wirklichen und natürlichen. Alles schien in der dunkeln Schwüle zu flüstern, zu zittern. Träume waren wach und lebendig geworden; Geister und Gedanken bewegten sich in weichen, schleierhaften Gewändern
 15 milde durch abendlicher Straße heiße Atmosphäre. D 66

Aus einem Palast tönte Musik; ich trat näher. Es war ein Hotel, in dessen Garten konzertiert wurde. Auf der Terrasse, dicht an der Balustrade, saß mit finsterem Gesicht und großen, dunkeln Augen voll eines verhaltenen Zornes eine Frau, die mir etwas wie eine
 20 Indianerin zu sein schien. Herrlich waren ihr Haar und ihre nachdenkliche Geste. Ich blieb dicht vor ihr stehen, zog mich bald ins ringsumliegende undurchdringliche Dunkel zurück und trat hernach wieder vor sie hin. Mein Spiel amüsierte mich. Die Frau begann aufmerksam auf mich zu werden; das sonderbare Benehmen
 25 des Unbekannten mußte sie notwendigerweise stutzig machen.

Ohne langes Besinnen trat ich zu ihr in den Garten, und wenn ich sie anzureden wagte, so geschah dies in der festen Ueberzeugung, daß es ihr nur angenehm sein könne, in ein Gespräch zu

Vgl. *Die Schweiz* [KWA II 5], Jg. 19, Nr. 3, März 1915, S. 150f. (unter dem Obertitel „Zwei Romantische Stücke“).

kommen. Zum Glück irrte ich mich hierin durchaus nicht; denn ich sah sie über die Worte, die ich sprach, artig lächeln, wobei ihre Dusterheit sich in Aufgeräumtheit verwandelte.

„Trotzdem Sie reich und vornehm zu sein scheinen, verschmä-
D 67 hen Sie es vielleicht keineswegs, in meiner Begleitung zu spazie- 5
ren. Die Nacht ist so schön, und Sie sitzen da so einsam.“

„Seien Sie still und gehen Sie sogleich aus dem Garten. Man lauert mir hier auf. Ich werde kommen“, sagte sie.

Ich gehorchte ihr und entfernte mich. Bald sah ich sie kommen. Groß war sie, und eine entzückende, phantastische Schlep- 10
pe rauschte hinter ihr drein. Sie kam auf mich zu, und indem sie mir die Hand gab, sagte sie:

„Sie sind dreist! Doch komme ich gern ein wenig mit Ihnen spazieren, und ich danke Ihnen, daß Sie sich bemüht haben, mich dazu zu ermutigen.“ 15

Beide gingen wir nun unter die Menschen, tauchten bald im Schwarz der Nächtlichkeit unter, um an hellen Stellen wieder behutsam hervorzukommen.

„Sind Sie Amerikanerin?“ fragte ich.

Sie sagte: „Ja!“ 20

Wir stiegen in ein Boot, und hier gefiel es ihr zu sagen: „Das sieht ja aus wie eine Entführung.“

Immer schaute sie mich aufmerksam an, ich aber sie nicht minder. Wie eine Königin saß sie im Boot; ich selbst erschien mir wie ihr Ruderknecht. Die Königin war auf der Flucht, um sich drohen- 25
dem Untergang zu entziehen.

D 68 Wie ich noch so für mich fortphantasierte, schoß ein anderes Boot pfeilschnell auf uns zu und dicht neben uns vorbei. Eine einzelne Gestalt saß unkenntlich darin. Meine Indianerin und die Gestalt im fremden Boot wechselten einen Gruß. Sie kannten ein- 30
ander.

Wir kehrten um. „Werden Sie morgen abend um dieselbe Zeit wieder zu sehen sein? Ich würde mich freuen“, sprach sie. Aber andern Tags regnete es, und ich blieb zu Hause.

„Regen und prächtige Schleppen passen nicht zusammen“,
5 philosophierte ich, und im übrigen waren plötzlich andere Dinge für mich wichtiger geworden. Demgemäß machte ich mich über die schöne Fremdartige sowohl als über mich selber lustig und nahm mir zum hundertsten oder zweihundertsten Mal, d. h. wie schon oft, fest vor, in Zukunft nur noch nüchtern, praktisch und
10 vernünftig zu sein.

Einmal traf es sich, daß ein junger Wanderbursche vor ein anmutiges Jägerschloßchen kam, das ganz im hellen, süßen Frühlingsgrün lag. Er blieb stehen, und da der Himmel so schön blau war, das Schloßchen so reizend, so wandelte ihn die Lust an, zu singen, 5 und er sang ein keckes, frisches, hübsches Wanderlied.

Das Schloßchen war aber von einer, wie man sagen mag, einzelnen, edlen, vornehmen, reichen Dame bewohnt, die das Lied hörte. Neugierig trat sie auf den zierlichen Balkon heraus, und da sie sah, daß der Sänger so jung war, so hübsch, manierlich mit dem Hut in der Hand dastand, den jugendlichen Kopf voll heller Locken, und so frei und fröhlich zu ihr hinaufschaute, so wollte sie es sich nicht nehmen lassen, ihn freundlich anzusprechen. Das 10 tat sie und bat ihn, zu ihr heraufzukommen; sie würde ihm etwas zu essen geben. 15

Dies ließ sich natürlich der gute Bursche nicht zweimal sagen; denn so ein Kerl kann weit in der Welt herumlaufen, bis ihm jemand, und dazu noch eine so schöne, feine Frau, ein so artiges Angebot macht. Mit ein paar Sprüngen war er oben, wo er auf das lieblichste willkommen geheißen und in ein schönes Gemach voller dunkelroter Plüschmöbel geführt wurde. Als er gegessen und 20 getrunken hatte, wobei die Dame ihm auf rührende und einnehmende Art zuschaute, fragte sie ihn, was er sei, welches Handwerk er treibe, worauf er keck erwiderte:

„Ich bin noch nichts. Mein Handwerk besteht in einem Herumwandern in weiter Welt, und was aus mir werden soll, das weiß der Himmel besser als ich selber.“ 25

Der Frau gefielen der Bursche und seine muntere, unbefangene Antwort.

Vgl. Die Schweiz [KWA II 5], Jg. 19, Nr. 3, März 1915, S. 151f. (unter dem Obertitel „Zwei Romantische Stücke“).

„Wollen Sie eine Zeitlang bei mir bleiben?“ fragte sie. Er sagte frischweg ja, und so blieb er bei ihr. Er bekam ein Kämmerchen zum Schlafen. Die Dame war um ihn besorgt, wie wenn sie seine Mutter gewesen sei. Sie kochte ihm alle Tage das schönste und
5 beste Essen, wie Huhn mit Reis, Speck mit Ei und Bohnen mit Hammelkoteletten, und der Bursche, der bis dahin so schmal hatte durchschlüpfen und so kärglich hatte leben müssen, ließ es sich natürlicherweise wohl schmecken. D 71

Des Abends, wenn das Wetter mild war, traten beide auf den
10 Balkon hinaus, um Schönheit und Annehmlichkeit der Nacht zu genießen. Dann schauten Mond und Sterne auf die beiden stillen Leute herunter, und sie ihrerseits zu ihnen hinauf. Oder sie lustwandelten unter breiten dunkeln Bäumen, allerlei schöne freundliche Gespräche führend, im Garten auf und ab, wobei beide sich
15 über ihr bisheriges Leben harmlos äußerten und ausfragten.

Rasch vergingen die Tage. Die Welt kam ihnen beiden als ein artiger, unschuldiger Traum vor. Indessen merkte die Dame, die den Burschen lieb gewann, ihn deshalb gerne für immer bei sich behalten hätte, hie und da wohl, wie er sich heimlich nach der
20 Welt hinaussehne, wie ihn eine verschwiegene Sehnsucht nach der früheren Wildheit und Ungebundenheit verzehre; aber sie wagte nicht zu fragen.

Die unterhaltsamsten Bücher gab sie ihm zu lesen, und die schönsten Kleider schenkte sie ihm; aber der Bursche verschmähte die Kleider, und die Bücher waren ihm gleichgültig. Wortkarg und wortkarger wurde er. Ihm fehlte etwas; weder Lust noch Geschmack mehr hatte er am Leben, das er bei der gütigen Dame
führte. D 72

Eines Abends, da beide im Zimmer bei der Lampe saßen, sprach die Frau zu ihm: „Ich habe Sie lieb wie einen Sohn. Wollen Sie mein Sohn sein?“

„Nein“, gab der Bursche zur Antwort, „und morgen in aller Frühe muß endlich wieder weitergewandert sein. Weinen Sie doch

nicht. Lassen Sie mich reden. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie viel, viel zu gütig zu mir sind, daß alle Ihre Liebe, Freundlichkeit und Güte verschwendet sind. Ich habe Sie lieb; doch ich muß weg, muß in die Welt hinaus, muß mit der Welt kämpfen. Ein junger Mann darf sich nicht verwöhnen lassen, soll es nimmermehr so gut haben. Mein Gewissen klagt mich an; es fordert mich auf, fortzugehen, damit mir wieder alle Rauheit der Welt begegne, und ich muß ihm gehorchen; morgen früh darf ich nicht mehr hier bei Ihnen sein. Was für ein Verräter wäre ich, wenn ich die begonnene Wanderung unterbrechen und für immer abstellen, mich so hätscheln und pflegen lassen und gänzlich vergessen wollte, was ich dem Selbstbewußtsein schuldig bin. Haben Sie Dank und verzeihen Sie mir. Doch ein Mann soll ich sein, und ich soll erfahren wollen, was das bedeutet.“

So redete er, und nichts nützten die Vorstellungen, die ihm gemacht wurden. Fröhlich, wie er angekommen war, zog er am andern Morgen fort, und in kurzer Zeit war er verschwunden.

Mit einem Brief in der Tasche, den die Post mir gebracht, und den ich noch nicht zu öffnen gewagt hatte, ging ich mit bedächtigen Schritten den Berg hinauf in den Wald. Der Tag glich einem blau-
 5 gekleideten anmutigen Prinzen. Ueberall zwitscherte, grünte, blühte und duftete es. Die Welt sah aus, als könnte sie für nichts anderes als für Zärtlichkeit, Freundschaft und Liebe geschaffen sein. Der blaue Himmel glich einem gütigen Auge, der zarte Wind einer Liebkosung. Dichter und dunkler war der Wald und
 10 bald wieder heller, und das Grün war so jung, so süß. Da blieb ich auf sauberem, gelblichem Wege stehen, zog den Brief hervor, erbrach ihn und las folgendes:

„Die, die sich gezwungen fühlt, Ihnen zu sagen, daß Ihr Brief sie mehr erstaunte als freute, wünscht nicht, daß Sie ihr nochmals
 15 schreiben; sie wundert sich, daß Sie den Mut fanden, ihr so nahe zu treten, und sie hofft, daß es mit dieser Art Kühnheit, Tapferkeit und Unbesonnenheit ein für allemal sein Bewenden gehabt hat. Gab sie Ihnen jemals irgend ein Zeichen, das auszulegen gewesen sein könnte, als sehne sie sich, zu erfahren, was Sie für sie fühlen?
 20 Uninteressant, wie dieselben ihr vorkommen, lassen Ihre Herzensgeheimnisse sie vollständig kalt; für die Ergüsse einer Liebe, die ihr gleichgültig ist, besitzt sie nicht das geringste Verständnis, und daher bittet sie Sie, sich vor das Bewußtsein führen zu wollen, wie sehr Sie Ursache haben, sich der Absenderin gegenüber in an-
 25 gemessene Entfernung zu setzen. Bei Beziehungen, die lediglich respektabler Natur sein sollen, muß jede Wärme, wie Sie ohne weiteres einsehen werden, unbedingt verboten sein.“

D 75

Ich faltete den Brief, der so Trauriges und Niederschlagendes enthielt, langsam zusammen, und indem ich das tat, rief ich aus:

Vgl. Neue Zürcher Zeitung [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 175, 14.2.1915, 2. Sonntagblatt, S. [1] (unter dem Obertitel „Drei kleine Zeichnungen“).

„Wie bist du gut, freundlich und süß, Natur! Deine Erde, deine Wiesen und Wälder, wie sind sie schön! Gott im Himmel, und wie sind deine Menschen hart.“

Ich war erschüttert, und noch nie kam mir der Wald so schön vor.

5

In der bekannten Stadt am See angekommen, mietete ich mir ein Zimmer. Meine Wirtin küßte ich schon am Abend des ersten Tages. Sie stand mit einer Lampe in der Hand unter der Türe, was ich
 5 für eine gute Gelegenheit hielt, ihr einen Kuß zu geben, womit ich ihr zu verstehen geben wollte, daß ich sie liebe. Sie wehrte den zärtlichen Angriff in keiner Weise ab; vielmehr ließ sie sich denselben ruhig gefallen, lächelte und war glücklich.

Eine Leichtfertigkeit führte die andere herbei. Ich besaß zwei
 10 hübsche Anzüge und einiges erspartes Geld, das ich fest entschlossen war zu vergeuden. „Nachher kommt dann harte Arbeit“, sagte ich mir. Ich kam mir sehr abenteuerlich vor, und in der Tat war ich es auch. Mehr und mehr gewöhnte ich mich an eine gewisse Kühnheit, woran ich viel Geschmack fand. Da das
 15 Wetter schön war, so aß ich, wo mich der spielende Zufall gerade hinwehen mochte. Vielmals lief ich den Berg hinauf, um mich im hellgrünen, wundersamen Maiwald an geeignetem, sorgfältig abgelegenen, hübsch verborgenen Platz niederzusetzen und Rast zu machen.

D 77

20 Da ich mich überall, wohin ich ging, wie ein wohlhabender, herzlich gutgelaunter junger Mann aufführte, dem es auf kleine lustige Verschwendungen durchaus nicht genau ankam, so ließen mich die Leute ein deutliches Wohlgefallen merken; das war mir natürlich nur recht.

25 Mitunter lag ich einen halben oder ganzen Tag lang auf meines Zimmers Fußboden und las mit angespannter Aufmerksamkeit in irgend einem alten halbzerfetzten „Gartenlaube“-Band. Die Straßen der Stadt waren im blendend hellen Licht entzückend schön. Ich spazierte wie ein Lebebaron umher, und etwelchen Leuten,

Vgl. Neue Zürcher Zeitung [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 175, 14.2.1915, 2. Sonntagblatt, S. [1] (unter dem Obertitel „Drei kleine Zeichnungen“).

die ebenso dahin und daher schlenderten, wie ich es tat, fiel es ein, mich zu grüßen, als sähen sie in mir einen guten Bekannten. Ich fand dies sehr lustig.

Das Flattertum, das mit mir lief und an mir hing, empfahl mich besonders den Mädchen, die an männlicher Leichtlebigkeit ein
5 starkes Interesse haben.

D 78 Eines Nachts, da ich über eine Brücke ging, trat ¹mir eine fabelhafte Nachtgestalt, Unholdin, berückend schön gekleidete, großgewachsene Frau mit phantastisch schwarzem Haar und langer Schleppe entgegen. Die Schleppe war wie aus Rosen gewoben; der hochaufgeraffte Rock ließ die schönen Beine bis zu den üppigen Oberschenkeln frei. Haar und Augen waren schwärzer wie die Nacht, die Strümpfe schneeweiß. „Kommst du mit?“ fragte sie. Es bedurfte keiner Frage. Die schöne Sommernacht und das reizende nächtliche Frauenbild mit seinem sonderbaren Wesen
10 und seiner hinreißenden Ausstaffierung waren in diesem Augenblick für mich nur noch eines, ein einziges Schönes; und ebenso unbedenklich, wie ich die Nacht selbst guthieß, hieß ich auch das fremde Wesen gut, und so schloß ich mich an die seltsame
15 Erscheinung an. 20

Am nächsten Tag kaufte ich mir in einem Bankgeschäft an der Bahnhofstraße ein ungarisches Los, ohne viel dabei zu denken. Ich kam mir in meiner Gedankenlosigkeit gewissermaßen schön vor, und in der Tat liegt im liederlichen Lebenswandel etwas Unschuldiges. Das Leben machte ein so anmutiges Gesicht, ei nun!
25 so fühlte auch ich mich zur Sorglosigkeit und Freundlichkeit verpflichtet und machte ebenfalls ein fröhliches Gesicht.

D 79 ¹So lebte ich dahin. Mit meiner Aufführung war ich freilich selber nur halb einverstanden, also durchaus nicht einig; aber ich brachte mir gegenüber nicht genügend Boshaftigkeit auf, um
30 imstande zu sein, mir zu untersagen, einigermaßen die Welt zu genießen. Ohne die Lehrsätze in den Büchern darum gering zu schätzen, schien es mir für mich empfehlenswert zu sein, zeit-

weise mehr die lebendige Welt wie irgendwelche Regel als gesetzgebend anzuschauen.

Auf einer Wanderung kam ich gegen Abend in ein hübsches, von grünen Hügeln umschlossenes Dorf. Ich ging vor das Pfarrhaus, wo ich klingelte. Ein wachsamer Hund machte schrecklichen Lärm. Bald traten Pfarrherr und Pfarrersfrau vor die Türe. Beide schauten mich freundlich und zugleich verwundert an. „So sei doch still, du!“ sagte der Herr zum Hund. Mich aber fragte er mit sanften, wohlgesetzten Worten nach meinen Wünschen. Ich hatte längst meinen Wanderhut vom Kopf weggenommen, und indem ich über das, was ich vorbrachte, fast selber lachen mußte, sagte ich folgendes: 5 10

„Auf unbestimmter Wanderschaft begriffen, kam ich soeben hier vorbei, und da ich das freundliche Pfarrhaus sah, in welchem sich, wie ich zu wissen meine, das liebenswürdige Mädchen aufgehalten hat oder vielleicht noch jetzt aufhält, das ich aufsuche, um ihr etwas Artiges zu sagen, so habe ich mich, wenn auch erst nach einigem Zögern, weil ich lästig zu fallen fürchten mußte, entschlossen, hier anzuklingeln, und nun stehe ich, als ein Ihnen gänzlich Unbekannter, in einiger, und, wie ich gerne bekenne, mir selber gar nicht unangenehmen Verwirrung da und möchte Sie, der Sie mir als der leutseligste und menschenfreundlichste Pfarrherr der Welt erscheinen, gerne fragen, ob das Fräulein hier ist. 15 20

„Persönlich kenne ich die junge Dame nämlich noch keineswegs; aber ich schätze und verehere sie schon nach allem dem, was mir von ihr erzählt wurde, aufrichtig und innig. Auch soll sie sich bei denen, die im Umgang mit ihr gewesen sind, und die wieder mir nahestehen, auf die allerlieblichste, angenehmste Weise nach hier vor Ihnen stehender, überaus wertloser und geringfügiger Person erkundigt haben, derart, daß mir wohl beinahe das heitere, 25

Vgl. Neue Zürcher Zeitung [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 175, 14.2.1915, 2. Sonntagblatt, S. [1] (unter dem Obertitel „Drei kleine Zeichnungen“).

ungezwungene Recht zustehen mag, mich ihr vorzustellen, um die begehrenswertesten und holdesten aller Bekanntschaften zu machen. Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, ebenso Sie, Frau Pfarrer, daß ich so unbedacht vor Ihr Haus zu ziehen gekommen bin; auf Wanderungen jedoch, müssen Sie erfahren, bin ich immer eigentümlich gut gelaunt und indem ich das bin, bilde ich mir im Flug ein, daß alle andern Menschen es ebenfalls seien, und dann hat mich ja schon der schöne Abend so tief, so eigentümlich angeheimelt, mit so milden, klugen Augen angeschaut, gerade wie Sie jetzt, verehrter Herr und verehrte Frau, mich anzuschauen belieben. Wenn das Fräulein hier ist, so darf sie vielleicht auf einen Augenblick herauskommen, damit ich sie zu sehen bekomme.“ D 82

Die beiden verehrungswürdigen Leute lächelten.

„Die werthe Person, deren Bekanntschaft Sie machen möchten, ist nicht hier“, sprach der Pfarrer; „wer aber sind Sie, wenn Sie die Frage erlauben?“

Auch ich mußte lächeln. Die kleine Szene hatte etwas unverhohlenen Freundlichen und zugleich etwas Seltsames.

„Ich heiße“, sagte ich, „so und so und bin das und das. Sie können mich als Studenten ansehen, der Studien halber in der Welt herumläuft.“

„Es tut mir leid“, sagte hierauf der Herr, „daß Sie das, was Sie suchen, nicht gefunden haben.“

„So finde ich es vielleicht bei anderer Gelegenheit“, erwiderte ich fröhlich, und indem ich die Leute, die mich aufmerksam, doch voll Güte, vom Kopf bis zu den Füßen musterten, um Entschuldigung bat, grüßte ich sie und zog weiter.

Ich kam in ein Zimmerchen zu wohnen, das einst einem Uhrmacher als Atelier gedient haben mochte. Darf ich behaupten, daß das Zimmer ganz entzückend war, daß es wie die Zierlichkeit, Behaglichkeit und Wohnlichkeit selber aussah? Ja, das darf ich! 5
Es war ein schmaler, eben recht länglicher Raum, derart, daß ich gemütlich darin auf- und abspazieren konnte, was ich mit großem Vergnügen tat. Die Fensterreihe und -Seite gewährte eine reizende Aussicht auf die Landschaft.

Das Haus selber, das kaum auf die Bezeichnung Haus Anspruch machen durfte, sondern mit dem Titel Häuschen zufrieden sein mußte, lag nah an der Eisenbahnlinie und am hieranstoßenden, bräunlich-schwärzlichen Felsen und sah wie ein Hexenhäuschen aus. 10

Tatsächlich wohnte hier eine Hexe, die Frau Bandi hieß, die im Grunde jedoch keine Hexe, sondern eine sehr gescheite und liebenswürdige Frau war. Sie wohnte unten im Erdgeschoß, während ich oben unter dem Dach residierte und logierte. 15
D 84

Täglich sah ich einen alten guten Mann, das war mein Vater, der in seinem weißen Haar rührend aussah. Jeden Mittag, nach dem Mittagessen, pflegte er seine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken und hiez zu das Tagblatt zu lesen, eine Uebung, die ihn regelmäßig einnicken oder einschlafen machte, über welchen Umstand er sich unmittelbar darauf stets ein wenig ärgerte. Vater wollte noch lange kein alter Mann sein, und die kleinen Beweise eines schon 20
ziemlich hohen Alters liebte er keineswegs. 25

Zum Haus gehörte eine kleine, elegante Terrasse oder Veranda sowie ein zierliches, überaus hübsches nettes Gärtchen. Oestlich stieß ein altes Friedhofstück mit Urnen aus der guten alten

Vgl. Schweizerland [KWA II 5], Jg. 2, H. 7/8, April 1916, S. 376–383 (unter dem Titel „Marie. Eine Novelle“).

Zeit ans Haus. Im Westen lag weitausgebreitet der See. Südlich lag die Altstadt mit ihren würdevollen Häusern, schlanken Festungstürmen, nebst allerlei merkwürdigen alten Gärten, die von charakterreichen hohen Tannen besetzt waren.

5 Mit einer Kammer, in welcher sich laut meiner freilich etwas phantasievollen Auffassung ein wegen hohen politischen Bedenklichkeiten verbannter Prinz von Geblüt vorübergehenderweise hätte aufhalten können, war ich selbstverständlich in hohem oder höchstem Grad zufrieden. In schönen Nächten war
10 das Stübchen oder Gelaß schimmernd weiß; es gab nämlich einige fabelhaft schöne helle Zaubernächte mit unendlich liebem Mondlicht, holder Mondromantik. D 85

Frau Bandi besaß etwas Stilles und Vornehmes, nur sprach sie mir allerdings fast ein wenig zu klug. Sie las viel. Ihre Lieblingsschriftsteller und -Dichter waren aber übrigens nicht die meini-
15 gen; doch verstand sich dies eigentlich von selber. Das andere Geschlecht wird immer auch einen andern Geschmack und ein anderes Gefühl haben. Als schön konnte Frau Bandi nicht mehr gut gelten; aber sie zeigte noch deutliche Spuren von ehemaliger
20 Lieblichkeit und war geistreich. Wie alle geistreichen Leute war sie mitunter ein wenig boshaft. Dann und wann schriftstellerte sie ein wenig, ohne aber deswegen schon eine eigentliche Schriftstellerin zu sein, was mir unter Umständen, wie ich unumwunden gestehe, ein wenig unangenehm hätte sein können. Ihr Mund hatte einen
25 etwas schroffen Ausdruck; in ihren Augen lag etwas Abweisendes und Kaltes. Sonst aber war sie sehr lieb. Im großen und ganzen erhob sie den Anspruch, tiefunbefriedigt zu sein und sich für unglücklich zu halten. Offenbar ist man in der Tat unglücklich, D 86
sobald man es sich einbildet. Sie umgab sich mit Hund und Katze, schöner Literatur und wehmütigen Einfällen, und es mochte
30 manchmal aussehen, als lebe sie nur noch darum, weil ein gütiger, trostreicher Tod sie bisher noch nicht abgeholt hatte. Oft wurde sie von sanftem, aber schier unaufhörlich strömendem Weinen

förmlich überfallen. Wüßte sie vom Leben befreit zu sein? Ich weiß es nicht und vermag in dieser Hinsicht nicht das Geringste zu sagen. Auch tut man meiner Ansicht nach gut, über Dinge, die vielleicht allzu zart sind, still hinwegzusehen.

Bezüglich des hübschen Kämmerchens, wovon er nach Be- 5
liebten Gebrauch machen und was des Mieters vermutlich recht
geringe Finanzkraft betreffen konnte, so hatte mein guter Vater
in seiner vielleicht etwas übertriebenen Sorglichkeit für ange-
zeigt gefunden, einige größere oder kleinere Zweifel laut werden
zu lassen; denn er kannte seinen ohne Zweifel bisweilen kühnen, 10
kecken und verwegenen Herrn Sohn, wenn vielleicht nicht voll-
ständig, so doch wahrscheinlich ziemlich gut.

„Kannst du aber auch zahlen, mein lieber Sohn? Nimm mir
diese Frage nicht übel. Du weißt, daß ich kein reicher Mann bin“,
D 87 hatte er gesagt, wobei er seine alte gute Hand in ganz bedenken- 15
erregender Manier ans Ohr hinaufgesetzt und ein überaus be-
kümmertes Gesicht gemacht haben wollte.

Lachend legte ich hundert Franken auf den Tisch, und der
äußerst delikate Handel war erledigt.

Da der Vater gutwilligerweise gezögert hatte, das Geld so- 20
gleich anzunehmen, so leistete ich mir, stolz und vornehm, wie
ein spanischer Edelmann, die großzügige Bemerkung: „Mach kei-
ne Umstände“, worauf der Zimmervermieter und Vater sich be-
eilte, Wein und zwei Gläser herbeizuholen, um sich und mir ein
Glas Wein einzuschenken, was er mit einer Sorte jugendfrischer 25
Artigkeit und Liebenswürdigkeit tat, die ich ehrlich bewunderte.

Vater war überhaupt immer, falls es ihm die äußern Umstände
nur irgendwie erlaubten, ein gefälliger, lebenslustiger, höflicher
und artiger Mann, und im Weineinschenken und -Aufstellen er-
wies er sich, das darf ich getrost sagen, stets als ein Meister. 30

Ich darf im Erzählen nicht eher fortfahren, als bis ich erwähnt
habe, was durchaus erwähnt, hervorgehoben und verständlich
gemacht werden muß, nämlich daß ich eben erst aus wahrhaft

prächtiger Lebensstellung herausgeflohen war, die ich nach kurzem Bedenken preisgegeben hatte, weil ich mir |sagen zu dürfen D 88 glaubte, daß ich zum endgültigen Sitzen- und Klebenbleiben noch zu jung und dementsprechend zum Auf- und Davonlaufen
5 und leichtsinnigen Stellungspreisgeben nicht bereits zu alt sei; daß es für mich wesentlich noch zu früh sein könnte, mich für immer an eine eintönige, gleichmäßige, tägliche, berufliche Pflichterfüllung und damit für immer an ein und denselben trockenen, langweiligen Aufenthaltsort zu binden; daß mich der allerfesteste
10 und schönste Jahres- oder Monatsgehalt für zu früh herbeigeführten Verzicht auf Bewegungsfreiheit kaum je reichlich genug zu entschädigen vermöge.

Einen bindenden Anstellungsvertrag, der mir in der Voraussetzung vorgelegt worden war, daß ich ihn mit dem denkbar stärksten und größten Behagen unterzeichnen wollen würde, hatte ich
15 die Kühnheit gehabt zurückzuweisen, womit ich eine Fessel mich geradezu unglaublicherweise unterstanden hatte zu verwerfen, die mich wohl auch in gewisser Hinsicht locken mochte, weil sie eine gesicherte Existenz darstellte.

So saß ich denn jetzt in einer Stube, die mir ein freundlicher alter Mann bereitwillig abgetreten hatte, und da ich über jede nur erdenkliche freie Zeit verfügte, so strich, strolchte, schlenkerte und schlenderte ich teils im Wald herum und schrieb andern-
20 teils |über das Herumschweifen gelegentlich einen vielleicht ganz D 89 hübschen Aufsatz. Von Zeit zu Zeit drehte und rauchte ich eine französische Zigarette oder rauchte aus einer der zahlreichen Tabakpfeifen meines Vaters, der mir das durchaus nicht untersagte. Ich besaß zwei hübsche ganze Anzüge und einiges sauer erspartes Geld.

30 Sehr ernsthaft sprach ich zu mir selber: „Wenn ich auch vorläufig noch zaudere und einstweilen noch wie ein auserlesener

Vergnügungsmensch aussehe, so zweifle ich deswegen keinen Augenblick, daß vielleicht bald eine Zeit kommt, wo ich wie die feste Entschlossenheit selber aussehen, und wo ich bereit sein werde, es mit der ganzen Rauheit und mit der völligen Nacktheit des Lebens ebenso wacker aufzunehmen, wie irgend einer.“ 5

Auf dieses Selbstgespräch war ich nicht wenig stolz.

Es war Vorfrühling; der nahegelegene Marktplatz sah mit seinem netten Getümmel von Menschen und Waren im hellen Sonnenschein und in der klaren Frühjahrsluft zum Entzücken aus. Aus den umliegenden Gärten und durch alle engeren und breiteren 10 Gassen tönten die vielverheißenden, liebreizenden, schmelzenden Stimmen der Vögel. Altbekannte, vertrauenswürdige Farben zeigten sich da und dort, und es schien von überall her nach Liebesbedürfnis und Liebesglück zu duften. Stimmen und wieder andere Stimmen wurden laut, und die Kinder benützten Straßen 15 und Plätze, um übermütig zu spielen. Alle hör- und sichtbaren Töne und Farben gingen ineinander über. Freundlicher, nachbarlicher als sonst schienen alle alten und jungen Menschen auszusehen. Alle guten Dinge schienen einander nah verwandt; alles war angenehm erregt, beseelt, belebt. Alles Verschiedene, Zerstreute 20 hing zu einem wohlwollenden, glücklichen Ganzen zusammen. Freude, Güte und nachsichtiges Gönnen schienen als helle, holde Gestalten unter den Leuten erquicklich einherzuspazieren.

Ich ging in den Wald, wo ich Blumen und kleine hübsche Gräser sammelte, die ich auf gewinnende und sprechende Art in 25 eine Schachtel stellte, derart, daß es einem winzigen Stückchen Frühling ähnlich sehen sollte. Auf das Blumenstück legte ich ein säuberliches Zettelchen, worauf ich einige offenkundige Zärtlichkeiten geschrieben hatte, und das Ganze sandte ich an eine junge Schauspielerin, die in „Kabale und Liebe“ die Rolle der Luise 30 spielte.

Nebenbei knüpfte ich und zwar scheinbar mit einigem Glück auch noch andere Beziehungen an, nämlich zum erstenmal in meinem Leben zu einer schöngeistigen Zeitschrift. D 91

Hin und wieder glaubte ich, durch bessere und schlechtere Wirtschaften eine Gastspielreise veranstalten, absolvieren oder unternehmen zu müssen. Das Bier wollte keineswegs aufhören mir zu schmecken, und ich sah nicht ein, daß es vorteilhaft für mich hätte sein können, wenn ich mich gezwungen haben würde, wie ein Mönch zu leben.

10 Saß ich emsig schreibend zu Hause, so trat, um zu sehen, was ich mache, etwa Frau Bandi zu mir in die Stube.

„Was schreibt der Herr Baron da?“ fragte sie in der Tonart des Neckens. Ich gab in ebensolcher Sprechweise zurück: „Allerlei Dummheiten“.

15 Fast regelmäßig nachmittags spendete sie mir in ihrem Wohnzimmer eine Tasse Tee, was begreiflicherweise jedesmal ein Anlaß zum Plaudern war. Bisweilen hatte sie um diese Zeit Besuch. Wollte wieder sie selber jemand besuchen, so begleitete ich sie. Oft auch unternahmen wir zusammen irgend einen kleinen Spaziergang.

20 Bald hernach jedoch kam ich mit einer Frau von ganz anderer Art näher zusammen. Aus Frau Bandis kleinster Aeußerung oder Bewegung sprach die typische gebildete Frau; die andere aber konnte ich unmöglich für gebildet halten. Ich werde auf diese andere Frau sogleich zu sprechen kommen. D 92

25 Vorher möchte ich noch erwähnen, daß mir Zubettgehen sowohl, wie früh morgens Aufstehen die größte Freude machten. Bei schönem Wetter war mein Zimmer dicht voll von hellstrahlendem Sonnenschein, worin ich nach Herzenslust baden konnte. 30 Jeden Tag ging ich eine größere oder kleinere Strecke den nahen Berg hinauf, und hier, im phantastisch hohen Wald, lernte ich eines Tages das fremdartige weibliche Wesen kennen, von dem ich soeben gesprochen habe.

Abends war's; ich verfolgte, von allerlei Gedanken stark in Anspruch genommen, indes die untergehende Sonne goldene Glutten in das wunderbare, von Ueppigkeit und Jugendglanz strotzende, tiefsinnige Grün hineinwarf, so meinen Weg, als mit einmal eine große Frauengestalt, die von vorspringendem Gestrüpp bis dahin verborgen gehalten wurde, dicht vor mir auftauchte. Verwunderungsvoll und höchlich betroffen blieb ich stehen; denn ich hatte eine so seltsame und zugleich so schöne Erscheinung nie auch nur von weitem, geschweige je so nah vor mir gesehen.

D 93 Freundlich lächelnd trat sie zu mir heran und bot mir die Hand 10
dar, die ich ohne geringstes unschönes Bedenken ergriff, worauf mich die Frau tiefer ins Waldesdickicht hineinführte, indem sie sagte, daß sie mir einen Platz zeigen wolle, wo wir beide völlig ungestört sein könnten. Mich ergriff ein wunderbares, inniges Be-
hagen. Ein Glück, wie ich es nie vorher und nie mehr nachher wieder empfunden habe, hauchte mich von allen Seiten her an. Ich
fühlte mich in ein Märchenland versetzt, und die stillen, hohen, schlanken Tannen, die am verborgenen Waldweg standen, kamen mir wie Palmen vor. Ein unbestimmtes Etwas, irgendwelches Gute und Schöne, an das ich dachte, zwang mich, mit leiser, ruhiger 20
Stimme zur fremden Frau zu sagen:

„Ich liebe dich. Führe mich, wohin du willst. Ich traue dir in jedem Sinne und vertraue mich dir mit aller Seelenlust an.“

Liebreich, aber immer sehr ernst, schaute sie mich an. Zu den Worten, die ich gesprochen hatte, sagte sie nichts, sondern geleitete mich weiter, bis wir an einem eingeschlossenen Ort ankamen, der ihr um seiner Abgelegenheit willen geeignet erschien, uns auf den Boden zu setzen, was wir taten, und uns gegenseitig ungestört anzuschauen, wozu wir ebensoviel Lust wie Zeit hatten. Die
Zeit schien mir stillzustehen, und der grüne Wald, aller Raum um uns beide, schien sich für uns in ein hohes, freudereiches, male-
risches Lustzelt verwandelt zu haben, um zwei stille, glückliche Liebende mit seiner Pracht zu ergötzen. Der Moosboden, auf dem

D 94 30

wir eng nebeneinander saßen, war weich und schön und schien mir kostbar wie ein Fürstenteppich. Perserteppiche laden nicht freundlicher und eindringlicher zum Sitzen und Ruhen ein wie dieser liebe grüne, bescheidene Waldboden, auf welchem wir es
5 uns zu unserem Entzücken wohl sein ließen.

Alles Störende, Beeinträchtigende, Beunruhigende war wie für immer aus der Welt verbannt und verschwunden; nichts Ungutes mischte und drängte sich in den Genuß der Zauberstunde, die ich mit der wunderbaren Frau im Waldwinkel, lieben, süßen
10 Waldesdüster und -Geflüster verbrachte. Nur die Abendsonne drang mit ihren letzten, schwelgerischen Liebesstrahlen rosen- gleich noch in die wonnige Abgeschiedenheit hinein, und ein leiser Abendwind nur leistete uns auf höchst liebenswürdige, er- wünschte Art Gesellschaft, indem er die zarten, leichten Blätter
15 um uns herum von Zeit zu Zeit in lispelnde, wispernde Bewegung setzte. Indem ich mir die Frau sorgfältig anschaute, küßte ich sie, und sie duldeten den Kuß. Ein gütiges Lächeln schwebte ihr über die Lippe, die ich mit meinem Mund berührte. Entzücken rann mir durch die unsäglich ruhige Seele. D 95

20 Da ich sie bat, mir zu sagen, wer sie sei und wie sie heiße, so erwiderte sie mir, daß sie mir das ein anderes Mal sagen wolle. Ich war mit der ausweichenden Antwort zufrieden. Sie zeigte bei allem natürlichen, ungekünstelten Benehmen dennoch ein Wesen voll hoher Würde. Ihr Charakter schien mir tieferst, aber dessen-
25 ungeachtet ebenso heiter zu sein. Wir redeten beide kaum einige Worte, begnügten uns vielmehr mit dem Genuß, der für uns darin liegen wollte, daß wir anhaltend still und gedankenvoll nebeneinander dasaßen. Ernst und schön und mutig saß sie da. „Offenbar ist sie ein seltenes Naturgeschöpf. Was für Gedanken mag sie ha-
30 ben?“ sagte ich mir im stillen.

Längst war es Nacht geworden; alles war finster.

„Du wirst wohl nach Hause gehen müssen“, sagte sie.

„Und du?“ fragte ich.

Sie sagte: „Ich bin hier im Wald zu Hause.“

Wir trennten uns.

Frau Bandi war mit Uebersetzen einer kleinen polnischen Erzählung beschäftigt. Die häusliche Arbeit, die sie zu besorgen hatte, schien verhältnismäßig nur wenig Kraft und Zeit zu beanspruchen. | Gelegentlich ersuchte sie mich, genannte literarische Arbeit durchlesen und vielleicht hie und da verbessern helfen zu wollen. Ich gehorchte, d. h. tat, was gefordert wurde, langweilte mich aber dabei entsetzlich und vermochte daher weder ein allerdings ziemlich abscheuliches Gähnen noch zwei bis drei womöglich durchaus unstatthafte, weil höchst übelangebrachte, hübsche, meilenweite, haushohe Stoßseufzer gänzlich zu unterdrücken. Das polnische Produkt kam mir allzu sentimental und düster vor. Schwarze, schwarze, nochmals schwarze Raben; Tränen, Tränen und nochmals Tränen flogen und rannen in der kolossalen Novelle drückend, pressend, kräczend, schauerlich herum. Junge, Junge, halt den Mund, oder du bist rettungslos verloren. – Item!, die ungeheure unerhörte, tragödienhafte, rabenschwarze Geschichte war jedenfalls durchaus gegen meinen Geschmack. Aber mein Lieber, hören Sie, was sagt denn Frau Bandi, die doch mit dem jungen polnischen Verfasser, einem ohne Zweifel ungemein interessanten Menschen, immerhin brieflich Verkehr pflegte.

„Ein ganz frecher, unverschämter Kauz sind Sie, wissen Sie das? Wollen Sie sofort Ihr spöttisches Seufzen und dummes Gähnen bereuen und mich um Verzeihung bitten? Ja oder nein? O Sie!“

So sprach sie, und wegen des unleugbaren, allzu offensichtlichen, unvorsichtigen Mangels an Polenhochachtung und Polenverständnis, den ich an den Tag zu legen wagte, schaute sie mich ganz geringschätzig an, worüber ich natürlich laut lachen mußte. Die Entrüstete bat ich freilich sehr manierlich und sehr sorgfältig um Entschuldigung. „Warten Sie, ich werde Ihnen bald!“ machte sie und lachte ebenfalls.

Sie spielte dann und wann auf einer Art Mandoline, wozu sie mitunter auch sang; indessen besaß sie nicht Stimme genug, um mit ihrer gesanglichen Leistung irgend jemandes Ohr erfreuen zu können. Sehr hübsch und lustig pflegte sie dagegen mit ihrer
5 schönen Angorakatze zu reden, die manierlich horchte und Augen machte, als verstehe sie jedes Wort, das man an sie richtete.

„Führen Sie nicht eigentlich ein richtiges liederliches Vagabundendasein? Schämen Sie sich nicht? Machen Sie sich wirklich nie Vorwürfe?“ sagte mir einmal Frau Bandi.

10 Ich erlaubte mir zu entgegnen: „Das kommt auf die Auffassung an. Ich bin mit meinem bisherigen, scheinbar leichtfertigen Lebenswandel im allgemeinen durchaus nicht unzufrieden, und zwar vorläufig deshalb nicht, weil ich mir sagen darf, daß ich abso-
lut niemand im Weg bin, und daß ich für mein ferneres Fortkom- D 98
15 men doch wohl hoffentlich zu sorgen wissen werde.“

Allerdings warf ich mir bisweilen selber meinen andauerlichen Müßiggang lebhaft vor, ohne mich jedoch deswegen allzu stark zu beunruhigen. Beständig dachte ich an Beschäftigung, nahm ich mir Arbeit vor, arbeitete aber deshalb doch noch lange nicht,
20 lief vielmehr nach wie vor arbeitslos und ohne jegliche Tätigkeit herum. Tiefsinn und Wehmut hielten mich auf eigentümliche Art gefangen, den ganzen Tag kam ich von vielerlei Gedanken nicht recht los, sah mich von den eigenen Einfällen gefesselt. Ich war gewissermaßen Gefangener und zugleich Gefängnis, fühlte mich
25 durch mich selber eingeengt, gehemmt, eingekerkert. Ich war frei, war es aber plötzlich wieder nicht im mindesten. Das weiße Haar meines Vaters machte mir einen tiefen Eindruck. Weit fort in die helle, weite, offene, gesunde Welt hinaus hätte ich wandern mögen, hatte aber doch auch wieder nicht die geringste Lust,
30 nicht den geringsten Trieb dazu, obwohl ich eigentlich ganz gewiß nicht zu träge dazu war.

In meinem Dachstübchen, Schmuckstück, Zierstück, wahren D 99
Ideal von Dachstübchen, schrieb ich an meine Frau Bandi, um ihr

einige Unterhaltung zu verschaffen, kleine Mitteilungen, Briefe oder Notizen. Die Schriftstücke ließ ich später unten im Treppenhaus in ihren Briefkasten fallen. Einer dieser kleinen Briefe lautete:

Liebe Frau Bandi! Ich fühle mich hier oben in meiner Stube wie mitten in einer Erzählung, worin gesagt wird oder geschrieben und gedruckt steht, daß eines Tages ein junger, netter Mensch, der vielleicht nicht recht gescheit war, in einer artigen Dachkammer saß und für sich träumte. Ich komme mir manchmal wie eine Traumgestalt oder Phantasiefigur vor. Ich lebe nicht und bin dennoch lebendig. Wie kommt das? Und Ihnen, wie geht es Ihnen unten in Ihrem Erdgeschoß? Womit sind Sie in diesem Augenblick beschäftigt? Ich wünsche Ihnen zum Frühstück eine Beigabe von hundert, wenn nicht sogar tausend willkommenen Heiterkeiten. Die liebe Sonne scheint mir ins Zimmer hinein, auf den Tisch, auf das Schreibpapier, an die Nasenspitze und an die Federspitze, mit der ich diese unklugen Worte schreibe. Nicht wahr, Sie sind doch eigentlich auch der Meinung, daß die Welt entzückend schön ist. Was Sie betrifft, so finde ich, daß Sie eine sehr liebe Frau sind, und ich behaupte steif und fest, daß ich Ihnen sozusagen tatsächlich zugetan bin. Aber womit könnte ich Ihnen beweisen, daß Sie mir lieb sind? Mich selber halte ich für einen eher guten, dummen, ehrlichen, als schlechten, schlaunen und zweideutigen Kerl, für eher treuherzig als gänzlich abgefeimt, für mehr grad als krumm und für leider eher bedeutungslos als wichtig und bedeutend. Im großen und ganzen bin ich vielleicht ein ganz passabler, netter Mensch, wiewohl ich dies bis dahin freilich noch nicht bewiesen habe. Ich bitte Sie, probieren zu wollen, ob es Ihnen möglich sei zu glauben, daß ich unter Umständen ganz nett sein könnte, falls ich nur wollte. Sie jedenfalls sind sicher eine sehr nette Frau.

Ueber solcherlei Ergüsse lachte Frau Bandi manchmal ganz ausgelassen. Sie pflegte dies auf so silbrige und kicherige Art zu tun, daß es ein Genuß sein konnte, sie lachen zu hören. Sind nicht

am Ende die lustigen Momente die schönsten von allen, die wir armen, von trüben Stimmungen leider nur zu häufig geplagten Menschen erleben?

Mit einem wackern, schlichten Menschen ging ich um diese
5 Zeit einmal über den Berg. Wie ich mich deutlich erinnere, entspann sich auf dem Wege eine gute und sehr angenehme Unterhaltung, wobei die ¹treffliche Persönlichkeit, in deren Gesellschaft ich ging, den Gedanken entwickelte, der dahin lautete, daß im
allgemeinen wir Menschen während unseres ganzen Lebens uns
10 von einem gewissen eifrigen Suchen und Sehnen weder jemals zu befreien imstande seien, noch uns Mühe geben sollten, uns davon befreien zu wollen; daß unser Sehnen nach Glück als solches offenbar viel schöner, immer viel zarter, bedeutsamer und darum im Grunde wahrscheinlich auch viel begehrenswerter sei als das
15 Glück selber, welches vielleicht überhaupt gar nicht zu existieren brauche, weil ein heißes, beglückendes Streben und ein immerwährendes sehnüchziges Verlangen nach ihm unserem Bedürfnis unter Umständen nicht nur vollständig genüge, sondern viel besser, viel inniger entspreche; daß glücklich sein keineswegs so ohne
20 weitere Frage, ohne Sorge der Sinn der Welt, Ziel und Endzweck des Lebens sei usw.

D 101

„Warum marschieren Sie nicht einfach einmal fröhlich nach Italien? Italienischer Himmel und italienische Heiterkeit würden Ihnen sicher nicht schaden, sondern sicher nur nützlich sein.“

25 „Gewiß ist dies durchaus kein schlechter Gedanke“, sagte ich. Inzwischen blieb mir die schöne Fremde vom Wald ¹fortwährend im Kopf. Ich war ihr nah wie dem eigenen Wesen. Vertrauter konnte mir die eigene Seele nicht sein.

D 102

Ich ging unter die hohen Kastanienbäume zu den Schwänen,
30 und indem ich die Anmut, den sanften Stolz, das prächtige Gefieder, die edle Haltung der schönen Tiere mit sorgsamer Aufmerksamkeit betrachtete, so vertiefte ich mich auch schon wieder auf das emsigste in allerlei Betrachtungen über die sonderbare,

herrliche Frauenerscheinung, die mir fast nur wie ein hauchartiger, nebelhafter Traum vor den Augen, vor dem Gemüt schwebte, obwohl ich sie doch mit Augen tatsächlich gesehen und mit leibeigenen, körperlichen Händen auf das wärmste und unzweifelhafteste berührt hatte. Wie mich ihr Bild beständig begleitete, 5 so vernahm ich auch unaufhörlich den Wohlklang ihrer dunklen, lieben, angenehmen Stimme. Der Gedanke an die schöne Seltsame und Rätselhafte glich dem eigenen Leben. Atmen und an sie denken war für mich ein und dasselbe. An das Geländer gelehnt, studierte ich mit scheinbar größter Genauigkeit und fleißiger 10 Achtsamkeit die hübschen schillernden Bewegungen des Wassers, sah jedoch dabei nur sie, die mich unwiderstehlich zu sich zog, die mein Dasein, Fühlen und Denken unumschränkt beherrschte.

D 103 | Da es Abend und außerdem der Abend schön war, so spazierten unter dem wohltuenden Grün der Allee zahlreiche Spaziergänger und Spaziergängerinnen einher. Alles rund herum war in sonnigen, goldenen Hauch, in träumerischen, gedankenvollen Dunst gehüllt. Ich sah Frau Bandi kommen und ging ihr entgegen, um sie zu grüßen; mit dem Herzen aber war ich bei der andern, beim Geschöpf der Natur, bei der wundersamen Erscheinung vom Walde. 20

Frau Bandi und ich setzten uns auf eine augenblicklich durch weiter niemand benützte Ruhebänk, worauf erstere sagte:

„Nicht wahr, Sie sahen hin und wieder, wie ich weinte, wie ich gänzlich verzagt und hoffnungslos gewesen bin, wie ich um einen 25 verloren gegangenen holden Traum klagte, ein Liebenswertes, Lebenswertes, das mir auf immer entschwunden ist, beweinte. Sie haben mir wohl auch gesagt oder bisweilen zu verstehen gegeben, daß Sie mir zugetan seien. Würden Sie mir, wenn ich unmöglich länger zu leben, unmöglich mehr am Leben zu bleiben 30 vermöchte, gänzlich verzweifelte, den Dienst erweisen, mich zu töten, wozu ich die Tapferkeit nicht fände, obwohl ich alsdann

fest entschlossen wäre zu sterben? Und mit mir sterben? Möchten Sie, könnten Sie das?“

„Sagen Sie nicht so traurige Dinge. Wie ich fest überzeugt bin, wird es sich noch immer lohnen, geduldig und sanftmütig am Leben zu bleiben; denn ich denke, daß trotz des Unterganges von vielem Schönen Ihnen noch manche schöne Stunde blühen kann.“ D 104

In die Stimme, mit der ich dies sagte, versuchte ich so viel Weichheit und zugleich so viel Achtung wie möglich zu legen. Vielleicht würde ich noch mehr haben sagen können; aber ich glaubte fühlen zu müssen, daß irgend ein einfaches einziges Wort bei solcherlei Anlaß das Beste sei. Außerdem meinte ich berechtigt zu sein, mir im stillen sagen zu dürfen: „Vielleicht meint sie es gar nicht so ernst.“

15 Sie stand auf und ging weg.

Rasch erhob auch ich mich und eilte, vom Verlangen getragen und durch Wiedersehensbegierde, die mich erfüllte, zum voraus schon freudig erregt, den steilen Rebberg hinauf. Wie eine weiße Fürstinnenerscheinung glänzte in der Ferne der abendlich blasse, geisterbleiche See. Rosig brennendes Abendgewölk schwebte über dem weitausgedehnten, spiegelblanken, schönen Wasser. Auf bekanntem Weg angelangt, sah ich sie gleich einem Gemälde oder einer Skulptur, als wenn sie schon die längste Zeit auf den späten Ankömmling geduldig warte, gelassen auf einem altertümlichen, zerrissenen Gemäuer sitzen. Meine Freude, sie wiederzusehen, glich dem Glück und dem Vergnügen, ihr in die groß wie tiefsinnige Fragen geöffneten Augen schauen und ihr die Hand darreichen zu dürfen. In ihrer sympathischen Ruhe, ihrem Stolz, ihrer Kraft glich sie einer Gestalt aus längst entschwundenen, goldenen Zeiten, und schien einer andern Zone als der unsrigen anzugehören. Die Kraft, die sie verkörperte, 25 ähnelte an Unverblüht- und Unverblümtheit, folglich auch an Unverkommen- und Unverdorbenheit, wie an Ungeköstelt-

D 105

und Unverwächtheit der Güte, Schönheit, Nachgiebigkeit ihres mütterlichen und schwesterlichen, ebenso kräftigen, wie süßen, himmlisch-guten Lächelns, das mich lüstete zu küssen, womit ich freilich auch den weichsten, wärmsten Menschen- und Frauen-
mund der Erde küssen mußte, was mir in keiner Weise verweigert
wurde. Einen Hut trug sie nicht; in herrlich-phantastisch-wildem
Strom stürzte ihr das Haar herab, das die Abendsonne mit Gold-
glanz überschüttete.

Langsam gingen wir zusammen wieder den alten Weg entlang in den gebüschreichen Wald hinein. Glückliche und in mir selbst
befestigt war ich wie nie. Auch sie sah mich gern, auch sie war mit
sich selbst und mit mir zufrieden, das fühlte und sah ich deutlich.

D 106 | Bald saßen wir wieder auf dem köstlichen, beliebten Moos-
plätzchen vom vorigen Mal, wo ich sie in aller behutsamen Be-
quemlichkeit umarmte und es mir an ihrer freundlichen, gut-
herzigen Brust, die mir wie das schönste, weichste Kopfkissen
erscheinen wollte, behaglich machte. Mich an die liebe Figur
umständlich anzuschmiegen, das Gesicht an das ihrige zu drük-
ken, mir recht viel Zeit zu nehmen, sie so frei, so zärtlich, so in-
brünstig wie möglich zu umhalsen, das und mancherlei anderes,
ebenso Gutes tun zu können, dünkete mich ohne langes Herum-
sinnen und ohne daß ich Worte dafür fand, ein schwellendes in
Segelschiffen schaukelndes Emporschwingen zum Ideal und fol-
gerichtigermaßen ein Aufenthalt in Gegenden zu sein, wo Selige
und Kummerlose wohnen, die sich an unaufhörlichen Freuden
ergötzen.

Sie streichelte mir die Stirne, und während sie dies tat, sagte sie mir, wer sie sei, indem sie sprach:

„Ich heiße Marie und stamme aus dem Emmental. Vater und Mutter habe ich früh verloren, kam schon als Kind in fremder
Leute Hände. Tüchtig arbeitete ich; denn ich bin stark. Bald kam
mir alles, was ich sah und hörte, kalt, fremd und klein vor. Was
die Leute Leben nennen, habe ich nie begriffen. Der Menschen

kleines Weinen und kleines Lachen wurden | mir fremder und D 107
fremder, unverständlicher und unverständlicher. An ihren raschen Freuden hatte ich keinen Teil; ihre Schmerzen vermochte ich nicht zu verstehen. Immer ruhig und gefaßt war ich. Weder
5 Unruhe noch Angst kommen bis zu mir. Niemals hatte ich vor irgend etwas Angst. Die Menschen fingen an, vor mir auszuweichen, als wenn ich ein Geist sei; aber ich verlor die Ruhe nie und werde sie nie verlieren. Hier im Wald fühle ich mich wohl. Die Menschen mag ich nicht. Freilich wohne ich nicht hier im Wald,
10 wie ich dir das letzte Mal sagte; ich wohne unten in der Stadt, in einer Seitengasse; immer aber zieht es mich hier hinauf, wo ich stehe oder sitze und den Tag verbringe. Auch du liebst den Wald.“

„Wie dich“, sagte ich.

„Nie habe ich geweint, bin aber“, fuhr sie fort, „auch nie besonders lustig gewesen. Von diesen Unterschieden, diesen vielerlei Dingen verstehe ich nichts. Immer ernst war ich, immer so, wie du mich siehst. Zornig oder traurig war ich nie. Immer gleich bin ich, und darum haben mich die Leute eine Gleichgültige genannt und mit bösen Augen angeschaut, obwohl ich keinem Menschen
20 je Leides oder Böses zufügte. Die Menschen haben mich nie verstanden, sind deswegen böse geworden, haben mir gezürnt und mich fortgestoßen; denn sie wollen alles wissen und sogleich verstehen. Mein Schweigen, das ich wie den Himmel liebe, an den ich glaube, hat sie gegen mich empört. Ich habe sie mit meiner Ruhe,
25 mit meinem Schweigen beleidigt, bin jedoch nicht aus Trotz ruhig und schweigsam gewesen. Nie habe ich mit meinem Wesen jemand kränken wollen. So geboren bin ich; aber die Leute meinen immer, daß man absichtlich so oder so sei. Mich kümmert das nicht viel, heute, wo du bei mir bist, schon ganz und gar nicht. Du
30 bist gut und liebst mich und vertraust mir. Du bist ruhig und hast keine Angst vor mir.“

17 siehst.] siehst . D

Schweigend und horchend saßen wir beieinander, bis alles rings um uns wieder finster war und sie leise sagte: „Geh jetzt nach Hause.“

Frau Bandi erzählte ich nichts von Marie, die ich überhaupt nicht erwähnte. Frau Bandi würde die Freude, die ich fühlte, und das Bedürfnis, das ich hatte, mit einer Frau wie Marie zu verkehren, sicherlich in keiner Weise verstanden haben. Auch würde ich sie mit Beschreiben von Maries Schönheit, mit Auseinandersetzen alles dessen, was an einer andern reizend, anziehend und wertvoll für mich war, vermutlich nur haben verstimmen können, und das mochte ich nicht tun. Vielmehr mußte jedes Derartige sorgfältig vermieden werden. Irgend jemandes Eigenliebe und ganz natürliche Eitelkeit sich nicht scheuen zu verletzen, in dieser oder ähnlicher Hinsicht rücksichtslos, grob, unhöflich sein halte ich und hielt ich Gott sei Dank stets für ebenso unzart wie unklug, für ebenso brutal wie töricht, für ebenso feig wie grausam. Genug, ich fand jedenfalls für ratsam, das Geheimnis meines Glückes vorsichtig für mich zu behalten. Es leuchtete mir ein, daß ich mich streng zu hüten habe, zartes Wissen preiszugeben und angenehmes, vielversprechendes Stillschweigen unbeobachtet zu lassen, Fehler, womit ich mir nur Aerger verschafft und Unwohlbefinden zugezogen haben würde, ohne den geringsten Nutzen zu stiften. Wenn die Einsicht vorhanden ist, daß mit Reden etwas Gutes, Liebes und Vorzügliches zerstört, dementsprechend mit Schweigen nicht das geringste Schädliche und Ueble angerichtet wird, so schweigt man gern.

Marie war immer gleich schön und naturhaft, und die zahlreichen Stunden, die ich erbaulicher- wie vergnüglicherweise in ihrer Gesellschaft verbringen durfte, befriedigten mich in stets gleich hohem Maße.

Einmal ging ich zusammen mit Frau Bandi in der Waldumgebung spazieren, wo ich Marie, wenn ich auf Besuch zu ihr ging, anzutreffen pflegte, und da wollte es der Zufall, daß sie uns be-

gegne. Sie trug diesmal seltsamer- und abenteuerlicher- oder launenhafterweise einen Fächer in der Hand. Das Handgelenk schmückten schimmernde, wenn gleich offensichtlich billige Spangen. Wundersamer blauer Meerglanz strahlte ihr aus den
5 freundlichen Augen. Das war in der Tat die Frau in Person, die für die Liebe und für das Glück eines Menschen geschaffen zu sein schien. Ihre siegesgewisse, doch auch wieder unendlich bescheidene Miene glich dem Gesichtsausdruck einer Göttin. Leicht und groß zugleich; anmutig und zugleich fast ein wenig schwerfällig
10 kam sie daher, die Schritte Musik und die Bewegungen Melodien, wieder ohne Hut und nur leicht gekleidet, wunderschönem Körper jegliche Freiheit gönnend.

Frau Bandi warf auf Marie nur zu rasch einen offenbar ungerechtfertigten Blick voll Abscheu und Verachtung. Indem ich
15 mich von so unbedenklicher Geringschätzung und Unfreundlichkeit als Zeuge erblickte, tat mir jedoch nur die gebildete Frau leid, die mit Entsetzen und Wegwerfung auf das gute unwissende Kind der Natur schaute, dessen Erscheinung sie mißbilligen zu sollen meinte.

20 Zu Marie ging ich so oft, als ich irgendwie konnte; hörte aber darum keinesfalls auf, in Frau Bandi eine schätzenswerte, edle D 111 Weiblichkeit zu verehren, da mir beide Gegensätze, jeder nur eben auf seine besondere Art, insofern bedeutend erschienen, als mich zu Marie mehr das Herz zog, während mich an die Dame,
25 die von Frau Bandi vergegenwärtigt wurde, mehr der Drang und der Wunsch nach Bildung fesselte.

Eines Tages aber war Marie verschwunden, ohne daß sie das leiseste Zeichen oder nur die geringste Spur zurückließ. Ihr Verschwinden von Ort und Stelle blieb mir unerklärlich. Es sah aus,
30 wie wenn sie nie dagewesen wäre. Nur ein süßer Duft, ein Nachtigallenton, ein liebes Bild und eine Schmetterlingserinnerung, eine Erinnerung, die leise wie ein milder Abendwind war, blieben noch von ihr zurück. Ganze Tage streifte ich vergeblich in zag-

haftem, unordentlichem Forschen, in einem traurigen Herumsuchen nach der Entschwundenen, in wirrem, bangem Bemühen, das keinerlei Resultat hatte, durch den Wald hin und her, der einer verlassenen Wohnung glich, aus welcher die Bewohnerin entflohen war.

5

Marie sah ich nicht mehr wieder, und da es mir ohnehin endlich Zeit für mich schien, in einige Beweglichkeit zu geraten und eine oder die andere Tätigkeit aufzusuchen, irgend eine feste Beschäftigung zu ergreifen und mich nachgerade wieder einmal an ein ¹zielbewußtes Streben zu gewöhnen, so faßte ich den Entschluß, meine paar Sachen einzupacken, Abschied zu nehmen und zu verreisen.

D 112

10

„Wohin reisen Sie?“ fragte Frau Bandi.

„Das weiß ich noch gar nicht recht. Nun! in irgend eine der Zentralen heutiger Zivilisation, Kultur, Arbeit, Entbehrung, verfeinerten Genusses, moderner Eleganz und Bildung, in eine der großen geräuschvollen Städte, wo ich sehen lernen werde, wie ich es anzufangen habe, mir unter den Mitmenschen einige Achtung und einiges Ansehen zu verschaffen.“

20

„Wollen Sie nicht noch einige Tage hier bleiben?“

„Nein.“

„Wird man Sie lange nicht mehr sehen?“

„Das kann sein.“

„Was werden Sie erleben? Wird es Ihnen gut gehen?“

„Das wird sich zeigen.“

25

„Treten Sie, wie ein guter Freund, nah zu mir heran und küssen Sie mich zum Abschied sanft und artig auf die Stirne.“

Indem ich tat, was sie wünschte, verabschiedeten wir uns. Mein Vater wünschte mir Glück und gute Reise; ich ihm Gesundheit und ein gutes Alter. Damit ging ich fort.

30

Die Wahrheit zu sagen, kam ich damals als Diener in ein Schloß, das einem Grafen gehörte. Es war zur Herbstzeit.

5 So viel ich mich erinnere, ließ ich es an Fleiß, Eifer und Aufmerksamkeit nicht im mindesten fehlen. Man war mit mir zufrieden. Im Anfang freilich noch nicht; anfänglich benahm ich mich ein wenig linkisch. Doch das wäre jedem andern wahrscheinlich ebenso gegangen.

10 Noch heute sehe ich mich gravitatisch im schönen Speisesaal stehen. Ein rechter Diener muß die Ruhe und zugleich die Aufmerksamkeit selber sein. Wie ich glaube, bin ich mit der Zeit allen Anforderungen, die man an mich stellte, und allen Obliegenheiten, die ich zu erfüllen hatte, vollkommen gerecht geworden. Man stellte mir ein sehr gutes Zeugnis aus.

15 Im Schloß selber war es sehr hübsch. Für einen einfachen bürgerlichen Menschen haben Schlösser natürlich schon als solche einen starken Zauber. Du liebe Zeit, was ich bisher gesehen hatte, waren mehr oder minder schöne Stuben; jetzt aber warf ich meine D 114 Blicke in Säle, und in was für hohe und prächtige.

20 Ein schönes Gemach reihte sich an das andere. Es gab sozusagen innere sowohl wie äußere Gemächer.

In großen und vornehmen Häusern pflegen die Diener während des Essens in bescheidener aber sicherer Haltung dicht hinter der speisenden Herrschaften Stühle stillzustehen. Es ist dies 25 so Sitte. Man kann es als eine Art guten Ton oder Stil betrachten. In solchen Augenblicken stand ich wie eine Statue da, war aber im nächsten Augenblick wieder höchst lebendig und tätig.

Reizend fand ich am Eßzimmer die hohen, schlanken Flügel-

Vgl. *Neue Zürcher Zeitung* [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 458, 18.4.1915, 1. Sonntagblatt, S. [1f.].

türen, die, sobald die Herren sich näherten, geöffnet, nach Eintritt jedoch sogleich wieder sorgfältig zugeschlossen werden mußten.

Im ganzen weitläufigen Schloß war ein Duft von Vornehmheit verbreitet, der wohl in erster Linie von der großen Stille herrührte, die in allen Gängen und Gemächern herrschte. Der Graf selber trat leise auf; um wie viel mehr seine Diener. 5

D 115 Der Graf war ein feiner Mensch. Schlank und groß von Figur, besaß er ein Gesicht von echt aristokratischer Häßlichkeit. Ihn ansehen, hieß fürchten, ihm zu mißfallen.

Der Kastellan, der gegenüber jedermann ungemein frech war, zitterte, wenn er nur von weitem des Grafen Stimme hörte, die hart wie eines gebornen Befehlshabers Stimme klang. Aber der Graf war gut. Wenn ich ihn mir gelegentlich heimlich anschaute, machte er mir den bestimmten Eindruck hoher Güte. 10

Er war Jungeselle, ein Umstand, worüber sich die Dorfleute lebhaft beklagten. 15

Das Dorf war süß. Ich fühlte mich sofort heimisch in ihm; denn es erinnerte mich aufs schönste an die Dörfer meiner Heimat. Ich glaube, daß alle Dörfer auf der ganzen Welt einander ähnlich sind. Die Dorfegasse oder Hauptgasse lag voll gelber Blätter, und wie gern saß ich, sobald ich freie Zeit hatte, in der Wirtschaft zum „Deutschen Kaiser“, wo das Bier doch eigentlich ganz miserabel war. Trotzdem trank ich es mit dem größten Genusse. 20

Die alten Dorfmütterchen glichen den Dorffrauen aus meinem Heimatland fast aufs Haar, ebenso die bescheidenen Gärten. 25

Vom Schloß kann ich sagen, daß es aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges herstammte.

D 116 |Saß ich abends, d. h. zur Nachtzeit, bei der Lampe in meinem Zimmer zu ebener Erde, dessen Fenster ich offen zu halten liebte, so geschah es, daß plötzlich ein alter Mann davor stand, der behaglich zu mir hereinschaute. Das war der Nachtwächter. 30

Wie oft plauderte er mit seiner verrauchtabakten Stimme mit mir, und wie oft gab ich ihm für die Unterhaltung, die er mir bot,

einen Groschen. Vielleicht sind die Groschen schuld gewesen, daß er aus dem Dienst gejagt wurde, was eines Tages geschah, weil er gänzlich betrunken war. Aber ich meinte es mit dem armen alten Mann nur gut.

- 5 Oft wenn ich so im Zimmer ganz allein am Tisch saß und in einem Buch, das ich mir heimlich aus der gräflichen Bibliothek geholt hatte, eifrig las, so regnete es im schwarzen, nächtlichen Park draußen. Ich liebte das leidenschaftlich. Was ich aber weniger liebte als vielmehr verwünschte, war mein Feldbett, das mich
10 nur zu oft aus dem besten Schläfe schnellte.

Werde ich je vergessen, wie ich den Grafen zum erstenmal sah?

- Wir vier Diener, der Kastellan, der Kammerdiener, der erste und zweite Diener, warteten an der Eingangstüre bei Lampenlicht, in finsterner Nacht, auf die Ankunft des Herrn. Der Wagen,
15 gegen den sich die vier mit, ich möchte sagen, stilisiertem Eifer werfen, fährt vor. Eilig wird die Wagentüre aufgerissen, worauf sich der Graf von seinen Dienern herausgehoben sieht, als wenn er krank und mithin unfähig gewesen sei, sich selber zu stützen, was doch ganz gewiß nicht der Fall war. D 117

- 20 Solchermaßen sah ich zum erstenmal im Leben das Bild eines großen Herrn, und nun wußte ich, wie Grafen, wenn sie nachts von einer Reise heimkehren, von ihren Dienern empfangen zu werden pflegen.

- Ein anderes Mal, da ich um die Mittagsstunde müßig im Zimmer auf dem Ruhbett saß, ging die Türe auf. In Begleitung einer
25 Dame, der er die Stube offenbar zu zeigen wünschte, stand der Graf vor mir. Schnell stand ich auf. Dem Grafen beliebte es, wie auf eine Art Sehenswürdigkeit des Schlosses, auch auf mich hinzuweisen. Die Frau lächelte sehr menschenfreundlich. Hierauf
30 entfernten beide sich wieder.

Im Park standen die schönsten Bäume, und da es Herbst war, so war ringsumher, so weit und breit man schauen mochte, alles gelb, braun und goldig, und über den Bäumen lag ein Himmel

von wunderbar frischer klarer Bläue. Irre ich mich oder habe ich wirklich nie einen so schönen milden Herbst gesehen?

D 118 Wie viel frische gute Herbstluft atmete ich mit Wonne ein, und wie schaute ich abends, wenn ich im Park herumstand, beglückt, befriedigt, beruhigt zum Mond hinauf. 5

Dies und Ähnliches darf ein Diener zu seinem Privatvergnügen sehr wohl tun. Niemand verbot mir Freude an der Landschaft zu haben, hatte ich doch ebenso viel, wenn nicht noch mehr Freude an meiner beruflichen Pflicht, wie z. B. an meinen Lampen.

Wenn mich jemand fragen wollte, was ich im Schloß besonders Interessantes erlebt haben könnte, so würde ich antworten, daß mein Erlebnis im allgemeinen sowohl wie im besondern darin bestand, mir merken zu dürfen, daß man mich als arbeitsamen, brauchbaren jungen Mann ansah. Für mich war das eine große Freude und starke Genugtuung. Belustigt könnte ich beifügen, 10 daß ich in einem von zwei bis drei Zimmermädchen eine sehr interessante Person kennen lernte. Aufrichtig gestanden, ist dies jedoch wahrscheinlich nur ironisch gemeint. 15

Abenteuerlich, erlebnishaft und höchst interessant war für mich schon überhaupt nur der Umstand, daß ich Diener war und als solcher einigermaßen meine Sache recht machte. Ein Diener D 119 hat mehr schlicht und redlich zu dienen, als irgend etwas zu erleben, weder selber interessant zu sein, noch die, denen er dient, interessant zu finden, sondern ganz einfach nur höchst aufmerksam seine Arbeit zu verrichten und sich zu bestreben, daß man zufrieden mit ihm sei. So ungefähr faßte und fasse ich die Lage auf, worin ich lebte. 20 25

Interessant erschienen mir die Lampen, die ich putzte, und nichts kam mir so abenteuerlich, merkwürdig und ungewöhnlich wie der Fußboden vor, den ich säuberlich zu polieren hatte. So denke ich z. B. stets lebhaft an ein Stück dunkelglänzenden Fußboden zurück, worauf ein Fleck gelbe Sonne schimmert. Derartige Dinge sind es, die ich schön und anziehend fand. 30

Ein richtiger Diener ist still, schweigsam, fleißig und bescheiden, sagt höflich gute Nacht und guten Tag; aber es ist nichts in ihm, das nach sonderbaren Erlebnissen trachtet. Er wird eher nach einem guten Trinkgeld als nach eigentümlichen, aufregenden Vorfällen trachten, die für seine einfache Seele keinerlei Wert haben können.

Im übrigen bin ich der Meinung, daß sich jedermann nach bedeutenden Erlebnissen vernünftigerweise nicht so sehr zu sehnen wie vielmehr davor zu fürchten habe, da doch tägliche Ruhe und täglicher Frieden bis jetzt noch immer das Beste auf der Welt geblieben sind. D 120

Wenn ich im Schloß etwas in der Tat Bedeutendes erlebte, so waren dies sicherlich die Kohlen, die ich in Eimern aus dem Kohlenkeller heraufholte, wobei ich mich regelmäßig schwarz zu machen pflegte, was der Kastellan die Frechheit besaß zu rügen. Unverschämt genug gab ich ihm auf die Frage: „Tobold, wie sehen Sie aus?“ zur Antwort, daß sich, wer mit Kohlen umgehe, notwendigerweise schwarz machen müsse.

Sonst aber ging alles fein und friedlich zu, und das Essen schmeckte mir, ich vermag gar nicht zu sagen, wie gut.

Der Kammerdiener fiel durch unnahbares Wesen auf. Er benahm sich stolzer als der Graf selber. Um darzutun, was sie sind, brauchen wahrhaft große Herren nur harmlos aufzutreten; sie haben nicht nötig, viel Stolz zu zeigen. Großtuerisches Gehaben steht ohne Zweifel kleinen Menschen weit besser an als großen.

Wie zart und sorgsam setzte der Graf seinen Fuß auf den eigenen Grund und Boden. Sehr begreiflich; denn er schätzte hoch, was er besaß. Derlei Leuten ist es unmöglich, sich zu Hause weniger fein zu betragen als in der Fremde. D 121

Von ihm ging denn auch all die edle Stille aus, die so zart, gleich einem Blumenduft und -Hauch, durch die Räumlichkeiten des Schlosses wehte.

Wen der Graf anschaute oder anredete, der war glücklich, wenn im Blick einige Güte und im Wort einige Freundlichkeit lag.

Der Graf war mitunter boshaft und spöttisch, natürlich aber nur gegenüber seinesgleichen. Mit solchen, die tiefer stehen als wir und uns gehorchen, gehen wir milder um als mit solchen, die uns ebenbürtig sind. Einem Diener braucht man die Zähne nicht zu zeigen.

Flüchtig erwähne ich die Stunde, wo man mich in einen alten schwarzen Frack steckte, sowie die Art, wie man mich dabei hin- und herdrehte, damit ich von allen Seiten gehörig beschaut werden könnte. Der Frack saß mir wie neu, und ich machte mich selber gern glauben, daß ich sehr vorteilhaft darin aussehe. Es war der erste Frack, den ich im Leben trug. Auf seinen Knöpfen stand das gräfliche Wappen.

D 122 Eines Morgens lief ich, wegen einer kleinen Aenderung, ins Nachbardorf zum Schneider. Wenn ich mir den reizenden Morgenspaziergang, der mich durch Wald und über schimmernde Felder führte, wieder in Erinnerung zurückrufe, so ist's mir fast, als sei es erst gestern gewesen!

Wie genoß ich da die fröhliche, liebe Morgenkühle! Wie freudig bin ich gelaufen. Streckenweise rannte und hüpfte ich vor lauter Lustigkeit und Begeisterung. Schwärmerei, ach wie bist du göttlich! Fröhlich, glücklich und mutig, ja sogar sehr wahrscheinlich übermütig war ich an sämtlichen Gliedern, von oben bis unten, innen im Herzen, an Arm und Beinen, an den Händen, im Kopf drin, an den Füßen und bis in die Fingerspitzen hinein. O Wonne!

Ja, es gibt Stunden im Leben, wo wir gar nicht begreifen können, warum wir so guter Dinge sind. Munterkeiten stellen sich weder auf Befehl noch auf Wunsch ein; sie sind plötzlich da, können aber ebenso eigensinnig, wie sie herbeizufliegen kamen, wieder verschwunden sein.

Vom Schloßgärtner läßt sich sagen, daß er ein bildhübsches Töchterchen hatte. Er selber war öfters recht sehr verdrießlich und zwar scheinbar leider Gottes deshalb, weil offenbar der Herr Graf, wie der Herr Gärtner vielfach sagte, des Herrn Gartenkünst-
5 lers Leistungen wahrscheinlich viel zu wenig würdige.

Da ich eigenes Rasierzeug entbehrte, so mußte ich öfters ins D 123 Dorf hinab zum Dorffriseur springen, in welchem ich einen unzufriedenen, abgehärmten und darum freilich eigenartigen Gesellen kennen lernte, der später Zuckerdiebstahls wegen verklagt,
10 verhört, verurteilt und zu trauriger, wenn auch erfreulicherweise nicht lebenslänglicher Kerkerhaft verknurrt wurde.

Immer war das bescheidene, arme Dörfchen höchst lieblich.

Nach und nach kam der Winter.

Bald war das ganze Schloß voller Gäste, bald war wieder alles
15 still, derart, daß wir Leute vor lauter Arbeit bald alle Hände oder Fäuste voll, vor lauter Arbeitslosigkeit bald aber wieder überhaupt nichts mehr zu schaffen hatten.

Ich lebte in der Abgelegenheit ländlicher, provinzlicher Stille auf
 plattem Land, wo Felder und Wälder stumm und still herumlie-
 gen, Flächen und Ebenen endlos scheinen, weite, breite Gegen-
 den oft nur wie dünne Streifen sind, ausgedehnte Ländereien ru-
 hig beieinander schlummern. 5

Braunes, gelbes, rotes Herbstlaub, Nebel, der die winterliche
 Erde geheimnisvoll einschleierte; große, nasse, dicke Schnee-
 flocken, die in einen morgendunklen Hof hinabfielen, einen
 weißverschneiten Park, ein Winterdorf mit Dorfburschen und
 -Frauen und mit Gänsen auf der Dorfstraße hatte ich gesehen. 10

Eine arme, kranke, von aller Welt verlassene, unglückliche
 Tagelöhnerin hatte ich im jämmerlichen Leidenbett liegen sehen
 und seufzen hören.

Wälder, Hügel, Ebenen still und wortlos in dumpfem, ge-
 dämpftem Wintersonnenglanz. Hie und da ein einzelner
 Mensch, ein unbedeutendes, kleines Wort, ein einsames Ge-
 räusch. 15

Eines Tages fuhr ich aus all dieser Entlegenheit, aus all dieser
 Stille weg und hinein in den verführerischen Glanz der Haupt-
 stadt, wo ich bald darauf in der Komischen Oper „Hoffmanns Er-
 zählungen“ sah. 20

Recht wie ein staunender Bauernbursche kam ich mir inmit-
 ten glänzenden Rausches, sinnbetörenden, graziösen Getümmels
 und versammelter, blendend eleganter Welt vor. 25

Als es aber im hohen Hause still wie in einem von Träume-
 reien und Seelen-Einbildungen erfüllten Kämmerchen wurde,
 Tongewalt und Tonkunst ihren Göttermund öffneten, zu singen

*Vgl. Vossische Zeitung [KWA III 6], Nr. 21, 12.1.1916, Abendausgabe, S. 2 (unter dem
 Obertitel „Kleine Malerei“).*

Zum Titel vgl. Editorisches Nachwort, S. 139.

und tönen und klingen begann, zuerst die Ouvertüre, die sich mit hellen und dunklen, frohen und ernsten Melodien in alle Seelen schmeichelte, um sie einengend und von Beengung befreiend, mit Himmelsglück zu umstricken, dann von Künstler-
5 und Künstlerinnenlippen weicher, warmer Gesang erschallte, Bilder voll zarter, edler Zauberfarben und Zauberfiguren, Auge und Geschmack entzückend, einander leicht und glücklich ablösen, Musik und Malerei sich auf die schönste Art aller Herzen, Augen und Ohren bemächtigten, alles plötzlich mäuschenstill
10 wurde, dann von neuem wieder 1tönte, als wenn es nie wieder so schön zu tönen und mit so viel erwünschter, angenehmer Gewalt zu bezwingen aufhören wollen würde; Schmerz und Freudeklänge, um das Abenteuer des Daseins widerzuspiegeln, den Sinn des Lebens zu veranschaulichen, so süß und munter die Tonleiter wie
15 Engelsgestalten an der Himmelsleiter auf- und niederstiegen:

O da war alles rings um die feuchten, heißen Augen und im Herzen königlich schön und reich. Alles Leben konnte jetzt entweder völlig aufhören oder gänzlich neu beginnen.

Welche Gegenwart war das! Tausende von Stunden strömten
20 in diese eine. Ja, das war ein schöner, guter, bedeutender Abend.

D 126

13 widerzuspiegeln] wiederzuspiegeln D

Ungemein schätzenswerte, gute, brave, liebe Leute waren es; nur fragten sie mich unglücklicherweise immer nach dem neuen Roman, und das war fürchterlich.

Traf ich auf der Straße einen bekannten schätzenswerten Menschen an, so sagte und fragte er: „Was macht Ihr neuer Roman? Zahlreiche begierige Leute freuen sich zum voraus und sind schon heute gespannt auf Ihren neuen Roman. Nicht wahr, Sie ließen doch freundlich durchblicken, daß Sie einen neuen Roman schreiben. Hoffentlich erscheint er bald, der neue Roman.“

Ich Unglücklicher, ich Bedauernswürdiger!

Freilich hatte ich allerhand Andeutungen gemacht. Es ist wahr. Ich war so unklug und unvorsichtig gewesen, durchblicken zu lassen, daß mir unter der Feder oder unter dem Federhalter ein neuer großer Roman hervorfließe.

Jetzt saß ich in der Tinte. Verloren war ich!

D 128

Entsetzlich war mein Zustand, ungeheuerlich meine Lage.

Ging ich in Gesellschaft, so hieß es bald aus dieser, bald aus jener Ecke: „Wann kommt denn endlich Ihr neuer, starker Roman?“

Ich war nahe daran in Ohnmacht zu fallen.

„Wenn es mir doch nie eingefallen wäre, durchblicken zu lassen, daß ein neuer Roman im Wachsen und Blühen sei“, rief es voll Verzweiflung in mir.

Mein Aerger war so groß wie meine Scham. Nur mit Ueberwindung einer Art von Grauen wagte ich noch dann und wann in den Häusern aufzutreten, deren Annehmlichkeiten und Gastlichkeiten mich ehemals entzückten.

Für meinen Verleger, einen in jeder Hinsicht schätzenswerten Menschen, war ich nachgerade zur Zielscheibe größtkalibrierter Sorgen geworden. Wenn ich bei ihm saß, so pflegte er mich,

Vgl. *Neue Zürcher Zeitung* [KWA III 3], Jg. 137, Nr. 460, 23.3.1916, 1. Abendblatt, S. [1].

als wenn ich in seinen Augen ein Entsetzenskind sei, regelmäßig ganz traurig und tief niedergeschlagen anzuschauen. Jedermann wird leicht begreifen, daß mich das empörte.

Für den schätzenswertesten Menschen der Welt war ich zum
5 Gegenstand der Wehmut und Nachdenklichkeit geworden.

Sanft und hoffnungslos, mit leiser, stiller Belgräbnisstimme, D 129
als handle es sich um gänzlich aussichtslose Dinge, fragte er:

„Was macht Ihr neuer großkalibriger Roman?“

„Er schreitet langsam vorwärts; er rückt vor“, gab ich tonlos
10 zur Antwort.

Ich glaubte aber selber nicht an meine Worte, und der schätzenswerteste der Menschen glaubte ebensowenig daran. Matt, müde, entsagungsvoll lächelte er.

So und ähnlich lächelt nur ein Mensch, der zu verstehen geben
15 will, daß er entschlossen sei, auf alles Glänzende zu verzichten.

Einmal sagte er:

„Wenn Sie mir den neuen erfolgreichen Roman nicht bringen, so hat es wenig oder keinen Wert, daß Sie zu mir kommen. Der
Anblick eines Romanschriftstellers, der mir seinen neuen um-
20 fangreichen Roman, statt tatsächlich zu liefern, immer nur zu lie-
fern verspricht, tut mir weh, und deshalb möchte ich Sie bitten, so lange zu zaudern, mich zu besuchen, bis Sie imstande sind, mir den neuen und guten Roman auf den Tisch zu legen.“

Ich war zerschmettert.

25 „O, wenn ich doch nie hätte durchblicken lassen, daß mir ein neuer, respektabler Roman entstehe. Ach, daß es mir doch lieber nie hätte einfallen wollen, zu versprechen, was ich nicht liefere D 130
und auf den Tisch lege. Wenn ich doch lieber nimmermehr zu verstehen gegeben hätte, daß ein ebenso schöner wie spannender
30 und langfädiger Roman bald im Anzuge sei und vermutlich ziem-
lich bald erscheine.“

So rief ich laut aus, so klagte ich, und ich fühlte mich vernich-
tet.

In reichem Maße lernte ich das Elend kennen, das ein Romanschriftsteller zu erleben bekommt, der seinen neuen, erstaunlichen und packenden Roman mehr zu liefern treuherzig verspricht als wirklich und wahrhaftig auf den Tisch legt und liefert, der denselben mehr durchblicken läßt und in Aussicht stellt als 5 schreibt.

In der Gesellschaft und unter den schätzenswerten Leuten, die gewöhnt sind, einen Romanautor nach seinem neuen Roman zu fragen, durfte ich mich nicht mehr blicken lassen. Bald jedoch machte ich dem beklemmenden, beklagenswerten Zustand da- 10 durch ein jähes Ende, daß ich eines Tages sozusagen verduftete und abreiste.

Einmal war ein Talent, das tagelang im Zimmer saß, zum Fenster hinausschaute und den Faulenzer spielte.

Das Talent wußte, daß es ein Talent sei, und dieses dumme,
 5 unnütze Wissen gab ihm den ganzen Tag zu denken.

Leute von Rang hatten dem armen, jungen Talent viel Schmeichelhaftes gesagt und ihm dementsprechend auch Geld gegeben. Reichen Leuten macht es in ihrer edlen Freigebigkeit bisweilen Vergnügen, ein Talent zu unterstützen; sie erwarten aber dafür
 10 von dem Monsieur Gottesgnade, daß er auch ordentlich dankbar und artig sei.

Unser hervorragendes Talent hier war jedoch durchaus nicht dankbar, artig und höflich, sondern das reine Gegenteil, nämlich frech.

15 Geld nehmen, weil man ein Talent ist, und dazu noch frech sein, ist wirklich der höchste Gipfelpunkt der Frechheit. Lieber Leser, ich sage dir: solch ein Talent ist ein Scheusal, und ich bitte dich: trage nie irgend etwas zu seiner Förderung bei. D 132

Unser Talent hier hätte artig und manierlich in Gesellschaft
 20 gehen sollen, um Damen und Herren possierlich und talentvoll zu unterhalten; es verzichtete aber auf eine so anstrengende Pflichterfüllung herzlich gern, saß viel lieber zu Hause, wo es sich die Langezeit mit allerlei eigensüchtigen und eigensinnigen Einbildungen vertrieb.

25 Elendiglicher, abscheulicher Halunke! Welch ein Stolz, welche Lieblosigkeit, welch ein hoher Grad von Mangel an Bescheidenheit ist das!

Jeder, der Talente unterstützt, läuft früher oder später Gefahr, einen Revolver dicht vor sich auf den Tisch legen zu müssen, um

Vgl. *Neue Zürcher Zeitung* [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 992, 1.8.1915, 3. Sonntagblatt, S. [1].

4 ein] ei D Vgl. *Editorisches Nachwort*, S. 139f.

allfällige Ueberfälle mit geladener und gespannter Waffe abwehren zu können.

Wenn ich mich nicht irre, so schreibt ein Talent seinem götigen, edelherzigen Geldgeber eines Tages folgenden Brief:

„Sie wissen, daß ich ein Talent und als solches fortgesetzt unter-
stützungsbedürftig bin. Wo nehmen Sie den Mut her, mein
Herr, mich im Stich und infolgedessen zugrunde gehen zu lassen?
D 133 Ich glaube ¹ein Recht auf weitere fette Vorschüsse zu haben. Wehe
Ihnen, vollkommen Unglücklichen, wenn Sie mir nicht umge-
hend so viel schicken, daß ich fernerhin den Tagedieb machen ¹⁰
kann. Doch ich weiß, daß Sie keineswegs tollkühn sind und daher
gewiß nicht wagen werden, gegenüber ruchlosen, räuberischen
Forderungen unempfindlich zu sein.“

Solche und ähnliche reizende Briefe erhält mit der Zeit jeder
liebenswürdige Geber und Gönner, und deshalb rufe ich laut aus: ¹⁵
einem Talent darf man weder irgend etwas geben noch irgend et-
was gönnen.

Unser Talent hier sah wohl ein, daß es etwas schaffen müsse;
aber es trieb sich lieber in den Straßen herum und tat nichts.

Aus einem sattsam anerkannten und gepriesenen Talent wird ²⁰
eben mit der Zeit ein sehr bequemer Herr.

Aus eigenen Gewissensbissen raffte sich das Talent endlich
doch noch sozusagen aus dem talentreichen Schlendrian auf. Es
gab sich an die Welt preis, d. h. es wanderte auf und davon, und
fern von allen Unterstützungen wurde es wieder es selber. ²⁵

Indem es vergessen lernte, daß irgend jemand verpflichtet sei,
D 134 ihm Förderungen zuteil werden zu lassen, gewöhnte es sich dar-
an, für sein Treiben und Leben wieder sich selbst verantwortlich
zu machen.

Aufschwung zur Redlichkeit wie Anwandlung, tapfer zu sein, ³⁰
kennzeichneten es, hoben es empor, und man glaubt, daß es ein-
zig nur deswegen nicht erbärmlich zugrunde ging.

Eines Tages, da ich mich auf der Suche nach irgend geeignetem Zimmer befand, trat ich in ein außerhalb der großen Stadt, dicht an der Stadtbahnlinie gelegenes, seltsames, zierliches, älthches
 5 und wie mir schien, ziemlich verwahrlostes Haus hinein, dessen Aeüßeres mir um seiner Absonderlichkeit willen sogleich ungemein gefiel.

Im Treppenhaus, das ich langsam bestieg, und das hell und breit war, duftete und klang es wie nach einstiger Eleganz.

10 Sogenannte ehemalige Schönheit ist für manche Menschen außerordentlich anziehend. Ruinen haben etwas Rührendes. Vor den Ueberbleibseln des Edlen muß sich unser denkendes, fühlendes Inneres unwillkürlich verbeugen. Die Reste dessen, was einst vornehm, fein und glänzend war, flößen uns Mitleid, zugleich
 15 aber auch Respekt ein. Vergangenheit, Verfallenheit, wie seid ihr bezaubernd!

An einer Türe las ich den Namen Frau Wilke.

Hier klingelte ich zart und behutsam an. Als ich jedoch ein- D 136
 sehen mußte, daß das Klingeln nutzlos sei, weil niemand kommen
 20 wollte, so klopfte ich, und jetzt näherte sich jemand.

Aeüßerst vorsichtig und langsam öffnete jemand die Türe. Eine hagere, magere, große Frau stand vor mir, die mich mit leiser Stimme fragte:

„Was wünschen Sie?“

25 Die Stimme klang seltsam trocken und heiser.

„Darf ich das Zimmer hier besichtigen?“

„Ja, bitte, recht gern. Kommen Sie!“

Die Frau führte mich durch einen eigentümlichen dunklen Gang zu dem Zimmer, das mich durch seinen anmutigen Anblick

Vgl. Neue Zürcher Zeitung [KWA III 3], Jg. 136, Nr. 924, 18.7.1915, 3. Sonntagblatt, S. [1].

sogleich entzückte. Der Raum war gewissermaßen fein und edel, vielleicht etwas schmal, dafür aber verhältnismäßig hoch. Nicht ohne eine Sorte von Zaghaftigkeit erkundigte ich mich nach dem Preis, der durchaus mäßig war, weshalb ich mich nicht lange besann, sondern das Zimmer ohne weiteres mietete.

5

Daß ich das tun durfte, stimmte mich froh; denn ich fühlte mich infolge vielleicht etwas sonderbarer Gemütsverfassung, die mich seit einiger Zeit stark belästigte, ungewöhnlich müde und sehnte mich nach Ruhe. Allen Suchens und Tastens überdrüssig, herabgestimmt und mißmutig, wie ich war, mußte mich jeder annehmbare Stützpunkt freuen, und der Frieden eines Ruheplätzchens konnte mir unmöglich anders als aufrichtig willkommen sein.

D 137

10

„Was sind Sie?“ fragte die Dame.

„Dichter!“, gab ich zur Antwort.

15

Schweigend entfernte sie sich.

„Ein Graf, dünkt mich, könnte hier wohnen“, plauderte ich, indem ich meine neue Heimat sorgfältig musterte, mit mir selber.

„Dieser bildhübsche Raum“, sagte ich, indem ich mein Selbstgespräch fortsetzte, „besitzt ohne Frage einen hohen Vorzug: er ist sehr abgelegen. Still ist es hier wie in einer Höhle. In der Tat: hier kann ich mich verborgen fühlen. Mein inniger Wunsch scheint in Erfüllung gegangen zu sein. Das Zimmer ist, wie ich sehe oder zu sehen glaube, sozusagen halb dunkel. Dunkle Hel-
ligkeit und helle Dunkelheit schwimmen hier herum. Das finde
ich höchst lobenswert. Laß sehen! Bitte, inkommodieren Sie
sich keineswegs, mein Herr. Die Sache eilt durchaus nicht. Neh-
men Sie sich Zeit, so viel Sie wollen! Hängt hier nicht die Tapete
stellenweise in traurigen, wehmütigen Fetzen an der Wand her-
unter? Ganz gewiß! aber gerade das entzückt mich, denn ich liebe
keinen gewissen Grad von Zerlumptheit und Verwahrlosung sehr.
Die Fetzen können ruhig hängen bleiben; um keinen Preis gestat-
te ich, daß sie weggenommen werden, da ich in jeder Hinsicht mit

20

25

30

D 138

ihrer Existenz einverstanden bin. Wie ich gern glauben möchte, hat hier einst ein Baron gehaust. Offiziere haben hier vielleicht Champagner getrunken. Die Gardine am Fenster, das hoch und schlank ist, scheint alt und staubig; aber ihr hübscher Faltenwurf zeugt von Geschmack und beweist Sinn für Zierlichkeit. Draußen im Garten, dicht vor dem Fenster, steht eine Birke. Hier wird mir im Sommer das Grün ins Zimmer hereinlachen, und auf den süßen zarten Zweigen werden sich zu ihrem eigenen wie zu meinem Vergnügen allerlei Singvögel aufhalten. Wundervoll ist dieser alte, edle Schreibtisch, herstammend aus verschollenen, feinsinnigen Zeiten. Wie ich vermute, werde ich hier Aufsätze, Skizzen, Studien, kleine Geschichten oder sogar Novellen schreiben, um solche mit der dringlichen Bitte um gütige und schleunige Veröffentlichung an vielerlei gestrenge, geehrte Redaktionen von Zeitungen und Zeitschriften zu senden, so z. B. an die „Pekinger Neuesten Nachrichten“ oder den „Mercure de France“, wo mir sicherlich Erfolg blühen wird.

Das Bett scheint ordentlich zu sein. Von diesbezüglichen, D 139
peinlichen Untersuchungen will und soll ich absehen. Einen recht merkwürdigen, gespenstischen Hutständer erblicke und bemerke ich hier, und der Spiegel dort über dem Waschtisch wird mir jeden Tag treulich sagen, wie ich aussehe. Hoffentlich wird das Bild, das er mich schauen lassen wird, stets schmeichelhaft sein. Das Ruhebett ist alt; folglich angenehm und passend. Neue Möbel stören leicht, weil Neuheit aufdringlich wirkt und uns im Weg ist. Eine holländische und eine Schweizerlandschaft hängen, wie ich zu meiner freudigen Genugtuung sehe, bescheiden an der Wand. Bestimmt werde ich diese zwei Bilder vielfach mit großer Aufmerksamkeit betrachten. Was die Luft in diesem Gemach betrifft, so möchte ich immerhin für glaublich halten oder lieber so gleich als ziemlich sicher voraussetzen, daß hier schon geraume

20 erblicke] erblickte D Vgl. *Editorisches Nachwort*, S. 139f.

Zeit nicht mehr an regelrechtes und scheinbar durchaus erforderliches Lüften gedacht worden ist. Es riecht hier unbedingt nach Moder; aber ich finde das interessant. Schlechte Luft einzuatmen gewährt einen gewissen eigentümlichen Genuß. Im übrigen kann ich ja tage- und wochenlang das Fenster offen lassen; dann weht mir schon das Rechte und Gute in die Stube herein.“ 5

D 140 | „Sie müssen früher aufstehen. Ich kann nicht dulden, daß Sie so lange liegen bleiben“, sagte mir Frau Wilke. Sonst sagte sie nicht viel zu mir.

Ich lag nämlich tagelang im Bett. 10

Mit mir stand es nicht gut. Verfall umgab mich. Ich lag wie in Schwermut; kannte mich, fand mich nicht mehr. Alle meine ehemals klaren, heiteren Gedanken schwammen in düsterer Verworfenheit und Unordnung. Das Bewußtsein lag mir wie zerschmettert vor den trauernden Augen. Die Gedanken- und Gefühlswelt 15 durcheinandergeworfen. Alles tot, leer und hoffnungslos vor dem Herzen. Keine Seele und keine Freude mehr, und zu erinnern vermochte ich mich nur noch schwach, daß es Zeiten gab, wo ich fröhlich und mutig, gutherzig und zuversichtlich, gläubig und glücklich war. Wie schade, wie schade! Vor und neben dem Kopf 20 und rings herum nicht eine Spur von Aussicht mehr.

Trotzdem versprach ich Frau Wilke, früher aufzustehen, und in der Tat fing ich denn auch wieder an, fleißig zu arbeiten.

Oft ging ich in den nahegelegenen Tannen- und Föhrenwald, dessen Schönheiten, wundervolle, winterliche Einsamkeiten 25 mich vor beginnender Verzweiflung zu bewahren schienen. Unbeschreiblich |freundliche Stimmen riefen mir von den Bäumen herab zu: „Nicht in die finstere Meinung darfst du fallen, daß auf der Welt alles hart, falsch und böse sei. Komm nur oft zu uns; der Wald meint es gut mit dir. Im Umgang mit ihm sollst du gesund 30 und munter werden und wieder auf höhere, schönere Gedanken kommen.“

In die Gesellschaft, d. h. dorthin, wo sich die Welt zusammenfindet, die die Welt bedeutet, ging ich nie. Ich hatte dort deshalb nichts zu suchen, weil ich erfolglos war. Leute, die unter Leuten keinen Erfolg finden, haben bei Leuten nichts zu suchen.

5 Arme Frau Wilke, bald darauf starbest du.

Wer selber arm und einsam gewesen ist, der versteht andere Arme und Einsame nachher umso besser. Wir sollten unsern Mitmenschen wenigstens verstehen lernen, da wir sein Unglück, seine Schmach, seinen Schmerz, seine Kraftlosigkeit und seinen Tod
10 nicht zu verhindern vermögen.

Eines Tages flüsterte mir Frau Wilke zu, indem sie mir Hand und Arm darreichte:

„Fassen Sie das an. Das ist eiskalt.“

Ich nahm die arme, alte, magere Hand in die meine. Die Hand
15 war eiskalt.

Frau Wilke schlich in ihrer Wohnung nur noch wie ein Gespenst herum. Niemand kam zu ihr. Tagelang saß sie allein im kalten Zimmer. D 142

Einsam sein: eisiger, eiserner Schrecken, Vorgeschmack des
20 Grabes, Vorbote mitleidlosen Todes. O, wer selber einsam war, dem kann jemandes anderen Einsamkeit unmöglich fremd sein.

Wie ich zu begreifen begann, hatte Frau Wilke nichts mehr zu essen. Die Hausbesitzerin, die nachher die Wohnung übernahm und mich in meinem Zimmer weiter wohnen ließ, brachte freilich
25 der Verlassenen jeden Mittag und Abend aus Gutherzigkeit eine Tasse Fleischbrühe, aber nicht lange und so verblich Frau Wilke. Sie lag da und bewegte sich nicht mehr, und bald wurde sie ins städtische Krankenhaus getragen, wo sie nach drei Tagen starb.

Eines Nachmittags, kurz nach ihrem Tode, trat ich in ihr leeres
30 Zimmer, das die gütige Abendsonne mit rosig-heller, fröhlicher Zärtlichkeit verzierte. Da sah ich die von der armen Dame bisher getragenen Sachen auf dem Bett liegen, den Rock, den Hut, den Sonnen- und Regenschirm und am Boden die kleinen,

zarten Stiefel. Unsagbar wehmütig machte mich der seltsame Anblick, und da mir so eigentümlich zu Mut war, kam ich mir selber beinahe wie gestorben vor, und das ganze inhaltreiche Leben, das mir vielmal so groß und schön erschien, war dünn und arm zum Zerspringen. Alles Vergängliche, Vorüberschwindende war mir näher als je. Lange schaute ich die nun herrinlos und nutzlos gewordenen Sachen und das goldene, vom Abendsonnenlächeln verherrlichte Zimmer an, bewegte mich nicht und begriff nichts mehr. Nach einer Weile stummen Stillstehens jedoch war ich befriedigt und beruhigt. Das Leben faßte mich bei der Schulter an und schaute mir mit wunderbarem Blick in die Augen. Die Welt war lebendig wie immer und schön wie in den schönsten Stunden. Leise entfernte ich mich und ging auf die Straße.

Ich kenne einen Schriftsteller, der, nachdem er sich durch Wochen hindurch vergeblich abgemüht hatte, einen geeigneten Stoff aufzutreiben, endlich auf den possierlichen Gedanken kam, eine
 5 Entdeckungsreise unter seine Bettstelle zu veranstalten.

Das Ergebnis des waghalsigen und gefährlichen Unternehmens war jedoch, wie jedermann ihm, der es bewerkstelligte, zum voraus hätte sagen können, gleich Null.

Enttäuscht und entmutigt mußte der Unternehmungslustige
 10 vom Boden, auf den er sich niedergeworfen hatte, wieder aufstehen, wobei er lebhaft genug bedauerte, nicht den geringsten nennenswerten, interessanten Aufsatzstoff entdeckt zu haben.

„Was fange ich nun an und womit, um der tausend Gottes willen, verdiene ich mir in Zukunft mein |armseliges, karges tägliches
 15 Brot?“ fragte er sich voll Sorgen und Bangen. D 145

Wie er nun so hin und her grübelte, um aus der Geistesfinsternis, die ihn von allen Seiten umfing, einen Ausweg zu finden, sah er plötzlich nah vor seiner Nase ein so seltsames, interesseeinflößendes Schauspiel, wie er es nicht von weitem zu hoffen gewagt
 20 haben würde je in seinem Leben anzutreffen.

In der Wand, die grau, schwarz und schimmelig war, stak nämlich ein alter, rostiger Nagel, woran ein Regenschirm hing.

„Was muß ich sehen“, rief der entzückte Schriftsteller froh und laut aus, „das ist ja unglaublich. Bei der Unsterblichkeit meiner
 25 Seele: Ich habe das gedankenvollste, schönste Thema gefunden.“

Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen oder sich Zeit zu gönnen, bis er sich gehörig im Haar gekratzt hätte, was er doch, ehe er sich jeweilen an die Arbeit begab, so gerne zu tun pflegte,

Vgl. Schweizerland [KWA II 5], Jg. 1, H. 11/12, August 1915, S. 642 (unter dem Obertitel „Fünfkleine Stücke“).

17 ihn] *Febt D Vgl. Editorisches Nachwort, S. 139f.*

trat er zum Schreibtisch, setzte er sich nieder, ergriff er voll Eifer die Feder und schrieb er flink folgendes:

„Etwas Unerhörtes, etwas in seiner Art Herrliches habe ich gesehen.

Weit brauchte ich nicht zu laufen. Das Stück war ganz nah. 5

D 146 |Gedankenvoll stand ich im Zimmer. Plötzlich sah ich an etwas Lebensüberdrüssigem etwas Lebensmüdes hängen.

Es war ein alter, müder, fast aus dem Loch schon, das ihn nicht mehr recht hielt, herabfallender Nagel, woran ein fast ebenso alter und abgenutzter Regenschirm hing. 10

Zu sehen, wie sich ein Altes und Kummervolles an ein anderes Altes und Kummervolles klammerte, zu sehen und zu beobachten, wie ein Hinfälliges am andern Hinfälligen hing, als wären es zwei Bettler, die sich in kalter, hoffnungsloser Einöde umarmen, um eng zusammengedrückt zugrunde zu gehen, jeden Augenblick bereit zu sterben. 15

Zu sehen, wie Schwaches in seiner Schwachheit anderes Schwaches noch stützte, bevor es selber völlig in die Kraftlosigkeit zusammenbrach, und wie das Erbärmliche in seiner bejammernswürdigen Erbärmlichkeit dem andern Erbärmlichen wenigstens 20 noch so lange geringfügigen Halt bot, als bis es endlich selber gänzlich abgewirtschaftet haben würde: rührte und erschütterte mich tief, und ich habe nicht zögern mögen, es hier aufzuzeichnen.“

D 147 Der Schriftsteller hielt inne. Die Hand war ihm während des Schreibens in der Kälte steif geworden; denn er besaß nicht Geld genug, um das Zimmer heizen lassen zu können. 25

Draußen in den hauptstädtischen Straßen fegte ein eisiger Dezemberwind. Unser Schriftsteller schaute sein Geschriebenes lange mechanisch an, stützte den Kopf in die Hand und seufzte. 30

Einmal hielt ich eine Rede an einen Ofen, die ich, so gut ich sie noch auswendig weiß, hier niederschreiben will.

Von allerlei Gedanken bestürmt ging ich nämlich eines Tages
5 unruhig in meinem Zimmer auf und ab. Ich hatte mich gewissermaßen verirrt, verloren und gab mir nun redlich Mühe, mich wieder zurechtzufinden, was mich einige und andere Seufzer kostete, wobei ich mir durchaus nicht zu verhehlen vermochte, daß ich mich ängstigte.

10 Da sah ich den Ofen in seiner unerschütterlichen, ofenplattenhaften Ruhe höhnisch lächeln.

„Dich greift nichts an“, rief ich ihm zornig und voll aufrichtiger Entrüstung zu, „keiner Erregung bist du unterworfen. Unruhe plagt dich nicht, und die Verlegenheiten suchen dich nicht heim.

15 Nicht wahr, Klotz, fühlloser Tölpel, weil keine Fähigkeit und darum auch kein Bedürfnis in dir ist, dich zu bewegen, bildest du dir weiß Wunder was auf deinen Wert ein. D 149

Weil du ein unempfindlicher, grober Tropf bist, kommst du dir groß vor.

20 Schöne Größe!

Weil du keinerlei Anfechtung kennst, meinst du das Muster eines Mannes zu sein.

Herrliche Männlichkeit!

Nichts fühlen, sich in einer Brummbären- und Elefantenhaftigkeit spreizen: scheint deine Auffassung vom Mann zu sein.
25

Weil du, so lange du lebst, noch nie irgend etwas Tieferes gedacht hast, erfrechst du dich, diejenigen, die sich mit vielerlei Bedenken herumzuschlagen haben, gedankenlos auszulachen.

Du bist mir der Rechte!

Vgl. Die weißen Blätter [KWA II 6], Jg. 2, H. 6, Juni 1915, S. 805.

Du hast ganz offenbar der Welt bis jetzt gefehlt. Auf dich und deinesgleichen kann sich die Welt wahrhaftig verlassen.

Darum, daß du nicht zu ringen, zu kämpfen brauchst, hältst du dich für vollkommen.

Weil du dich nie herbeigelassen und nie dort gezeigt hast, wo 5
Herzen, wo Menschen auf die Probe gestellt werden, wahnst du dich von Schwäche frei, weshalb du dir herausnimmst, auf diejenigen mit dem Finger zu zeigen, die, weil sie auf dem Kampfplatz aufzutreten wagen, Schwächen und Fehler offenbaren.

Kraftstrotzender Feigling, der sich nicht zu rühren wagt, um 10
nur ja nicht einsehen lernen zu müssen, wo seine Gebrechen sitzen: schäme dich, daß du noch nie dich auch ein wenig schämen mußt; der keine Hingabe an eine redliche Sache kennt, dem das Herz verfettet und der gute, ehrliche Wille erstickt ist.

Wisse, daß mir an irgendwelcher Reputation weniger liegt, als 15
an meiner Aufgabe, die mir wichtiger erscheint als der plumpe Ruhm, nie gefehlt zu haben.

Wer nie fehlt, hat wahrscheinlich auch nie Gutes getan.“

Eines Tages, da ich mit Zusammennähen eines Hemdknopf-
loches beschäftigt war, das ich durch starkes Niesen auseinander-
gesprengt hatte, fiel mir, während ich gleich einer geübten Nähe-
5 rin fleißig nähte, mit einmal bei, an den ehrlichen Hemdknopf,
treuherzigen und bescheidenen kleinen Burschen, folgende still
für mich hingemurmelte, dafür aber wahrscheinlich nur um so
aufrichtiger gemeinte Worte der Anerkennung zu richten.

„Lieber, kleiner Knopf“, sagte ich, „wie viel Dank und gutes
10 Zeugnis ist dir der schuldig, dem du nun schon manche Jahre,
ich glaube, daß es über sieben sind, treulich, fleißig und ausharr-
lich gedient, und den du bei aller Vergeßlichkeit und Nichtbe-
achtung, die er sich dir gegenüber zu schulden kommen ließ, nie
daran gemahnt hast, daß er dich einmal ein bißchen loben soll.

15 Dies geschieht nun heute, wo ich so recht klar zur Einsicht ge-
kommen bin, was du bedeutest, was du wert bist, du, der du dich
während deiner ganzen langen, geduldigen Dienstzeit niemals in
den Vordergrund stelltest, um in vorteilhafte, hübsche Beleuch-
tung oder in einigen schönen, grellen, recht sehr augenfälligen
20 Lichteffekt hineinzustehen, der du dich vielmehr stets mit sicher-
lich nicht hoch genug zu schätzender, rührender, reizender Be-
scheidenheit in der unauffälligsten Unauffälligkeit aufhieltest, wo
du deine liebe, schöne Tugend in der besten Zufriedenheit übst.

Wie entzückst du mich, daß du die Kraft bewiesen hast, die
25 sich auf Redlichkeit und Eifer und darauf gründet, weder Lobes
noch Anerkennung zu bedürfen, wonach jeder geizt, der etwas
leistet.

Du lächelst, mein Bester, und wie ich leider sehe, schaut du
bereits ziemlich abgenutzt und verbraucht aus.

Vgl. Die weißen Blätter [KWA II 6], Jg. 2, H. 8, August 1915, S. 1053f.

21 rührender, reizender] rührenden, reizenden D

Lieber! Vortrefflicher! Dich sollten Leute als Muster nehmen, die aus lauter Sucht nach immerwiederkehrendem Beifall krank sind, die vor Gram, Unlust und Gekränktheit nur gleich hinsinken und sterben möchten, wenn sie nicht von jedermanns Gewogenheit und hoher Meinung immerfort gehätschelt, gefächelt 5 und liebkost werden.

D 153 Du, du vermagst zu leben, ohne daß sich irgendeiner im entferntesten erinnert, daß du überhaupt vorhanden bist.

Du bist glücklich; denn die Bescheidenheit beglückt sich selber, und die Treue fühlt sich in sich selbst wohl. 10

Daß du dir so nichts aus dir selber machst, ganz nur Lebensaufgabe bist oder wenigstens zu sein scheinst, gänzlich an stille Pflichterfüllung dich hingegenen fühlst, die man eine herrlich duftende Rose nennen kann, deren Schönheit wohl fast ihr selber ein Rätsel ist, deren Duft ohne mindeste Absicht duftet, weil er ihr 15 Schicksal ist —

Daß du, wie gesagt, das bist, was du bist und so bist, wie du bist, bezaubert mich, rührt, ergreift und bewegt mich und macht mich denken, daß es auf der Welt, die an unerfreulichen Erscheinungen reich genug ist, hier und da Dinge gibt, die den, der sie 20 sieht, glücklich, fröhlich und heiter machen.“

Er war auf seine Art ein zarter, edler Mensch. Er besaß Bildung. Gewisse Leute eignen sich auf ganz besondern Wegen eine eigentümliche Bildung an.

5 Sein niedriger Rang erlaubte ihm, in schlichten Kleidern einherzugehen. Niemand achtete ihn, niemand nahm Notiz von ihm. Er fand das schön, freute sich darüber.

Auf gleichsam dunkelhellen, frohen, nachdenklichen Wegen ging er neben dem zierlichen Leben ruhig und still dahin. Seine
10 bescheidene Lage pries er.

Ein Buch bedeutete für ihn ein wochen-, oft monatelanges, natürliches Glück. Geister und Gedanken schlossen sich, fast wie gutherzige Frauen, freundschaftlich an ihn an. Er lebte mehr im Geiste als in der Welt; er lebte ein doppeltes Leben.

15 Ihm bot die Natur mit ihren wechselreichen Bildern, hellen Tagen und dunklen Nächten eine Fülle von stillen Genüssen dar.

Der junge Arbeiter gewöhnte sich daran, eine Dankbarkeit zu empfinden, womit er sich abends fröhlich ins Bett legte. Mit ebensolchem Gefühl erhob er sich früh morgens vom Lager, um an die
20 tägliche Arbeit zu gehen.

Warum nennen wir ihn übrigens „Arbeiter“? Sollte das eine Laune, eine Wunderlichkeit oder Querköpfigkeit von uns sein? Sind wir der Meinung, daß wir ihn damit richtig bezeichnen? Warum nicht?

25 Er aß für vierzig Rappen in einer Art Volksküche zu Mittag. Falls wir gut unterrichtet sind, war das Essen dünn, fein, karg und schmal.

Vgl. Wieland [KWA II 6], Jg. 1 (1915/1916), H. 18, August 1915, S. 4 (in „Poetenleben“ erweitert durch die zwei zuvor einzeln erschienenen Texte „Zwei kleine Prosastücke“).

Still, wie ein Soldat, lebte er; weniger für sich als für irgend etwas anderes, er wußte nicht deutlich für was; aber es genügte ihm, zu fühlen, daß es ihn sanft in eine Hoheit emporriß.

Des Abends war er immer träumerisch; die Nacht mit ihrer wunderbaren Finsternis fand er himmlisch schön. 5

Niemand sagte es ihm. Niemand flüsterte ihm einen Gedanken ein. Alle reizenden, guten Gedanken kamen aus Lüften herab, aus nächster Nähe und aus der Ferne zu ihm hin, um sich ihm mit ihrem Inhalt hinzugeben.

D 156 Sein Aeußeres erzählte von seinen zarten inneren ¹Ansprü- 10
chen nicht das Geringste. Sein Auftreten ließ keinerlei edleres Menschentum ahnen.

Sein Wissen wurde mit der Zeit feiner und feiner. Nur da und dort jedoch, bei guter Gelegenheit, redete er frei und ließ er ein wenig spüren, wer und was er sei. 15

Sein Geheimnis war seine fort- und fortdauernde Lust. Sein Fühlen war ihm stiller Quell und Brunnen seltsam geheimen Lebensglückes.

Was seine sozialpolitische Meinung betrifft, so war er zu allein, um so etwas haben zu können. Auch brauchte er das nicht. 20
Er dachte lieber an Vater und Mutter, an die Natur, an lebendige liebe Dinge als an Politik. Man kann sagen, daß er romantisch war.

So z. B. liebte er, armer Arbeiter, der er war, die Paläste, die Al-
lüren, das stolze, prachtvolle Auftreten der Reichen. Er liebte al-
les Schöne. Er liebte die Frauen, die Kinder, die alten und jungen 25
Leute, die Wege, die Häuser.

Er liebte vielleicht neben dem Redlichen und Guten auch das Böse; neben dem Schönen auch das Unschöne. Bös und gut, schön und häßlich schienen ihm unzertrennlich.

So lebte, so liebte er. Ein gewisser Adel war in ihm. 30

Zwei kleine Prosastücke:

1.

Freundlich sind dort die Menschen. Sie haben das schöne Bedürf-
 5 nis, einander zu fragen, ob sie einander unterstützen können. Sie
 gehen nicht gleichgültig aneinander vorbei; aber ebensowenig
 belästigen sie einander. Liebevoll sind sie, aber nicht neugierig,
 nähern sich einander, aber quälen einander nicht. Wer dort un-
 glücklich ist, ist es nicht lange; wer sich dort wohl fühlt, ist nicht
 10 dafür übermütig.

Die Menschen, die dort wohnen, wo die Gedanken wohnen,
 sind weit davon entfernt, bei irgend jemand anderes Unlust eine
 Lust, und wo sich ein anderer in Verlegenheit sieht, eine abscheu-
 liche Freude zu fühlen. Sie schämen sich dort jeglicher Schaden-
 15 freude; lieber sind sie selber beschädigt, als daß sie gerne sähen,
 wie ein anderer Schaden nimmt. Dort haben die Menschen inso-
 fern ein Bedürfnis nach Schönheit, als sie nicht gerne ihres Mit-
 menschen Schaden sehen. Alle Leute wünschen dort allen nur das
 Beste. Dort lebt keiner, der nur sich selber Gutes wünscht, nur
 20 die eigene Frau und die eigenen Kinder wohl aufgehoben wissen
 will. Er will, daß Frau und Kinder auch des andern sich glücklich
 fühlen. D 158

Wenn dort ein Mensch irgend einen Unglücklichen sieht, so
 ist auch sein eigenes Glück bereits zerstört. Dort, wo Nächsten-
 25 liebe wohnt, ist die Menschheit eine Familie. Dort kann niemand
 glücklich sein, wenn nicht jedermann es ist. Neid und Mißgunst

4 Vgl. *Zeit-Echo* [KWA II 6], Jg. 1, H. 11, 1915, S. 163 (unter dem Titel „Phantasieren“);
 wieder in: *Die weißen Blätter* [KWA II 6], Jg. 2, H. 7, Juli 1915, S. 935 (unter dem Titel
 „Idylle“).

sind dort unbekannt, und die Rache ist ein Ding der Unmöglichkeit. Kein Mensch ist dort dem andern im Weg. Keiner triumphiert über den andern.

Legt dort einer Schwächen an den Tag, so wird sich niemand beeilen, sich dieselben zunutze zu machen. Alle nehmen Rücksicht aufeinander. Dort besitzen alle eine ähnliche Kraft und üben eine gleichmäßige Macht aus; deshalb kann der Starke und Mächtige keine Bewunderung ernten.

In anmutigem, Vernunft und Verstand nicht verletzenden Wechsel geben und nehmen dort die Menschen. Liebe ist dort das bedeutendste Gesetz; Freundschaft die vorderste Regel.

Arm und Reich gibt es nicht. Könige und Kaiser hat es, wo der gesunde Mensch wohnt, nie gegeben. Die Frau herrscht dort nicht über den Mann, der Mann aber ebensowenig über die Frau. Außer jedes über sich selber, herrscht dort keines.

D 159 | Alles dient dort allem, und der allgemeine Wunsch strebt deutlich dahin, den Schmerz zu beseitigen. Genießen will niemand; darum tun es alle. Alle wollen arm sein; hieraus folgt, daß niemand arm ist.

Dort ist es schön, dort möchte ich leben! Unter Menschen, die sich frei fühlen, weil sie sich beschränken, unter Menschen, die einander achten, unter Menschen, die keine Angst kennen, möchte ich leben! Doch ich muß einsehen, daß ich phantasieere.

2.

Einmal gab es eine Welt, worin alles ganz langsam zuging. Eine angenehme, man möchte sagen, gesunde Trägheit beherrschte das Menschenleben. Die Menschen gingen gewissermaßen mü-

25 Vgl. *Die weißen Blätter* [KWA II 6], Jg. 2, H. 12, Dezember 1915, S. 1492f. (unter dem Obertitel „Notizen“ als „IV.“).

ßig. Was sie taten, das taten sie nachdenklich und langsam. Sie taten nicht so unmenschlich viel, fühlten sich auf keine Weise bewogen oder verpflichtet, sich aufzureiben und abzuarbeiten. Hast und Unruhe oder übermäßige Eilfertigkeit gab es unter diesen
5 Menschen keine. Niemand strengte sich sonderlich an, und eben darum war das Leben so freundlich.

Wer hart arbeiten muß oder überhaupt in hohem Grad tätig ist, der ist für die Freude verdorben, der macht ein mürrisches Gesicht, und alles, was er denkt, ist unfroh und traurig. D 160

10 Müßiggang sei aller Laster Anfang, sagt ein altes abgegriffenes Sprichwort.

Die Menschen, von denen hier die Rede ist, machten den Sinn dieses etwas vorlauten Sprichwortes in keiner Hinsicht wahr; im Gegenteil, sie widerlegten es und entkleideten es jeglicher Bedeutung.
15 tung.

Indem sie es sich auf harmloser, zutraulicher Erde wohl sein ließen, genossen sie still ihr Sein in traumhaft schöner Ruhe, und dem Laster blieben sie insoweit gänzlich fern, als ihnen gar kein Gedanke danach kam. Sie blieben gute Menschen, weil sie keine
20 Zerstreuungssucht kannten; sie aßen und tranken wenig; denn sie hatten keinerlei Bedürfnis, zu schlemmen.

Langeweile, d. h. das was man so darunter versteht, war ihnen völlig unbekannt. Mit allerlei vernünftigen Erwägungen beschäftigt, lebten sie ernst und zugleich heiter dahin. Werk- und Sonntage hatten sie nicht; jeder Tag war gleich. Das Leben floß wie ein
25 ruhiger Fluß dahin, und niemandem fiel es ein, sich über Mangel an Reiz und Aufmunterung zu beklagen.

Diese Menschen lebten ein ebenso einfaches wie glückliches Leben. Ihr Dasein war süß, sanft und sonnig. Fern von Ruhmgier, D 161
30 Ehrsucht und Eitelkeit waren sie vor drei fürchterlichen Krankheiten behütet, und fern von Lieblosigkeit, wußten sie von einer Seuche nichts, die das Menschenleben verpestet.

Wie Blumen lebten und welkten sie. Keine Pläne unruhvol-
ler, aufregender Art störten und belästigten die Köpfe, wodurch
ihnen unermeßliches Leid ewig fremd und unbekannt blieb.

Auf den Tod waren sie still gefaßt; beweinten weder die Toten
noch sich selbst der Gestorbenen wegen so sehr. Da einander alle 5
liebten, war Einzelnes nicht übertrieben geliebt und daher der
Schmerz beim Abschied nicht so groß.

Wilde Liebe steht bei wildem Haß, wilde Lust bei ebensolcher
Trauer. Wo Vernunft ist, da ist alles gebändigt, und alles ist sanft,
geduldig und verständig. 10

Der Krieg brach aus. Alles eilte nach den Sammelplätzen, um die
Waffen zu ergreifen. Auch unser Arbeiter eilte hin, ohne viel zu
bedenken. Was gibt es viel zu bedenken, wo es dem Vaterland zu
dienen gilt? Der Dienst für das Vaterland zerstreut alle Gedanken. 15

D 162 | Bald stand er in Reih und Glied, und kräftig, wie er von Natur
war, fand er es göttlich schön, mit den Kameraden auf staubiger
Straße gegen den Feind zu marschieren. Lieder singend ging es
fort, und bald kam es zur Schlacht, und wer weiß, vielleicht war
der Arbeiter einer unter denen, die für das Vaterland fielen. 20

12 Vgl. *Wieland* [KWA II 6], Jg. 1 (1915/1916), H. 18, August 1915, S. 4.

Hölderlin hatte angefangen, Gedichte zu schreiben, doch die leidige Armut zwang ihn, als Erzieher in ein Haus nach Frankfurt am Main zu gehen, damit er sein Brot verdiene. Hierin ist die große, schöne Seele in der gleichen Lage wie der Handwerksmann. Ver-
 5 kaufen mußte er den leidenschaftlichen Hang nach Freiheit; unterdrücken den königlichen, kolossalischen Stolz. Der harten Notwendigkeit Folge war ein Krampf, eine gefährliche Erschütterung im Innern.

10 In ein hübsches, elegantes Gefängnis begab er sich.

Geboren, um in Träumen und Einbildungen zu schweifen und am Halse der Natur zu hängen, Tage und Nächte unter treuherrlichen, dichtbelaubten Bäumen mit beseligendem Dichten hinzubringen, sich mit den Matten und ihren Blumen zu unterhalten,
 15 in den Himmel hinaufzuschauen und den göttlich gelassenen Zug der Wolken zu betrachten – trat er jetzt in wohlhabenden Privathauses säuberliche, bürgerliche Enge und übernahm die für seine aufbäumenden Kräfte fürchterliche Verpflichtung, sich hon-
 20 nett, gescheit und manierlich aufzuführen.

Er empfand ein Grauen. Für verloren, für verschleudert hielt er sich, und er war es auch. Ja, er war verloren; denn er hatte nicht die erbärmliche Kraft, alle seine herrlichen Säfte und Kräfte, die nun verleugnet und verhehlt sein sollten, schändlich zu verleugnen.

25 Da, da zerbrach, zerriß er, und er war von da an ein armer, beklagenswerter Kranker.

Hölderlin, der nur in Freiheit zu leben vermochte, sah sein Glück vernichtet, da er die Freiheit verlor. An der Kette, die ihn

Vgl. Vossische Zeitung [KWA III 6], Nr. 488, 24.9.1915, Morgenausgabe, S. 2f.

9 im] in D *Vgl. Editorisches Nachwort, S. 139f.*

umklammerte, riß und zerrte er vergeblich; nur wund riß er sich daran; die Kette war unzerbrechlich.

Ein Held lag in Ketten, ein Löwe mußte artig und manierlich tun, ein königlicher Grieche bewegte sich im bürgerlichen Zimmer, dessen enge, kleine, hübschtapezierte Wände sein wunderbares Gehirn zermalmt^{en}. 5

Hier begann denn auch schon die klägliche Geisteszerrüttung, jenes langsame, weiche, entsetzliche Zerschellen aller Klarheit. Von Aussichtslosigkeit zu Aussichtslosigkeit, von einem seelenzerschneidenden Bangen und Grauen zum andern irrten und taumelten die traurigen Gedanken. Es war wie tonloses, stilles, träges Zertrümmern himmlisch heller Welten. 10

Trübe, plump und dunkel wurde ihm die Welt, und um sich wenigstens an Tändelei und Täuschung zu berauschen, grenzenlose Trauer um verlorne Freiheit zu vergessen, den Gram des geknechteten, gefesselten Löwen zu überwinden, der im Käfig auf und ab, hoffnungslos auf und ab, auf und ab geht, fiel es ihm ein, sich in die gnädige Frau zu verlieben. Dies zerstreute ihn, kam ihm gelegen, tat dem vernichteten, erwürgten, erstickten Herzen auf Minuten wohl. 20

Während er einzig und allein den hingesunkenen Traum der Freiheit liebte, bildete er sich ein, daß er die Herrin liebe. Oede wie in der Wüste war es um sein Bewußtsein herum.

Lächelte er, so war ihm, als habe er das Lächeln, um es auf die Lippen zu bringen, mühsam erst aus tiefer Felsenhöhle hervorzuziehen müssen. 25

Zurück nach der Kindheit sehnte er sich krankhaft, und, um von neuem auf die Welt zu kommen und wieder ein Knabe zu werden, wünschte er, daß er sterbe. „Da ich ein Knabe war ...“, dichtete er. Man kennt das herrliche Lied. 30

Indem der Mensch in ihm verzweifelte, sein Wesen aus vielen elenden Wunden blutete, stieg sein Künstlertum gleich reichgekleidetem Tänzer hoch empor, und wo Hölderlin fühlte, daß er 166

zugrunde gehe, musizierte und dichtete er zum Entzücken. Die Zerstörung und Zertrümmerung seines Lebens besang er auf dem Instrumente der Sprache, die er redete, in goldenen, wunderbaren Tönen. Er klagte um sein Recht und um sein zerschmettertes
5 Glück, wie nur Könige fähig sind zu klagen, mit einem Stolz, einer Hoheit, die ihresgleichen im Bereiche der Dichtkunst nicht kennen.

Schicksalsgewaltige Hände rissen ihn aus der Welt und ihren für ihn zu kleinen Verhältnissen über des Erfassbaren Rand hinaus,
10 in den Wahnsinn, in dessen lichtdurchfluteten, irrlichterreichen, holden, guten Abgrund er mit Gigantenwucht hinabsank, um in süßer Zerstreutheit und Unklarheit für immer zu schlummern.

„Es ist ja unmöglich, Hölderlin“, sprach die Frau des Hauses zu ihm; „und was du willst, ist undenkbar. Alles, was du denkst,
15 geht immer über alles Schickliche und Mögliche hinaus, und alles, was du sprichst, zerreißt alles Erreichbare. Du willst und kannst nicht wohl sein. Wohlsein ist dir zu klein, und der Frieden in der Abgegrenztheit ist dir zu |gemein. Alles ist dir und wird dir
D 167 ein Abgrund, ein Grenzenloses. Die Welt und du sind ein Meer.

20 Was kann und darf ich dir sagen, um dich zu beruhigen, der du alles Behagen als etwas Verachtenswürdiges von dir weist? Alles Enge und Kleine verwirrt dich, macht dich krank; alles Weite und Unabgeschnittene aber reißt dich hinauf und hinab, wo kein Bleiben, kein Genießen ist. Geduld ist deiner nicht würdig; Unge-
25 duld aber wieder zerstückelt dich. Man ehrt dich, liebt dich und beklagt dich; so ist kein Genuß bei dir.

Was soll ich tun, da dich doch nichts freut?

Du liebst mich?

Ich glaube es nicht, muß mir verbieten, es zu glauben und
30 muß wünschen, daß du dir verbieten wolltest, es mich glauben zu machen. Es treibt dich nicht, mich zu lieben, sonst vermöchtest du friedlich, freundlich und glücklich zu sein und mit dir und mir

Geduld zu haben. Ich habe nicht das Recht zu glauben, daß ich dir viel bedeute.

So sei doch sanft, gut und gescheit. Ich fürchte mich bald nur noch vor dir, und das ist ein Gefühl, das ich beweine. Laß doch die Leidenschaft fahren und überwinde dich. Wie schön, warm und groß könntest du in entschlossener Ueberwindung sein. Doch
D 168 | deine kühnen Einbildungen töten dich, und der Traum, den du dir vom Leben machst, raubt dir das Leben. Könnte: Auf-Größe-Verzichten nicht auch Größe sein?

Schmerzlich ist ja alles.“

10

So redete sie zu ihm. Hölderlin ging dann aus dem Hause fort, trieb eine Zeitlang noch in der Welt umher und fiel darauf in unheilbare Umnachtung.

Auf Grund der Ermittlungen, die wir veranstalten zu sollen geglaubt haben, können wir sagen, daß dieser Poet eine verhältnismäßig mangelhafte, d. h. dürftige Erziehung genoß, und wir fühlen uns daher berechtigt, Fragen wie folgende aufzuwerfen:

Woher schöpfte er das unerläßliche bißchen Bildung, das nach unserem Dafürhalten ein Poet notwendigerweise besitzen muß?

Die Antwort lautet:

Es gibt ja Lesesäle voll Lesestoff in der Welt. Zum Teil liegen diese Lesezimmer ja sogar im Grünen, derart, daß der emsige Leser, wenn er am offenen Fenster sitzt, noch eine Augen- und Ohrenfreude mithat, wofür er Gott dankt.

Haben wir nicht außerdem gefälligst Stadtbibliotheken, die jedem jungen, unbescholtenen Menschen zugänglich sind und zum Vorteil gereichen?

Der Poet, den wir hier im Auge haben, scheint früh schon einen gewissen Bildungsdurst heftig bewiesen und freundlich an den Tag gelegt zu haben, was selbstverständlich durchaus anerkennenswert ist.

Einem uns zu Ohren gekommenen Gerücht, das uns sagte, daß unser Gegenstand hier eine Zeitlang Straßen gefegt und gereinigt haben soll, schenken wir deshalb entweder nur äußerst geringen oder lieber überhaupt keinen Glauben, weil wir zu wissen meinen, daß da eher Dichtung und Phantasie als Wahrheit und Wirklichkeit mitgespielt haben werden.

Besprochener war vielmehr zu seinem sicherlich absolut nicht geringen Nutzen zeitweilig in der Abteilung für Inseratenwesen einer bedeutenden Verlagsanstalt tätig, womit wir deutlich genug dartun, daß es sich in diesem Poetenleben mehr um sorgsame, saubere Schreib- als um Arbeit mit dem Straßenbesen handelte.

Vgl. *Die weißen Blätter* [KWA II 6], Jg. 3, H. 10, Oktober 1916, S. 73–78.

In dem Dasein, das uns interessiert, spielte die feinsinnige, graziös und behend über das Blatt Papier hinschweifende, allerlei niedliche, zierliche Zahlen und Sätze zeichnende, spitzige, zarte Schreibfeder offenbar von jeher eine ausschlaggebende Rolle.

D 171 Hammerschläge und Axthiebe sind und waren hier so gut wie gänzlich ausgeschlossen, und mit Nägeln hat Reflektant oder Mittelpunkt dieser Zeilen vermutlich nur immer insoweit irgend etwas zu tun gehabt, als er an die Wand seines Zimmers womöglich einmal ein Bild nagelte und heftete, woraus wohl ohne geringste Bedenken der Schluß gezogen werden darf, daß er weder 10 je im Leben schlosserte, noch jemals schreinerte, was ja, falls es vorgekommen sein könnte, übrigens durchaus nicht weiter übel gewesen wäre.

Wir und solche, die ähnlich denken wie wir, stehen auf dem Standpunkt, der die Ueberzeugung gibt, daß jegliche fleißig be- 15 gonnene und mit festem Willen weitergetragene Arbeit den adelt, der sie verrichtet.

Ob nun eine Speditionsfirma hier in Betracht kommt oder eine Bankanstalt allerersten Ranges ins Gewicht fällt, oder ob eine stille, verborgene Rechtsanwaltei (Advokatur) mehr oder weniger 20 bedeutsam am Dichterleben mitwirkte oder nicht: Dieses zu prüfen muß doch wohl zunächst völlig nebensächlich sein, und es werden uns derlei Dinge vorläufig merklich kühl lassen können.

D 172 Wir haben uns hier, wie uns scheint, mehr um innere als um äußere Beziehungen zu kümmern und mehr mit Merkwürdigkeiten als mit Oberflächlichkeiten zu beschäftigen. Inneres weist zwar unserer Meinung nach immer auch auf Aeußeres hin, wie 25 | denn z. B. Regierungen innere so gut wie äußere Angelegenheiten zu behandeln haben und umgekehrt.

Uns genügt einstweilen die Tatsache sehr, daß wir in der angenehmen Lage sind, mit nicht wieder umzustürzender oder wegzu- 30 fegender Bestimmtheit feststellen zu können, daß Gegenstandant oder Zielscheibe Handelsbeflissener war, und als solcher stets eif-

rig und aufrichtig bemüht gewesen ist, feinste Zeugnisse sowohl wie beste und glänzendste Empfehlungen einzuheimsen.

Nebenbei scheint er freilich schon sehr früh angefangen zu haben, auf kleine Streifen Papier Gedichte zu schreiben. Er saß
5 bei jederlei Wetter, zu jeder Tages- und Jahreszeit in allerlei geheizten oder ungeheizten Zimmern, Gelassen und Gemächern, um sich mit mehr oder weniger Genugtuung in der denkbar äußersten Weltentlegenheit zeitweise wenigstens seinen Phantasien zu überlassen.

10 Zu bemerken ist hiebei, daß wir uns jeden Urteiles über den Poeten entschlossen sind zu enthalten. Wir teilen einfach hübsch mit, was uns gelungen ist in Erfahrung zu bringen. Fest steht immerhin, daß der Poet überaus eigensinnig zu verfahren beliebte.

Warum tat er das? Hm!

15 Wenn sich bewahrheiten sollte, was einige zweifellos nette und artige Leute behauptet haben und noch immer behaupten, nämlich, daß unser Held und jugendlicher Liebhaber zu einer Zeit, wo er als flotter, pflichteifriger Hilfsbuchhalter auf dem und dem Transportversicherungsinstitut beschäftigt war, auf Fließ-
20 oder Löschpapier, wie man es für dicke Foliantenbücher und feierliche, tiefernsthafte Hauptbücher zu verwenden pflegt, seiner Herren Bureaukollegen beziehungsweise Herren Vorgesetzten respektable, löbliche Köpfe abzeichnete, dermaßen gleichsam hochinteressante Dresdener Bilderkabinette wie Münchener Gemäldegalerien genialisch produzierend – so mag das ja an sich
25 gewiß ganz nett und höchst spaßhaft oder verhältnismäßig recht amüsan sein.

Für kennzeichnend können wir indessen derartige Uebungen kaum halten; höchstens würden dieselben unter Umständen be-
30 weisen, daß zweifellos nebenher vortrefflicher, junger Mann hin und wieder, wie es scheint, durch seine Obliegenheiten nicht besonders stark beansprucht war, was man ja lebhaft geneigt sein könnte zu bedauern.

Mitgeteilt wurde und wird, daß einer der Herren, deren behagliche Bildnisse der Poet anfertigte, demselben bei Gelegenheit gesagt haben soll:

D 174 „Ei, ei, Sie haben Talent. Warum gehen Sie jedoch zwecks weiterer Ausbildung nicht schleunig lieber etwa nach München? 5 Hier im Bureau sind nämlich derlei überraschende Kunstleistungen höchlich unpassend. Zeichnerische Begabung muß hier unglücklicherweise ja verkümmern, und wie Sie ahnen werden, sind Taten oder Großtaten eines zukünftigen Genies leider hier nicht recht am Platz.“ 10

Satirische und spöttische Bemerkung, auf die laut Aussage hier Beschriebener erwidert haben soll:

„Unmöglich vermag ich zu glauben, daß ich, wie Sie meinen, geborner Maler wäre. Ungemein starke Anlagen und eine ganz gehörige Ader zum ausübenden Schriftsteller scheinen mir eher 15 in mir zu schlummern. Für Ihren sicher aufrichtig und ehrlich empfundenen, gut gemeinten Wink, kühn nach München zu marschieren, um eine glänzende Existenz zu erobern, danke ich Ihnen herzlich; möchte mir aber immerhin zu bemerken erlauben, daß, ehe ich nach München schwämme und ginge, ich wahrscheinlich 20 viel lieber oder wenigstens fast noch ebenso schnell und gern in den Kaukasus ruderte und spazierte, wo ich Abenteuer antreffen zu können hoffen wollte wie doch wohl sonst nirgends.“

D 175 Im Zeugnis, das ihm anlässlich seines Austrittes aus dem Hilfsbuchhalterposten ausgehändigt wurde, stehen unseres Wissens 25 folgende beziehungsreiche wie anspielunggetränkte und gesättigte schöne Worte:

„Er hat sich als höchst brauchbar, ehrlich, fleißig, pflichttreu und talentvoll erwiesen. Auf allerdings durchaus eigenen Wunsch begibt er sich jedoch nachgerade in angemessene Ent- 30 fernung. Sein ausgezeichnetes Wirken auf Löschpapier wird uns immer unvergesslich bleiben. Seine künstlerischen Leistungen haben uns derart entzückt, daß wir seinen raschen Austritt herz-

lich bedauern müssen. Damit er seine zarte feine Begabung nicht gänzlich brach liegen und ruinieren lasse, fühlten wir uns genötigt, ihn flehentlich zu ersuchen, uns zu verlassen. Indem wir ihn ebenso höflich wie dringlich baten, gefällig spazieren zu gehen, wünschten wir ihm auf seine zukünftige beschwerliche Laufbahn alles erdenkliche Glück, und indem er sich entschließt, Abschied von uns zu nehmen, sind wir so zufrieden mit ihm, wie wir keinesfalls auszudrücken vermögen. Die Buchhaltung hat er jederzeit geführt, wie wir vermuten mußten, daß er sie führen werde. Sein Betragen gab im allgemeinen zu weiter keinen als nur zu einigen 10 einzig kleinen Bedenken Anlaß.“

Uns kommt vor, daß in diesem Poetenleben ein ungewöhnlich häufiger Stellen- sowohl wie Ortswechsel stattgefunden habe; wir wollen aber gerne bekennen, daß wir dies einigermaßen begreifen, und zwar deshalb, weil wir notwendigerweise einsehen und 15 zugeben müssen, daß eine junge Seele, die sich berufen fühlt, zu dichten, der Freiheit und der Beweglichkeit bedarf. D 176

Daß sich ein Poet unter allen Umständen zu befreien, zu entfalten suchen müsse, erscheint uns sonnenklar; denn wir sind 20 überzeugt, daß Entfaltung ohne Freiheit sicherlich unmöglich ist. Daneben leuchtet uns sehr wohl ein, daß menschliche Entwicklung nie ganz und gar ohne Situationen ablaufen kann, die ihren Bildner mitunter in ein schlechtes Licht stellen.

Wir behaupten, daß wir solches ohne lange Umschweife anerkennen wollen, wiewohl uns manches eigentlich noch unklar 25 sein muß.

Im kaufmännischen Zentralstellenvermittlungsbureau war Traktant, wie wir zu wissen glauben dürfen, eine nachgerade sattsam bekannte Bewerberfigur. Seine Erscheinung und seine 30 womöglich etwas befremdliche Persönlichkeit lockten daselbst regelmäßig eine Art ironisches Lächeln hervor.

„Ist es wahr, daß Sie Gedichte schreiben?“ fragte man ihn.

D 177 | „Ja, ich glaube es fast“, gab er sanft, gutmütig und demutvoll zur Antwort. Klar ist, daß solch zarte behutsame Antwort allgemein belächelt werden mußte, was denn auch tatsächlich stattfand.

Da und dort scheint der Poet auch als Vorleser bei hohen Damen stark in Betracht gefallen und ziemlich beliebt gewesen zu sein. Er las Selbstgedichtetes so gut wie anderes mit einem Anstand und mit einer Zungenfertigkeit vor, die, wenn nicht Stauen und Bewunderung, so doch wenigstens Zufriedenheit und Vergnügen erregten. 5 10

Mehr schmal und dünn als üppig und reichlich, und eher ungenügend als befriedigend war dagegen das Essen, das er zu essen bekam.

Unseres Ermessens nach kann jedoch auf diese gewiß an sich klägliche und recht leidliche Tatsache kein allzu hohes Gewicht zu legen sein, indem es als ziemlich gleichgiltig betrachtet werden darf, ob ein Poet nur Suppe mit Wurst verzehrt oder ob er ganze Speisekarten voll mitwegißt. Hauptsache scheint doch wohl stets zu sein, daß ihm gute Gedichte entstehen. Die entschlüpfen und entstehen ihm aber bei zarter, düftiger und magerer Kost entschieden besser als bei irgendwelcher andern, hievon sind wir felsenfest überzeugt. 15 20

D 178 | Einem Poeten steht Schlankheit an; er gewähre einen durchgeistigten Anblick. Schon aus beträchtlicher Entfernung soll man ihm ansehen können, daß er sich verhältnismäßig mehr mit tagelangem Denken als mit stundenlangem materiellen Schwelgen abgibt. Dickleibige Dichter sind etwas wie ein Ding der Unmöglichkeit. Dichten heißt nicht dick werden, sondern heißt fasten und entbehren. Von solcherlei Auffassung auch nur einen Schuh oder eine Handbreit abzuweichen, soll für uns ausgeschlossen sein, und es wird niemandem gelingen, uns hinsichtlich des Ausgesprochenen irgendwelche andere Denkart aufzuzwingen oder abzunötigen. 25 30

Uebrigens dürften ja den Poeten von Zeit zu Zeit wohlhabende, freigebige Leute zum Essen eingeladen haben, was wir aber allerdings höchstens nur vermuten können. Diesbezügliche Beweise herbeizuschaffen ist uns, so sehr wir uns Mühe gegeben
5 haben mochten, leider nicht möglich gewesen.

Soviel uns auszukundschaften gelungen ist und soweit wir glücklicherweise zu Kenntnis haben gelangen können, war er äußerst haushälterisch und sparsam, ja vielleicht in dieser oder jener Hinsicht sogar ein wenig geizig.

10 Auslagen, Kosten, Spesen gab es für ihn erstaunlich wenig. D 179
Schneidern und Aerzten hat er jahraus, jahrein fast so viel wie nichts zu verdienen gegeben.

Ausgesprochener treuer Freund von Wanderungen, der er war, verkehrte er intensiv mit Schuhmachern, denen er die wichtige Aufgabe übertrug, zerrissenes, zerlöchertes Schuhwerk aus-
15 zubessern und wiederherzustellen.

Was die Kleidung betrifft, so trug er meistens geschenkte Anzüge. Zwingende Ursache, zu Medizinern zu springen, hatte er keine, weil es ihm weiter an Gesundheit nicht fehlte und er
20 folglich nicht das geringste Uebelbefinden aufzuweisen haben konnte, was natürlich für ihn von großem Vorteil war. Er ersparte ebenso gut Geld wie Zeit damit. Aerzte freilich vermochten ihn kaum zu loben. Doch wir erinnern hier an den alten Spruch, der bekanntlich lautet, daß man es leider Gottes auch mit bestem Wil-
25 len nicht jedermann recht machen kann. Irgendwie und -wo stößt der vorzüglichste Mensch an.

Wie er zur Politik stand, wollen wir einstweilen lieber ununtersucht lassen; ebenso wenig sollen wir ausmitteln oder nur anfragen wollen, ob er fleißig zur Kirche ging oder nicht. Alltägliches,
30 Natürliches, Nützliches, Dienliches und Praktisches war es, das ihm nahe lag. Er scheint das von seinem Vater geerbt zu haben. D 180

„Dem heranwachsenden Kinde schleichen Vater und Mutter leise durch das Leben nach“, glauben wir bei der und der Gelegen-

heit, bei dem und dem passenden Anlaß gesagt zu haben. Schule und Elternhaus haben bedeutenden Einfluß. Die Charaktereigentümlichkeiten beider Eltern ... doch dies sind tiefsinnige Dinge, die wir vorziehen unberührt zu lassen.

Vom Vater ging unter anderem jedenfalls eine Spur und Portion Ironie auf ihn über, die ihm nachlief und treulich anhing wie dem Herrn oder der Herrin das folgsame Hündchen, das nicht aufhört, folgsam und anhänglich zu sein, obschon es vielleicht manchmal Schläge kriegt. 5

Falls wir uns nicht irren, so arbeitete er einmal zirka acht Tage lang im Kontor eines Elektrizitätswerkes. Nach Verlauf genannter ungewöhnlich kurzer Zeit beschied ihn der Herr Direktor auf das Direktionszimmer, wo er ihm mit kühlen, vielleicht etwas verbotenen, verlegenen, aber ungeheuer vornehmen Worten auseinander setzte, daß in hohen, höhern und höchsten Industriebetrieben, die ja, wie allgemein bewußt sei, auf nur allerfeinsten und gediegensten Voraussetzungen beruhen, Menschen unmöglich geduldet werden können, von denen es erstens heißt, daß sie dichten, und von denen es zweitens verlautet, daß sie Umgang mit Leuten pflegen, die nicht zur bessern und besten Klasse zählen. 10 15 20

Der Poet ging in der Tat hin und wieder mit nicht sonderlich sauberen Elementen um. Er war in dieser Hinsicht nicht immer sehr klug, dafür aber wenigstens menschlich.

An Etablissements und Handelshäusern, worin er zu seinem mehr oder weniger starken und großen Nutzen tätig war, sind ferner zu nennen: 25

Eine an schäumender, blauer Aare gelegene Bierbrauerei, eine von reizender Architektur und lieblicher Landschaft umgebene Hilfs- oder Spar- und Leihkasse, eine Nähmaschinenfabrik, wo er sich prächtig bewährte, eine Strumpfbandweberei, wo er den Schatz seiner Kenntnisse durchaus nicht unwesentlich vermehrte. 30

Demnach handelt es sich in diesem kleinlichen, wie wir sagen möchten, proletarischen Poetenleben hauptsächlich um Arbeit

in allerhand Bureaus und Schreibstuben, um mancherlei Stellenwechsel, sozusagen also um durchaus Alltägliches und Gewöhnliches, d. h. eigentlich um Zweierlei: um Bureauarbeit und um Landschaft, um ein Stellenbekleiden und ein Stellenpreisgeben, D 182
5 um ein Herumwandern in warmer, freier Natur und um ein Sitzen, Festkleben und Schreiben an kaufmännischen Schreibtischen, die man Pulte nennt; um Freiheit sowohl wie um Gefangenschaft, um Ungebundenheit sowohl wie um Fessel; um Not, Bedürfnis, Sparsamkeit sowohl wie um üppiges, freches, fröhliches Verschwenden und köstliche, schwelgerische Genüsse, um harte, saure Arbeit sowohl wie um taugenichtiges, tagediebiges, ins Geratewohl und Gehabdichwohl hineinlebendes, atmendes Vergnügen, um strenge Pflichterfüllung sowohl wie um vergnügliches, rötliches, bläuliches oder grünliches Schlendern, Spazieren und Vagabundieren.
15

Aus solchen und ähnlichen Dingen empfing der Poet seinen poetischen Grund und Boden. Die Jahreszeiten, Phantasie, Musik und Liebe, Stadt und Land und die Malerei, die Gefühle und Gedanken, das Leben und die wachsende Bildung gaben seiner Poesie die Nahrung, deren sie zu ihrem gesunden Gedeihen bedurfte.
20

Derart lebte er hin.

Was aus ihm wurde, wie es ihm später ergangen sein mag, entzieht sich unserer Kenntnis. Weitere Spuren vermochten wir einstweilen nicht zu entdecken. Vielleicht wird uns das ein anderes Mal gelingen. Was noch irgendwie zu unternehmen sein D 183
25 kann, wird sich zeigen. Wir wollen sehen, und sobald etwas Neues ausfindig zu machen gewesen sein wird, soll es, falls nur auch dafür schon wieder genügend neues gütiges Interesse voraussetzen zu dürfen freundlich gestattet worden wäre, mit Vergnügen
30 mitgeteilt sein.

Editorisches Nachwort

Der vorliegende Band dokumentiert die Textgestalt von *Poetenleben*, das im November 1917 mit eingedrucktem Erscheinungsjahr 1918 als elfte selbständige Buchpublikation Robert Walsers beim Verlag Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig erschienen ist.¹ Alle 25 Texte von *Poetenleben* wurden in den Jahren 1915 und 1916 in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen erstgedruckt. Die Texte wurden von Walser überarbeitet und zu einem Buch komponiert. Die Überarbeitungen sind so eingreifend, dass von neuen Fassungen gesprochen werden muss. Ein Manuskript zu *Poetenleben* ist nicht erhalten.

1. Die Textzeugen

1.1 Der Druck von 1918 (D)²

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.

Druckerei: Huber & Co., Frauenfeld.

Format: 8°, variierend nach Beschnitt, circa 12,5 x 19,2 cm.

1 Zur Zitierweise: Robert Walsers Buchpublikationen werden mit Kurztitel und Erscheinungsjahr der Erstausgabe zitiert; die Kurztitel sind im *Verzeichnis der Editorischen Zeichen und Kürzel* aufgelöst. Folgende Ausgaben werden abgekürzt zitiert: SW = Robert Walser, *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*, hrsg. v. Jochen Greven, Zürich, Frankfurt am Main 1985f.; Briefe = Robert Walser, *Briefe*, hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979. Die herangezogenen Zeugnisse sind im *Dokumentarischen Anhang* auszugsweise zusammengestellt; sie werden mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) zitiert.

2 Vgl. Jörg Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher*, in: *Robert und Karl Walser*, Ausstellung im Helmhaus Zürich, 16. April bis 4. Juni 1978, S. 24; die Angaben zu Druck und Herstellung wurden überarbeitet und erweitert auf Grundlage des Huber Verlagsarchivs im Staatsarchiv des Kantons Thurgau, insbesondere anhand des Herstellungskostenbuchs (StATG 8'405, 2/5, unten Abb. 4) und der Korrespondenz des Verlags. Die einschlägigen Dokumente sind im *Dokumentarischen Anhang* gesammelt. Die Korrespondenz wird zitiert nach André Salathé, „Man muss nicht hinter alle Geheimnisse kommen wollen.“ *Robert und Karl Walsers Briefwechsel mit dem Verlag Huber Frauenfeld (1916–1922) samt einer Biografie von Verleger Walther Lohmeyer (1890–1951)*, Thurgauer Beiträge zur Geschichte Nr. 150, Frauenfeld 2013.

Bogenzahl: 12 Bogen (Bogennorm, Bogensignatur „Walser, Poetenleben.“), 184 Seiten (4 Seiten Titelei nicht gezählt) und 4 Seiten Verlagsanzeigen.

Satz: Fraktur³.

Satzspiegel: circa 8,1 x 12,2 cm (18 Cicero, 25/26 Zeilen).

Ausstattung und Preis: Broschiert und unbeschnitten Fr. 4.–; Halbleinen mit blauem Farbschnitt Fr. 5.–. Dreifarbig⁴ Einbandzeichnung und Buchrücken von Karl Walser. Mit Bauchbinde, Schutzumschlag und einem Schuber mit Etikette.

Gedruckt auf *Impression volumineux blanc velin* der Firma Stouky, Bogen à 76 x 100 cm, 85 g/m².

Auflage: 2200.

Auslieferung: Anfang November 1917.⁵

1.2 Die Zeitschriften- und Zeitungsfassungen

Sämtliche Texte in *Poetenleben* wurden in den Jahren 1915 und 1916 in Zeitschriften und Zeitungen in einer ersten Fassung veröffentlicht. Sie weichen unterschiedlich stark von der Buchfassung ab. In jedem Fall ist die Überarbeitung aber so einschneidend, dass eine Apparatierung der Varianten nicht sinnvoll ist.⁶ Im Einzelnen handelt es sich um die Zeitschriften *Schweizerland*, *Die Schweiz*, *Die weißen Blätter*, *Wieland* und *Zeit-Echo* sowie um die Zeitungen *Der Bund* (bzw. das *Sonntagsblatt des Bund*), *Neue Zürcher Zeitung* und die *Vossische Zeitung*.

Sämtliche Erstfassungen werden in ihrem ursprünglichen Publikationszusammenhang in den Bänden von Abteilung II und III der KWA wiedergegeben. Dort werden auch die vorhandenen Textzeugen der Erstfassungen, die

3 Die gleiche Fraktur wurde unter der Bezeichnung „mod. Fraktur“ auch für andere Bücher des Huber-Verlags verwendet (Herstellungskostenbuch, wie Anm. 2). Welche Schrift für das von Walser zurückgewiesene Schriftmuster (Dok 31) verwendet worden war, ist leider nicht zu eruieren.

4 Bei Schäfer „Zweifarbige“ (Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher*, wie Anm. 2, S. 24). Vgl. aber Dok 53.

5 Huber-Verlag an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart, [30.10.1917] sowie an Franz Wagner, Kommissionsbuchhandlung, Leipzig, 5.11.1917 (Dok 67, 69).

6 Vgl. auch unten, Abschnitt 3.3.

hier nicht in Betracht gezogen wurden, behandelt. Die Elektronische Edition auf der beiliegenden DVD bietet die Möglichkeit des elektronischen Textvergleichs.

1.3 Nachdrucke

Einige Texte aus *Poetenleben* wurden zu Lebzeiten Walsers nochmals gedruckt. Alle diese Nachdrucke sind im *Alphabetischen Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen* in diesem Band verzeichnet. Da Walser auf die Textgestalt dieser Drucke keinen Einfluss genommen hat, sind sie als Textzeugen nicht relevant und wurden im textkritischen Apparat nicht ausgewertet. Einzelne dieser Nachdrucke sind aber rezeptionsgeschichtlich von Belang.

Schon 1918 erschienen zwei Texte aus *Poetenleben*, *Kleines Landstraßen-erlebnis* und *Das Talent*, in der von Hermann Hesse für die *Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene* herausgegebenen Anthologie *Die junge Schweiz*, die deutschen Kriegsgefangenen die zeitgenössischen Schweizer Autoren Jakob Schaffner, Felix Moeschlin, Albert Steffen, Robert Walser, Paul Illg und Gustav Gamper näherbringen sollte. Walser war mit der Aufnahme von Texten einverstanden und hat die Auswahl Hesse überlassen. Für den „Füsilier Walser“ hat er sich ein Exemplar erbeten. (Dok 78)

Der Text *Würzburg* wurde ins *Wandervogel-Geschichtenbuch* (1922) aufgenommen, ein Lesebuch für die Jugendbewegung *Wandervogel* mit weiteren Beiträgen von Hermann Hesse, Emil Strauß, Norbert Jacques, Alfons Paquet und Wilhelm Schäfer.

Das Zimmerstück wurde, nebst anderen Texten von Robert Walser, in Ludwig Hardts *Vortragsbuch* (1924) aufgenommen.

Carl Seeligs Auswahl Ausgabe *Große kleine Welt* (1937) enthält zwei Texte aus *Poetenleben*, *Das Zimmerstück* und *Frau Wilke*. Walser hat für diesen Auswahlband einen Verlagsvertrag unterzeichnet, auf die Textgestalt jedoch wohl keinen Einfluss genommen.⁷

7 RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. Bio 37. Vgl. hierzu auch *Editorisches Nachwort* zu KWA III 3, S. 295f.

2. Grundsätze der Textwiedergabe

2.1 *Der Text*

Textvorlage dieser Edition ist der Druck von 1918 (D)⁸. Der Textstand der Vorlage wurde emendiert in Fällen offenkundiger Druckfehler (Buchstaben- und Zeichenverlust, Wortauslassungen, fehlende Wortabstände) sowie sinnentstellender Textfehler. Die von Walser selbst monierten Druckfehler wurden ebenfalls berichtigt (vgl. dazu unten Abschnitt 3.4 sowie Dok 52). Alle Eingriffe sind im textkritischen Apparat nachgewiesen.

2.2 *Die Marginalie*

In der Marginalie werden die Seitenwechsel von D angezeigt. Die Position wird auf der KWA-Textzeile durch einen hochgestellten Strich ^l markiert.

2.3 *Der Apparat*

Der Apparat weist in lemmatisierter Form sämtliche Emendationen nach. Zudem wird zu Beginn jedes Textes auf die Erstfassungen in Zeitschriften und Zeitungen verwiesen, die in den Abteilungen II und III der KWA integral wiedergegeben werden.

2.4 *Die Elektronische Edition*

Die Elektronische Edition (KWA^e) enthält sämtliche bisher in der KWA edierten Texte als Volltext. Die Texte sind mit digitalen Bildern der jeweiligen Textträger verknüpft. Die KWA^e ermöglicht eine Volltextsuche im gesamten Textbestand der KWA.

Die Texte von *Poetenleben* können in der KWA^e durch eine zeilenweise synoptische Darstellung elektronisch mit den jeweiligen Erstfassungen verglichen werden.

Auf der DVD ist zusätzlich ein elektronisches Werkverzeichnis als PDF-Datei enthalten, das Findbuch. Es bietet ein nach Titeln oder, wo solche nicht überliefert sind, nach Textanfängen geordnetes Register aller bekannten Texte Robert Walsers und verzeichnet zu jedem Titel sämtliche bekannten Text-

8 Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sig. Ao X 7.

zeugen. Weiter enthält die DVD die Texte der im Nachwort dokumentierten Rezensionen.

3. Entstehung und Publikation

3.1 Das Projekt „Studien und Novellen“

Robert Walsers Buch *Poetenleben* entwickelte sich zusammen mit der 1920 im Verlag Rascher & Cie veröffentlichten Textsammlung *Seeland* aus einem anderen, nicht realisierten Buchprojekt, das den Titel *Studien und Novellen* hätte tragen sollen. Walser stand mit dem Huber Verlag seit August 1916 im Zusammenhang mit der Publikation der Erzählung *Der Spaziergang*⁹ in brieflichem Kontakt.¹⁰ Beide Seiten bekundeten dabei Interesse, miteinander in eine längere Verlagsbeziehung zu treten. Im Februar 1917 wandte sich Walser nach entsprechenden Andeutungen (Dok 1) mit einem neuen Projekt an den Verlag:

Interessieren Sie sich für die ganze Sammlung, die ich „*Studien und Novellen*“ betiteln werde? Das Buch wird einen bedeutungsreichen Abschnitt meiner Dichterexistenz darstellen. (Dok 2)

Das Inhaltsverzeichnis, das Walser dem Verlag auf dessen Interesse hin zusandte, verzeichnet 130 Texte, die seit 1914 in der *NZZ*, den *Weißten Blättern*, den *Rheinlanden*, dem *Berner Bund*, der *Vossischen Zeitung*, der *Schweiz*, dem *Schweizerland* und einigen weiteren Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren. Der Band sollte eine Sammlung all dessen enthalten, was er „seit Ausbruch des Krieges“ geschrieben hatte. In der Tat sind im Inhaltsverzeichnis auch fast alle Texte aus diesem Zeitraum systematisch aufgeführt, geordnet nach den Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie zuerst erschienen waren. Das Konvolut schließt auch die Texte der kurz zuvor gedruckten bzw. sich im Druck befindenden Bücher *Prosastücke* und *Kleine Prosa* sowie den *Spaziergang* mit ein. (Dok 1, 4)

⁹ Vgl. KWA I 8.

¹⁰ Große Teile der Korrespondenz Robert Walsers mit dem Verlag sind im Staatsarchiv Thurgau erhalten und liegen in einer kommentierten Edition vor. Vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2).

Bei dem Manuskript, das Walser dem Verlag zur Prüfung einsandte, handelte es sich um „bereits gedruckt“ vorliegendes Material, das deshalb „gut leserlich“ sei. Walser hat es also offenbar aus Zeitungsausschnitten, Druckbelegen und evtl. auch Korrekturfahnen zusammengestellt. Anscheinend sollten die Texte nicht oder nur leicht überarbeitet werden. (Dok 7, 9)

Von Anfang an gestalteten sich die Verlagsverhandlungen schwierig. Walser wollte den Band unbedingt bis Weihnachten auf dem Markt haben, um frei zu sein für eine neue, größere Arbeit. Er kündigte dem Verlag gegenüber etwas „romanartig-zusammenhängende[s]“ an, mit dem er sich jetzt „nach und nach“ befassen wolle, und das nach dieser „Weihnachts-Edition“ angeboten werden sollte. Auch die anderen zu diesem Zeitpunkt im Druck befindlichen Buchprojekte, *Der Spaziergang* bei Huber und *Kleine Prosa* bei Rascher, versuchte er schnell voranzutreiben, so dass ein genügender zeitlicher Abstand zur Neuveröffentlichung im Sammelband gegeben wäre. (Dok 6, 7, 9, 11)

Walther Lohmeyer¹¹, zu dieser Zeit Verlagsleiter des Verlags Huber & Co., stellte jedoch schon von Anfang an klar, dass der Verlag das Buch nur unter der Bedingung zu drucken bereit sei, dass der Band sich von seinem Anspruch her gegen die „billigeren, kurz vorher erschienenen Ausgaben der andern Schweizerverleger“ klar absetzen würde.¹² Auch ergab die Kalkulation ein zu dickes und zu teures Buch. Der Huber-Verlag war an einer Sammelausgabe durchaus interessiert, wünschte aber eine Kürzung nach inhaltlichen Gesichtspunkten um ein Viertel, wobei er die Auswahl Walser überlassen wollte. (Dok 10)

Walser ging es offenbar darum, alle nach seiner Rückkehr in die Schweiz verfassten Prosastücke in Buchform zu bringen. Er wolle kein Stück ausnehmen, da er alles sammeln wollte, was er seit *Kleine Dichtungen* geschrieben

11 Walther Lohmeyer war für den Huber-Verlag vom Februar 1916 bis zum August 1918 verantwortlich tätig. Der größte Teil der Korrespondenz des Verlags mit Walser ist von ihm gezeichnet. Ausführlich zu Walther Lohmeyer siehe Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2) sowie das Editorische Nachwort zu KWA I 8.

12 Kurz zuvor waren *Prosastücke* bei Rascher erschienen, und *Kleine Prosa* war bei Francke im Erscheinen begriffen.

habe. Als Kompromiss konnte er sich nur vorstellen, die bei Francke, Rascher und bei Huber kürzlich erschienenen oder im Erscheinen begriffenen Bücher auszunehmen. (Dok 11)

Ein persönliches Treffen, das Walther Lohmeyer Walser vorschlug, um die festgefahrenen Verhandlungen zu retten, lehnte Walser in einem außerordentlich unhöflichen Brief ab. Die Bedenken Lohmeyers, die Konkurrenz der anderen fast gleichzeitig erscheinenden Bücher könnte dem neuen Buch schaden, bezeichnete er als eine „auf geradezu mädchenhaft zarter Ängstlichkeit ruhende Befürchtung“, die er nicht nachvollziehen könne. Er offeriere „ein gutes Buch, nun also: so nehmen Sie es an oder lehnen es ab.“ (Dok 12, 13)

Der Verlag lehnte *Studien und Novellen* nach diesem Affront ab und schickte Walser das Manuskript zurück. Zum Antwortbrief Lohmeyers ist neben dem Durchschlag desselben auch ein Entwurf erhalten, der die Irritation des Verlags noch deutlicher dokumentiert als die schließlich abgeschickte Fassung. Der Schlusssatz „Dr. Francke wird sich ja gewiss bereit finden, weitere Bücher von Ihnen folgen zu lassen“, mit dem Walser endgültig die Tür gewiesen worden wäre, wurde allerdings wieder gestrichen. (Dok 14)

3.2 Das Ende der Sammelband-Konzeption

Das Scheitern des *Studien und Novellen*-Projekts veranlasste Walser, das Konzept der Gesamtausgabe zu überdenken und das Material, wie von Huber vorgeschlagen, nach inhaltlichen Kriterien durchzusehen. Die beiden Briefe, die er dem Verlag am 12. April 1917 geschickt hat, bieten einen Einblick in die Überlegungen, die er in diesen Tagen angestellt haben muss. Im ersten Brief deutete er an, dass er Orell Füssli ein Buch „Skizzen“ angeboten habe, das die „kleineren Skizzen“ aus dem Konvolut hätte enthalten sollen, um das *Studien und Novellen*-Buch leichter zu machen. Dieser Plan sei jedoch gescheitert, da Orell Füssli abgelehnt habe. Von der Idee eines umfangreichen Sammelbandes sei er daraufhin abgekommen:

Ein Buch muß innere Figur, innere Architektur haben!, und ich war eigensinnig, daß ich an eine Vereinigung sämtlicher seit 2 ½ Jahren produzierten

Prosastücke zu denken wagte. Ein solches Buch ist «in» der Tat innen sowohl wie außen ein grober, wilder Haufen, demnach eine Unmöglichkeit. (Dok 15)

Er konzipierte nun ein Buch *Novellen*, das aus dem ganzen Konvolut nur die Stücke *Reisebeschreibung*, *Naturschilderung*, *Rosa*, *Das Ehepaar*, *Frau Wilke*, *Frau Scheer*, *Marie*, *Das Bild des Vaters*, *Werner*, *Hans* und *Leben eines Malers* enthalten sollte. Diese „Novellen“ wurden aus dem „Haufen von kleinen Skizzen“ herausgenommen, um ihren „Gehalt“ und „ihre Wirkung“ zur Geltung zu bringen und um „unangenehme Ähnlichkeiten in Sinn und Sätzen“ zu vermeiden. Im Postskriptum schlug Walser als neue Reihenfolge vor: *Rosa*, *Das Ehepaar*, *Werner*, *Reisebeschreibung*, *Frau Wilke*, *Naturschilderung*, *Frau Scheer*, *Leben eines Malers*, *Marie*, *Das Bild des Vaters*, *Hans*. Bei dieser Anordnung spielt die Position im Konvolut der gesammelten Feuilletons nun keine Rolle mehr, dagegen scheint die Chronologie einen gewissen Einfluss behalten zu haben. Im zweiten Brief revidierte er sein Angebot „auf Grund soeben absolvierter Ueberlegung“ und bot ein Buch *Studien* an. Es sollte nur noch *Reisebeschreibung*, *Naturschilderung*, *Leben eines Malers*, *Marie*, *Das Bild des Vaters*, *Hans* und zusätzlich den *Spaziergang* enthalten. Die Reihenfolge der Stücke blieb gleich, aber die kürzeren Texte *Rosa*, *Das Ehepaar*, *Werner*, *Frau Wilke* und *Frau Scheer* seien in diesem Buch „nicht an ihrem Platz“. (Dok 15, 16)

Die Auswahl der Texte für die Sammlung *Studien* entsprach bereits derjenigen für *Seeland*, das sich in der Folge daraus entwickeln sollte. Einzig *Marie* war hier noch zusätzlich enthalten. Es ist zu erkennen, dass Walser nun begonnen hatte, seine Texte nach den geforderten „inhaltlich[en]“, „zeitlich[en]“ und „qualitativen Gesichtspunkten“ (Dok 14) zu sichten und zu ordnen, und dass ihm dabei auch die durch die Konstellation entstehenden semantischen Wechselwirkungen der Texte aufeinander wichtig wurden. In der darauffolgenden Auseinandersetzung um den Titel der neuen Sammlung von „längere[n] und episch bewegtere[n] Stücke[n]“ (Dok 17), die Walther Lohmeyers Zustimmung fand, wird ein inhaltliches Element erkennbar, das bei der Auswahl offenbar ausschlaggebend war: Walser sprach davon, er wolle der „schönen Gegend, in der er zu seiner Freude nach langer Abwesen-

heit wieder ha[be] leben dürfen“, ein „Denkmal“ setzen. Die weggelassenen Texte passen unter diesem Gesichtspunkt in der Tat nicht dazu. (Dok 18)

Dem Verlag dagegen gefielen die Titelvorschläge nicht, so dass die Verhandlungen zu keinem Abschluss kamen.

3.3 Die Entstehung von *Poetenleben*

Im Zusammenhang mit den Überlegungen zu *Studien und Novellen* und den daraus entstehenden Buchplänen hat Robert Walser offenbar auch angefangen, an *Poetenleben* zu arbeiten. Eineinhalb Monate nach der Konzeption von *Studien*, am 28. Mai 1917, Pfingstmontag, bot er dem Verlag ein ganz neues Buch an. Das fertige Manuskript habe er „[s]oeben [...] fest zusammengefügt und zu Ende geschrieben“. Die Stücke, die alle „auf erzählende Art von Poeten handeln“, seien „[s]orgfältig [...] ausgewählt“ und „neu geschrieben“. Die genauere Beschäftigung mit seinen Texten, möglicherweise gerade die Beschäftigung mit inhaltlichen Zusammenstellungen und mit Titeln, hatte Walser offenbar auf die Idee gebracht, seine Stücke überarbeitend zu einem neuen Zusammenhang zu verbinden. Dabei ist „meiner Ansicht nach das beste hellste poesiereichste meiner bisherigen Bücher“ entstanden. *Poetenleben* sollte noch vor den *Studien* auf den Markt kommen. *Studien*, nun ohne den Text *Marie*, der in *Poetenleben* einging, wollte er in den folgenden 14 Tagen ebenfalls überarbeiten. Die zähen Verhandlungen mit dem Huber-Verlag haben auch im Auftreten Walsers diesem gegenüber deutliche Spuren hinterlassen. Er versuchte nun, keinen Spielraum für weitere Verhandlungen zu lassen. (Dok 23)

Walser erklärte in dem Brief, mit dem er *Poetenleben* ankündigte, er habe alle Texte „neu geschrieben“. (Dok 23) In der Tat weichen die Fassungen der Texte, die in *Poetenleben* Aufnahme fanden, stark von den Erstdrucken ab. Die Vorlagen wurden Satz für Satz rhythmisch und sprachlich überarbeitet.

Neben der Arbeit an stilistischen Details hatte Walser dabei auch das Buch als Ganzes im Blick. Im Gegensatz zum Verzeichnis von *Studien und Novellen* sind die Texte nicht mehr einfach nach Zeitschriften und Zeitungen geordnet, sondern lesen sich wie eine „romantische Geschichte“ (Dok 23, 68). Zusätzlich zur Anordnung wurden aber auch subtile verbindende

Elemente eingefügt, die auf verschiedenen Ebenen eine Kohäsion zwischen den Texten erzeugen, ohne dass sie als übergreifende Handlungselemente verstanden werden könnten. Die dabei verwendeten Verfahren reichen von leisen motivischen Anklängen über deutlichere Anspielungen bis hin zur Montage verschiedener Textvorlagen in *Der Arbeiter*.

Bei der Bearbeitung wurden auch einige thematisch zentrale Stellen besonders eingreifend geändert. Walser war überzeugt, dass er „zur Zeit ein besseres Stück Schriftstellerei nicht hätte hervorbringen können“, und dass er getan habe, „[w]as im Bereich [s]einer Kräfte lag, an Ausdruck, Klang und Inhaltlichkeit zusammenzutragen“. (Dok 29)

3.4 Die Drucklegung

Walser schickte das Manuskript zu *Poetenleben* am 30. Mai 1917 an den Verlag. (Dok 25) Walther Lohmeyer reagierte sehr positiv, er habe das Buch „mit viel Genuss und verlegerischer Herzensfreude durchgelesen“ und sandte zugleich den Verlagsvertrag zu den von Walser vorgeschlagenen Bedingungen. (Dok 27) Walser schickte ihn umgehend unterschrieben zurück. Der Ton zwischen Autor und Verleger war nach erfolgreichem Vertragsabschluss wieder ausgesucht freundlich. Walser eignete Walther Lohmeyer gar ein Exemplar des *Spaziergangs*, später auch von *Poetenleben* zu.¹³ (Dok 32, 72)

Der Verlag war vom Erfolg des Buches überzeugt und bemühte sich trotz der Kriegszeit um eine schöne Ausstattung. Zwar schlug der Plan fehl, einen „Posten Büttenpapier“ zu „Vorkriegspreisen“ bei einem Privatmann zu erwerben, das verwendete Papier war jedoch von guter Qualität. (Dok 30, 32, 34) Walser erhielt Papierproben und Probedrucke zur Ansicht. Er äußerte sich ausführlich zu Gestaltung und Druckbild und sprach sich dabei auch gegen die vom Verlag vorgeschlagene Schrift aus. Es sollte eine „*einfache, ehrliche, un-reformierte Fraktur* [...] ganz dem *Traditionellen* entsprechend, *warm und vor allen Dingen: rund*“ verwendet werden. Die Schrift sollte an

13 Die Widmungsexemplare für Walther Lohmeyer befinden sich beide in Privatbesitz. Die Widmungen sind in Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 140, bzw. 158 abgebildet.

„Schul-Lesebücher“ mahnen, das Buch sollte aussehen, als sei es „im Jahre 1850 gedruckt“. (Dok 31)

Mein sehr lebhafter, inniger Wunsch in dieser Hinsicht ist: Unmodernität! Wir wollen unter keinen Umständen das nachahmen, was draussen im Reich in den letzten Jahren an geschmackvoller Geschmacklosigkeit oder geschmacklosem Geschmack auf Buchgewerbegebiet hervorgebracht wurde. (Dok 31)

Auch zum Seitenlayout äusserte er sich kritisch. Er wünschte weder einen Strich am Kolumnenkopf noch Initialen, weil „dadurch die dekorative und sinngemässe Wirkung der Ueberschrift des Prosastückes leidet“. Die Seitenzahl wollte er in der Mitte. Die Titel wünschte er größer und kräftiger als in der Probe. Die Zwischentitel sollten von den Haupttiteln klar abgesetzt werden. „Besitzen Sie Erstausgaben von Klassikern, wie Schiller, Lessing, Göthe, usw.“ (Dok 31) Den Satzspiegel wünschte er auf 21 Zeilen ausgelegt, statt der 26 Zeilen der zweiten Satzprobe. Mit der neuen Schrift dagegen war er zufrieden. (Dok 35) Der Verlag ging auf die meisten Wünsche Walsers ein, einzig die Seitenzahl musste in der Ecke bleiben (Dok 34), der Satzspiegel hat im fertigen Buch 25 Zeilen. Nach einer dritten Satzprobe konnte der Satz beginnen. Walser wünschte noch, zwei Titel zu kürzen, damit sie nicht zwei Zeilen in Anspruch nähmen, was „entstellend wirken müßte“: *Brief eines Malers an einen Dichter* sollte neu *Maler und Dichter* heißen, *Erinnerung an Hoffmanns Erzählungen* nur *Hoffmann's Erzählungen*. (Dok 36) Diese Korrekturen wurden jedoch nicht ausgeführt. Am 16. Juli 1917 musste Walser in den Militärdienst einrücken. Die Korrekturfahnen zu *Poetenleben* las er dort. Zu gewissen Verwirrungen kam es, weil ein Teil der Bogen an seine Privatadresse „Hotel Blaues Kreuz, Biel“ geschickt wurde, statt an die Feldpost-Adresse. Walser beschrieb die Arbeit an den Korrekturen in der Soldatenstube als mühsam. Trotzdem ging der Satz relativ schnell vonstatten. (Dok 36, 38, 39, 40, 42, 52) Es kam allerdings zu einem Missverständnis: Walser schrieb am 12. August 1917, die letzten Bogen eines Durchgangs begleitend, die Korrektur sei damit abgeschlossen. Der Verlag ging davon aus, Walser meine damit den gesamten Korrekturprozess und begann mit dem Druck, obwohl Walser im selben Brief ausdrücklich noch einmal korrigierte Bogen zu sehen

verlangte. Dadurch blieben einige Druckfehler im Buch stehen, die Walser zu spät moniert hatte (Dok 52). Der Verlag versprach Korrektur in der zweiten Auflage, zu der es allerdings nie kam. (Dok 42, 45, 49, 50, 51)

3.5 Karl Walsers Buchgestaltung

Der Huber-Verlag hatte, nachdem der Versuch, eine Titelzeichnung von Karl Walser für den *Spaziergang* zu erhalten, gescheitert war, mit diesem eine Titelzeichnung für *Studien und Novellen* vereinbart. Darauf kam der Verlag nun zurück und bestellte im April 1917 eine Einbandzeichnung für *Poetenleben*. Karl Walser erhielt einen Bürstenabzug des im Satz befindlichen Buches sowie ein Formatmuster, eine Satzprobe und ein Muster der für den Rücken vorgesehenen grauen Leinwand. Er zeichnete ein dreifarbig zu druckendes Titelblatt und einen Innen- und einen Rückentitel und gab Anweisungen zur Buchgestaltung, die allerdings von den Vorlagen des Verlags abwichen, indem sie für den Rücken dunkelbraunes Papier oder Leder mit aufgeklebten Papierstreifen vorsah. Robert Walser war mit der resultierenden Zeichnung sehr zufrieden.

Der Innentitel war, als Karl Walser seine Zeichnungen schickte, allerdings schon gedruckt, so dass nur die Deckel- und Rückenzeichnungen Verwendung fanden.

Das Buch wurde im September und Oktober von der Buchbinderei Crönlein in Leipzig gebunden. Die Bindevorschrift des Künstlers Karl Walser erwies sich in der Umsetzung als zu teuer. Das Buch erhielt einen Rücken aus braunem Halbleinen, Streifen und Schildchen wurden in Farbe aufgepresst. Insgesamt wurde das Konzept Karl Walsers aber umgesetzt, obwohl die Buchbinderei die Rückenzeichnung als „etwas roh“ empfand. (Dok 20, 37, 41, 45, 48, 54, 56, 58, 59, 63, 64, 66)

Das Buch wurde Anfang November 1917 mit eingedrucktem Erscheinungsjahr 1918 ausgeliefert. (Dok 67, 69)

3.6 Robert Walsers Anzeige in der Zeitschrift „Das Buch“

Der Huber Verlag hatte zu Werbezwecken ursprünglich den Aufsatz *Kommentar zu Robert Walser* von Max Brod¹⁴ verwenden wollen (Dok 51), was Walser akzeptierte:

Ich würde mich also einverstanden erklären. Er sagt freilich an einer Stelle sehr häßlich: „pissen“, statt nässen. Derartiges müßte unbedingt wegfallen. Vielleicht habe ich bezüglich der Werbearbeit noch irgend einen Einfall. (Dok 52)

Der „Einfall“ nahm die Gestalt einer kurzen Buchankündigung an, die Walser selbst in der Zeitschrift *Das Buch* schalten ließ. (Dok 68, 70) Darin beschrieb er *Poetenleben* als ein Prosabuch, das „25 Prosastücke gleichsam zu ‚merkwürdigem Maskenzuge‘“ vereinige, die sich dort „fast wie eine innig zusammenhängende romantische Geschichte lesen“. Der Text zählte die einzelnen Gestalten auf, die in *Poetenleben* an des „Lesers Seelenaugen [...] gleich anmutiger Gemäldesammlung“ vorbeizögen. (Dok 68)

Der Verlag reagierte auf Walsers Initiative erstaunt:

Mit einiger Ueberraschung sahen wir heute in der neuesten Nummer des „Buchs“, die uns Herr Altheer freundlichst zusandte, dass Sie unsern verlegerischen Pflichten durch eine Anzeige dort schon zuvorgekommen sind. Wir werden uns nicht beschämen lassen und für die Durchsetzung des Buches tun, was in unsern Kräften liegt. (Dok 70)

Beschämend war die Anzeige für den Verlag möglicherweise deshalb, weil sie direkt neben einem Inserat des Huber-Verlags zu liegen kam, in dem drei Bücher für das Weihnachtsgeschäft, darunter nicht *Poetenleben*, angekündigt wurden. Walser versicherte aber, dass er nur eine Gelegenheit benutzt habe, die der Herausgeber der Zeitschrift, Paul Altheer, ihm geboten habe. (Dok 72)

14 Max Brod, *Kommentar zu Robert Walser*, in: *Pan*, Jg. 2, Nr. 2, 15.10.1911, S. 53–58 (wieder abgedruckt in: *Über die Schönheit häßlicher Bilder. Ein Vademecum für Romantiker unserer Zeit*, Leipzig 1913, S. 158–166).

Die Anzeige erschien in *Das Buch* noch zwei weitere Male¹⁵, auf Wunsch des Verlages um die Preise ergänzt (Dok 71).

3.7 Promotion und Rezensionsexemplare

Der Huber-Verlag machte mit seinem Versprechen, bei der Werbearbeit nicht zu sparen, Ernst. Sie wurde systematisch betrieben und minutiös dokumentiert. Im Verlagsarchiv ist eine Liste der verschickten Rezensionsexemplare erhalten.¹⁶ Sie führt für 1917 und 1918 insgesamt 114 versendete Rezensionsexemplare auf, 97 gebundene und 17 broschiierte. Empfänger waren Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen in der Schweiz wie im ganzen deutschsprachigen Raum. Auch einzelne wichtige Personen des Literaturbetriebs wurden bedacht. Außerdem enthält die Liste Hinweise auf Buchanzeigen oder Rezensionen, die aus dem Versand resultiert haben. Es handelte sich um eine vorgedruckte Liste, die der Verlag offenbar regelmäßig beliefert hat.¹⁷ Auch Walser wurde um Versandempfehlungen gebeten. (Dok 70) Er äußerte sich dazu und bemerkte zum Beispiel zum *Berliner Tageblatt*, es sei von dort „wenig zu hoffen“. Tatsächlich ist das *Berliner Tageblatt* auf der Versandliste gestrichen. Walser verschickte seine Exemplare an „Respekt- und solch[e] Personen, die sich vielleicht über das Buch öffentlich äußern wollen würden“: „an die Herren Trog, Korrodi, Reitz, Wiedmer, Altheer und Brod, auch an Hesse.“ (Dok 72) Die erhaltenen Exemplare für Eduard Korrodi und Max Brod tragen eine Widmung.¹⁸ Ein weiteres Widmungsexemplar ging an Hans Bodmer.¹⁹ Auch Walther Lohmeyer erhielt von Walser ein gewid-

15 *Das Buch. Blätter für Kritik, neutrale Politik, Unterhaltung*, hrsg. von Paul Altheer, Zürich, Nr. 12/1917 und Nr. 1–2/1918.

16 StATG 8'405, 8/0, S. 13–17. Die Liste ist abgedruckt in Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 175–182. Die aus der Versandaktion resultierenden längeren Rezensionen wurden vom Verlag gesammelt, Buchanzeigen lediglich in der Liste vermerkt.

17 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 175.

18 Bernhard Echte, *Die Spur auf dem Vorsatz. Robert Walsers Biografie im Spiegel seiner Widmungsexemplare*, in: *Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen Gesellschaft*, Jg. 51, H. II, September 2008, S. 135–147, hier S. 144.

19 Echte, *Die Spur auf dem Vorsatz* (wie Anm. 18), S. 144. Abgebildet in: Bernhard Echte (Hrsg.), *Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 2008, S. 340.

metes Exemplar.²⁰ In Wilhelm Schäfers Nachlass²¹ findet sich ein weiteres Widmungsexemplar von *Poetenleben*.

Den Rezensionsexemplaren wurde ein „Waschzettel“ beigelegt (Dok 74), von dem 110 Exemplare gedruckt wurden.²² Möglicherweise enthielt er eine abgewandelte Fassung der von Walser verfassten Anzeige²³. Dass eine solche zweite Fassung des Werbetextes existiert haben muss, lässt sich aus Kurzrezensionen in verschiedenen Zeitungen rekonstruieren, die über weite Strecken wörtlich übereinstimmen, von Walsers Text aber leicht abweichen. So bilden die Prosastücke keinen „merkwürdige[n] Maskenzug“ mehr, dafür sind sie „an einem unsichtbar hindurchlaufenden autobiographischen Faden [...] wie Perlen gereiht“ (vgl. unten Rezensionen Nr. 2, 9, 13, 24, ansatzweise auch 16). Auch das Prosastück *Poetenleben* ist neu nicht mehr nur eine „Abhandlung“, sondern eine „Selbstabhandlung“ (Nr. 2, 9, 24). Der Aspekt des Autobiographischen wird also in der Bearbeitung des ursprünglichen Anzeigetextes eingeführt. Außerdem muss der bearbeitete Text ein weiteres Mal den Verlag genannt und betont haben, dass sich das Buch als das „geschlossenste und aufschlussreichste“ (Nr. 2, 9, 13) von Walsers „früheren Prosabüchern“ abhebe (Nr. 2, 9, 13, 24).²⁴

Das Buch wurde in einem Schubert mit Etikette und mit einer Bauchbinde ausgeliefert, die nun tatsächlich einen Auszug aus dem Aufsatz von Brod enthielt.²⁵ Walser war damit zufrieden: „Der Auszug von *Max Brod* auf dem grünen Begleitzettel²⁶ ist sehr gut gewählt.“ (Dok 72) Viele Rezensenten bezogen sich später auf diesen Auszug.

20 Vgl. oben Abschnitt 3.4.

21 Rheinisches Literaturarchiv, Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf.

22 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 22.

23 Gemäß Dok 74 wurden die Waschzettel am 16.11.1917 verschickt, so dass also zwischen dem 12. und dem 16.11. Zeit für den Druck dieses Waschzettels geblieben wäre.

24 Vgl. dazu auch die Forderung Walther Lohmeyers, das Buch müsse sich von den billigeren Bänden der Konkurrenz abheben (z. B. Dok 14, 17).

25 Bei Echte, *Robert Walser* (wie Anm. 18), S. 320 sowie bei Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 22 ist *Poetenleben* mit Schubert und Bauchbinde abgebildet. Ein vollständiges Exemplar findet sich auch im RWZ, Sig. WB 12.6.

26 Die Bauchbinde ist in der Tat auf leicht grünes Papier gedruckt. In welcher Form sie Walser zu

3.8 Verkaufszahlen und Lagerbestände

Die Lagerbestände von *Poetenleben* sind im Huber-Verlagsarchiv relativ gut dokumentiert.²⁷ Von der Auflage von 2200 Exemplaren konnten bis Herbst 1919 rund 1100 abgesetzt werden,²⁸ danach nahmen die Bestände von Jahr zu Jahr ab, aber selten um mehr als 10 Exemplare, bis 1927/28 etwa 95 und 1931/32 etwa 65 Exemplare verramscht wurden. Ende 1935 wurden die 200 noch ungebunden gelagerten Exemplare makuliert, Ende 1943 die noch übrigen 391 broschierten Exemplare, ein Jahr später dann offenbar von den 208 übrigen gebundenen Büchern alle bis auf 32.²⁹

3.9 Die weitere Beziehung zum Huber-Verlag

Robert Walser bedankte sich beim Verlag für die Zustellung der Autorenexemplare mit einem langen Brief, der das oben erwähnte Widmungsexemplar begleitete. Ende 1917 sah es also tatsächlich so aus, als würde sich eine weitere Zusammenarbeit mit dem Huber-Verlag anbahnen, ähnlich wie vormals mit Bruno Cassirer und mit Kurt Wolff. Robert Walsers Versuche, weitere Bücher bei Huber zu publizieren, scheiterten indessen. 1918 trat Walther Lohmeyer eine Stelle als Feuilletonredaktor der Basler *National-Zeitung* an, womit Walser offenbar seinen Fürsprecher im Verlag verlor.³⁰ Wie ursprünglich vereinbart, bot er Anfang 1918 *Seeland* an. Huber reagierte auf die Anfrage allerdings zunächst überhaupt nicht, und erst nach mehreren Nachfragen Walsers lehnte er das Buch ab.³¹

Walser bot dem Verlag später auch *Komödie* an, das dann aber bei Bruno Cassirer erschien.³² Auch seinen verlorengegangenen Roman *Tobold* hat er dem Verlag noch angeboten, doch *Poetenleben* blieb Walsers letztes Buch im Verlag Huber & Co.

diesem Zeitpunkt vorlag, so dass er von einem „Begleitzettel“ sprach, ist nicht bekannt.

27 Vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 185f.

28 Salathé, ebd., S. 22.

29 Salathé, ebd., S. 186.

30 Salathé, ebd., S. 42–47.

31 Vgl. dazu *Editorisches Nachwort* zu KWA I 11 *Seeland*.

32 Vgl. dazu *Editorisches Nachwort* zu KWA I 10 *Gedichte, Komödie*.

4. Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik

Poetenleben wurde, wohl auch Dank des durch den Verlag betriebenen Aufwands, breit besprochen. Unter den Rezensenten sind bekannte Namen wie Hermann Hesse, Auguste Hauschner, Oskar Loerke oder Felix Moeschlin.³³

Für die meisten, aber nicht für alle Rezensenten sind der Text der Verlagsanzeige und die Bauchbinde des Buches mit dem dort auszugsweise zitierten Aufsatz von Max Brod wichtige Stichwortgeber.³⁴ Der Hinweis auf das literarische Feinschmeckertum, die autobiographische Komposition, der Romanikbezug, die Aufzählung der vorbeiziehenden Bilder sind dort vorformuliert und werden dankbar aufgenommen.

Die Rezensionen waren kontrovers, die meisten sehr positiv, einige jedoch fanden wenig Gutes an dem Buch. Grund für Lob und Kritik war vor allem der sprachliche Stil Walsers. Einzelne Rezensenten hielten die Sprache für den eigentlichen Vorzug des Buches, zum Beispiel Hans Müller-Bertelmann (Nr. 1, 3), oder auch Auguste Hauschner: „Von besonderem Reiz ist Walsers Sprache. Ein klarer Untergrund mit einer Fülle krauser Einfälle bestickt.“ (Nr. 32) Andere dagegen kritisierten die Sprache als maniert (Nr. 11), gesucht (Nr. 28) oder sprachen gar von einer „Unreife[m] des Stils“ und „sinnlose[m] Wortgeklingel“ (Nr. 29). Mit der Bewertung von Walsers Sprache ist auch die Frage verknüpft, ob das Buch sich für jeden Leser eigne oder nur den „literarischen Feinschmecker“ anspreche (Nr. 9, 21, 28).

Mehrere Autoren bemerkten die in *Poetenleben*, vor allem in *Die Tante*, wiederholt verwendete Metapher des wunderlichen Kleides für die abenteuerliche sprachliche Gestalt des Textes, so z. B. Müller-Bertelmann (Nr. 1), oder Felix Moeschlin (Nr. 7). Moeschlin „verdirbt“ das Kokettieren mit dieser Wunderlichkeit „ein bisschen die Freude“.

Im Zusammenhang mit der Sprache wurde oft auch der fehlende, unwichtige oder belanglose Inhalt der Texte zum Thema. Oskar Loerke bringt das auf die Formel, Robert Walser habe „gleichsam das Erzählen an sich [erfunden], ohne Gegenstand“ (Nr. 26).

33 Sämtliche Rezensionen sind auf der beiliegenden DVD nachzulesen.

34 Vgl. oben Abschnitt 3.7.

Viele Rezensenten konstatierten einen Bezug des Buches zur Romantik, vor allem zum Eichendorffschen *Taugenichts*, der immer wieder erwähnt wird (Hermann Hesse, Nr. 6, Kurt Münzer, Nr. 20, W.S., Nr. 21). Auch mit Jean Paul wurde Walser verglichen (Nr. 10 und 12). Der Vergleich mit dem *Taugenichts* gehört allerdings schon seit *Geschwister Tanner* zu den Konstanten der Walser-Rezeption.³⁵ Die „Wanderromantik“ in der „Wandervogelkluft“ wurde auch mit der Jugendbewegung und deren Affinität zur Romantik in Zusammenhang gebracht, zum Beispiel von Willi Warstat (Nr. 29). Besonders deutlich machte dies Adolf Grabowski in *Das Neue Deutschland* (Nr. 31).

Kurz vor *Poetenleben* waren *Prosastücke* bei Rascher, *Kleine Prosa* bei Francke und *Der Spaziergang* bei Huber erschienen, alle drei mit Druckdatum 1917. Oft wurde *Poetenleben* zusammen mit diesen Büchern besprochen, oder es wurde auf kürzlich erfolgte Besprechungen derselben Bezug genommen. Die Häufung wurde von einigen Rezensenten ausdrücklich bemerkt. *Poetenleben* wurde auch im Vergleich mit Walsers früheren Büchern unterschiedlich gewertet. Während sich Hermann Ganz im *St. Galler Tagblatt* nach der lobenden Besprechung von *Kleine Prosa* von *Poetenleben* eher enttäuscht zeigte (Nr. 11), sah der Rezensent der *Basler Nachrichten* darin einen Fortschritt gegenüber *Der Spaziergang* und *Kleine Prosa*. Er lobte die „deutlich autobiographische Komposition“ und den Willen zum eigenen Stil. Das Buch zeuge von „ehrlicher, auch sprachlich ehrlicher Arbeit.“ (Nr. 14)

1 Hans Müller-Bertelmann, *Neue Schweizer-Prosa II*, in: *Die Schweiz*, Jg. 21, Nr. 11, November 1917, S. 669–673.³⁶

Hans Müller-Bertelmann³⁷, Schriftsteller und Redakteur der *Thurgauer Zei-*

35 Vgl. J. V. Widmann im *Sonntagsblatt des Bund* vom 20.1.1907, in: *Editorisches Nachwort* zu KWA I 2, S. 321 (Nr. 1).

36 Wieder bei Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 183.

37 Angaben und Hinweise zu den Personen und zur Auflösung von Verfasserkürzeln lieferte in vielen Fällen Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2). Zu Details wurden auch Bruno Jahn (Hrsg.), *Die deutschsprachige Presse. Ein biographisch-bibliographisches Handbuch*, München 2005 sowie die Online-Datenbank *World biographical information system* [<http://db.saur.de/WBIS>] konsultiert.

tung, ab 1920 Redakteur der *Schweiz*, besprach *Poetenleben*, zusammen mit den davor erschienenen Büchern, *Kleine Prosa* und *Der Spaziergang*, in einer mehrteiligen Sammelrezension über *Neue Schweizer Prosa*. Walser sei „ein Meister der Farbe, des Klangs und Tonfalls seiner Worte“. Als echtem Künstler sei ihm „das Wie die Hauptsache, der Stoff [...] nur insofern wichtig, als seine [...] Phantasie auch an das unbedeutendste Erlebnis anzuknüpfen“ wisse. Bei *Poetenleben* handle es sich um „ein Füllhorn [...] kleiner Arbeiten, Gedichte in Prosa, raffiniert und naiv in einem Atemzug“, dem der Umstand, dass sich „der Gehalt des eigenen Lebens, die Autobiographie des Poeten“, als roter Faden von Kapitel zu Kapitel zögen, besonderen Wert verleihe.

2 o.V., Neue Bücher, in: *Vaterland (Luzern)*, Jg. 84, Nr. 269, 16.11.1917, S. [1].

Die Zeitung *Vaterland* in Luzern brachte relativ früh schon eine anonyme Besprechung von *Poetenleben*, die mehr oder weniger textidentisch mit dem Verlagsanzeigentext ist (vgl. oben Abschnitte 3.6 und 3.7). Die Redaktion fügte aus eigenen Mitteln lediglich den letzten Absatz hinzu, in dem der Meinung widersprochen wird, „die ‚Liederlichkeit‘ habe ‚an sich‘ ‚etwas unschuldiges‘ [...]“. Für derlei Weisheiten bedanken wir uns.“

3 mb. [= Hans Müller-Bertelmann], „*Poetenleben*“, in: *Thurgauer Zeitung*, Nr. 271, 17.11.1917, 2. Blatt, S. [1].³⁸

Müller-Bertelmann (vgl. Nr. 1) besprach *Poetenleben* auch in der bei Huber gedruckten *Thurgauer Zeitung* außerordentlich positiv. Er lobte wiederum Walsers Sprache mit ihrem „bestrickenden Wohllaut“. Die Prosastücke fügten sich zu „einer seelischen Selbstbiographie aufs Kunstvollste“ zusammen. Die scheinbaren Nichtigkeiten, von denen sie erzählen, würden sich durch die Art, wie Walser sie erzählt, zum „überaus anmutigen Bilde“ runden und Einblick gewähren in die „Poetenseele in ihrem Werden und ihrem Verhältnis zur Welt, zu Dingen und Menschen“. Die Mühe, die es koste, den Dichter

38 Wieder bei Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 184. Siehe auch Dok 76.

schätzen zu lernen, lohne sich durch die Bekanntschaft einer „originellen, liebwerten, bei aller Eleganz der wohlüberlegten Sprache bodenständig-schweizerischen Dichterpersönlichkeit.“

4 hk. [= Hans Kägi], *Poetenleben*, in: *Neues Winterthurer Tagblatt*, Nr. 288, 7.12.1917, 2. Blatt, S. [1] (Rubrik „Bücherschau“).

Der Schriftsteller Hans Kägi, Mitarbeiter des „literarischen Bureaus“ der Firma Maggi und ab 1920 Redakteur des *Neuen Winterthurer Tagblatts*, besprach *Poetenleben* in eben dieser Zeitung kurz, aber positiv, auch wenn er das Buch nicht Robert, sondern Karl Walser zuschrieb. Er attestierte der Sprache Walsers eine „vergnüglihe Umständlichkeit“. Der „neue ‚Taugenichts‘“ lehre den Leser wieder, sich an der Schönheit der sonst übergangenen Nichtigkeiten zu freuen.

5 - II -, *Schweizer Weihnachtsbücher 1917*, in: *Berner Tagblatt*, Jg. 29, Nr. 552, 24.11.1917, 2. Blatt, S. 2.

Im *Berner Tagblatt* wurde *Poetenleben* im Rahmen einer Sammelbesprechung unter dem Titel *Schweizer Weihnachtsbücher 1917* besprochen. Der Rezensent fand das „Büchlein“ ein „gar apartes und feines“. Er betonte die Kauzigkeit des Buches, die sich in der Wanderburschenfigur und ihrem zerschlissenen Kleid ausdrücke: „Er ist ein ganz Eigener, Krummer vielleicht; aber es ist doch gut, daß wir auch solche Käuze in der Corona der Dichter-Zeitgenossen haben, unter den feierlichen Gesichtern auch einen mit einem Frechbubenblick.“

6 Hermann Hesse, *Poetenleben*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 138, Nr. 2222, 25.11.1917, 2. Sonntagblatt.³⁹

Hermann Hesse verglich *Poetenleben* in seiner Rezension in der *Neuen Zürcher Zeitung* mit Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts*, den er für „eine von den paar kleinen Vollkommenheiten der Weltliteratur“ halte. Mit diesem Vergleich wolle er nicht sagen, dass er Walser für einen „Neuroman-

39 Wieder in: KWA III 3, S. 361f.

tiker“ halte, der alte poetische Rezepte mit Talent und Glück wiederbelebe: „Sondern es heißt einfach: Dieser Robert Walser, der schon so manche feine Kammermusik gespielt hat, klingt in diesem kleinen neuen Buch noch reiner, noch süßer, noch schwebender als in den frühern. Wenn solche Dichter wie Walser zu den ‚führenden Geistern‘ gehören würden, so gäbe es keinen Krieg. Wenn er hunderttausend Leser hätte, wäre die Welt besser. Sie ist, sei sie wie sie wolle, gerechtfertigt dadurch, daß es Leute wie den Walser und hübsche liebe Sachen wie sein ‚Poetenleben‘ gibt.“⁴⁰

7 F.M. [= Felix Moeschlin], Robert Walser, *Poetenleben*, in: *Schweizerland*, Jg. 4, Nr. 3, Dezember 1917 (Weihnachtsnummer), S. 169.

Auch der Schriftsteller Felix Moeschlin⁴¹, Redakteur der Zeitschrift *Schweizerland* und Kurdirektor von Arosa, kam auf das wunderliche Sprachkleid Walsers zu sprechen, auf das dieser den Leser auf jeder Seite des Buches hinweise. Dies verderbe ihm die Freude daran etwas. Der Rezensent ahmte dann die Technik Walsers, Adjektive mit ihrem Gegenteil zu kombinieren, parodistisch nach, um zum Schluss spöttisch die Weisheit zu zitieren: „Die Natur, Bruder, ist auf so geheimnisvolle unerschöpfliche Weise gross, dass man, wo man sie genießt, auch bereits schon unter ihr leidet.“

8 o.V., *Neue Schweizerbücher*, in: *Luzerner Tagblatt*, Jg. 66, Nr. 284, 1.12.1917, S. [1].

In einer mehrteiligen Sammelrezension weist ein anonymes Rezensent nahe entlang der Verlagsanzeige (vgl. oben Abschnitte 3.6 und 3.7) auf *Poetenleben*, das ein „entzückendes Buch“ sei, hin.

40 Volker Michels und auf ihn sich beziehend auch Jochen Greven sehen diese Rezension als in Zusammenhang mit einem Briefwechsel zwischen Walser und Hesse stehend: Volker Michels, „Der Grund, weshalb ich in der Anstalt gelandet bin“. Hermann Hesse und Robert Walser, in: *Quarto* 8, 1997, S. 81–91, sowie Jochen Greven, *Der „liebe Chaib“ und der „Hirtenknabe“ – Hermann Hesse und Robert Walser*, in: *Allmende* 72, 2003, S. 81–105. Die fraglichen Briefe finden sich hier unter Dok 75, 77.

41 Von Felix Moeschlin ist im Huber Verlag in der Reihe *Schweizerische Erzähler*, in der Walsers *Spaziergang* erschienen ist, ebenfalls ein Buch, *Schalkhafte Geschichten* (1916) publiziert worden.

9 o.V., *Ein neues Prosabuch von Robert Walser. Poetenleben*, in: *Berner Intelligenzblatt*, Jg. 84, Nr. 332, 3.12.1917, S. 2 (Rubrik „Büchertisch“).

Unter der Rubrik *Büchertisch* druckte das *Berner Intelligenzblatt* eine längere Ankündigung von *Poetenleben*, die über weite Strecken der Verlagsanzeige (vgl. oben Abschnitte 3.6 und 3.7) entsprach, fügte aber an, man solle denken, das Buch werde „Walsers Namen endlich in weiteste Kreise tragen. Denn im Grunde schreibt er gar nicht für die literarischen Feinschmecker, die den seltenen Reiz seiner entzückenden Kleinkunst zuerst verspürten. Jeder seelisch hingebungsfähige, jeder weltfrohe Leser, der sich vom grobstofflichen Interesse gelöst hat, findet ein Verhältnis zu ihm.“

10 C. M.-R. [= Carl Müller-Rastatt], *Von neuer Schweizer Dichtung*, in: *Hamburgischer Correspondent*, Jg. 187, Nr. 636, 13.12.1917, Abend-Ausgabe, Ausgabe B, S. [2–3, hier 3].

Der Theaterdichter, Journalist und Hölderlinforscher Müller-Rastatt ging im Rahmen einer Sammelbesprechung auch auf *Poetenleben* ein. Er betont den „zerflatternden, [...] bunt zusammengesetzten“ Charakter von Walsers Büchern. Walser sei „eine Art modernen Jean Pauls“, der zwar keine dickleibigen Romane schreibe, bei seiner Kleinmalerei aber genau so geistreich und voll von guten Einfällen sei. Er empfahl das Buch dem Leser, der in einem Buch spazieren zu gehen weiß wie in einem Blumengarten.

11 Hermann Ganz, *Nochmals Robert Walser*, in: *St. Galler Tagblatt*, Jg. 77, Nr. 294, 14.12.1917, Abend-Blatt, S. 2.

Enttäuscht von *Poetenleben* äußerte sich Hermann Ganz im *St. Galler Tagblatt*: Er hatte *Kleine Prosa* und *Prosastücke* kurz davor am gleichen Ort anerkennend besprochen, fand nun aber, Walser sei in *Poetenleben* „den Gefahren seines zierlich verschnörkelten Stiles, die bisher dankbar verschwiegen wurden, erlegen.“ Ganz kritisierte Walsers vielgliedrige, zum Teil widersprüchliche Adjektivverkettungen, und stellte fest, dass sein ziervoller Stil Manier geworden sei. „Es ergibt sich nicht mehr Sonnigkeit, Luft und Leichte, wenn Walser mit gehäuften Ausdrücken seinen Phantasien Raum gibt, um sie im gleichen Atemzug mehr als spielerisch zu widerrufen – sondern Leere.“

12 o.V., *Für den Weihnachts-Büchertisch I*, in: *Burgdorfer Tagblatt*, Jg. 87, Nr. 296, 15.12.1917, S. [2].⁴²

Im *Burgdorfer Tagblatt* würdigte ein ungenannter Verfasser Walsers Bücher *Poetenleben* und *Kleine Prosa*. Er charakterisierte Robert Walser als den „schweizerischen Jean Paul“ und zitierte einen längeren Abschnitt aus dem auf der Banderole verwendeten Aufsatz von Max Brod⁴³. Mit Hinweis auf die im Ausland verlegten früheren Bücher Walsers betonte er, Walser verdiene es „auch in bernischen Landen gelesen und gewürdigt zu werden“.

13 H.S., *Poetenleben*, in: *Allgemeine Sport-Zeitung Wien*, Jg. 38, Nr. 115, 16.12.1917, S. 860.

Die kurze Ankündigung deckt sich weitgehend mit der Verlagsanzeige (vgl. oben Abschnitte 3.6 und 3.7).

14 E. J. [evtl. Ernst Jenny], *Neue Novellen und Romane*, in: *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten*, Jg. 12, Nr. 50, 16.12.1917, S. 199.

Der Autor besprach die bei Huber & Cie erscheinende Sammlung *Schweizerische Erzähler* und holte in diesem Rahmen etwas aus, um den Autor Robert Walser vorzustellen. Dabei kam die Rede neben dem *Spaziergang* und *Kleine Prosa* auch auf *Poetenleben*. Nach den deutlich kritischen Tönen zu *Kleine Prosa* sah er *Poetenleben* als Fortschritt. Das Buch zeuge mit seiner deutlich autobiographischen Komposition vom Willen zum eigenen Stil und „von ehrlicher, auch sprachlich ehrlicher Arbeit“.

15 o.V., o.T., in: *Königsberger Hartungsche Zeitung*, Nr. 594, 20.12.1917.

Die kurze Anzeige folgt der Verlagsanzeige (vgl. oben Abschnitte 3.6 und 3.7).

42 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 180, vermutet hinter dieser Rezension „Prorektor Merz“, es ist aber wahrscheinlicher, dass für Hermann Merz das Kürzel H.M. von Rez. Nr. 28 steht (zu Hermann Merz siehe dort).

43 Max Brod, *Kommentar zu Robert Walser* (wie Anm. 14).

16 o.V., o.T., in: *Post* (München), 20.12.1917 [Belegausschnitt StATG].

In besonderem Ton besprach ein anonymter Rezensent *Poetenleben* in der Münchener *Post*. Walser sei „ein Künstler des Feinschliffs. Er packt die Seele der Situation. Dann wendet er sie mehrmals, legt den Finger auf die bemerkenswerten Reize und – wendet sich einem neuen Thema zu.“ Dabei erzähle Walser in „einer gefälligen, feschen Art“. Der „Schöongeist“ Walsers fuße auf einem „grundbiedereren Schweizertum“ und er würde „vielleicht mit Recht mehr gewertet“, wenn er „diesem mehr den Vorrang ließe“.

17 o.V., *Neue Bücher*, in: *Der Bund* (Bern), Jg. 68, Nr. 598, 22.12.1917, S. 3.

Unter dem Titel *Neue Bücher* wies ein anonymter Rezensent im Berner *Bund* kurz auf *Poetenleben* hin, „das wieder die zarte, krause, launige, weisheitsvolle und doch so ganz eigenartige Seelenwelt und Ausdrucksweise Robert Walsers“ zeige.

18 F.S. [= Friedrich Sebrecht], *Robert Walser: Poetenleben*, in: *Leipziger Tageblatt*, Jg. 111, Nr. 649, 22.12.1917, S. 7.

Der Dramatiker und Journalist, Schauspieler und Regisseur Friedrich Sebrecht besprach *Poetenleben* im *Leipziger Tageblatt*, in dem er als Redakteur für Wissenschaft und Kunst tätig war, überaus positiv. Robert Walser lasse „wieder eine Fülle des Lebendigen, Mensch, Ding, Literatur, vorübergleiten“. Es sei ein „eigener, persönlicher Zauber um seine Art, den man schwer begrifflich binden“ könne. Walsers Prosa sei oft „durchsichtig klar wie helles Wasser“. Daneben aber spiele eine feine, „naive Ironie“, die dem Dichter plötzlich eine seltsame Überlegenheit gebe. Als „Kabinettstück“ hob Sebrecht den Text *Hölderlin* hervor: „Hier wurde Lebensschicksal geschaut und nachgelebt.“

19 Charly Clerc, *La vie littéraire en Suisse allemande*, in: *La semaine littéraire* (Genf), Jg. 26, Nr. 1255, 19.1.1918, S. 27–29, hier S. 28.

Nicht zu überzeugen vermochte *Poetenleben* Charly Clerc, den Rezensenten der *Semaine littéraire*. „Les œuvres inachevées de M. Robert Walser, nul érudit de l'avenir ne les éditera. Est-ce pour obvier à cette négligence presentie qu'il publie lui-même ses moindres esquisses?“ Er sprach Walser das

Talent nicht ab, sprach gar von einem „écrivain bien doué“, der sein Talent aber verschwende, „vers les arts mineurs“: „Je ne lui reproche pas de quitter le terrain des traditions helvétiques, mais de se faire un genre de la futilité.“

20 Kurt Münzer, *Poetenleben*, in: *Das literarische Echo* (Berlin), Jg. 20, H. 9, 1.2.1918, Sp. 550–551.

Kurt Münzer beschrieb in seiner Rezension im *Literarischen Echo* seine Leseerfahrung mit dem neuen Walser: Ihn im Buchladen entdeckt habend,⁴⁴ wollte er zunächst nicht schon wieder einen neuen Walser lesen, „ich habe genug von ihm... Ich habe mich übergegessen an ihm.“ Sein Gewissen zwang ihn dann aber, sich mit dem Buch „mürrisch ins Sofa“ zu setzen und „jeden Tag ein paar Stücklein“ zu lesen. Und „man muß ihn immer wieder lieben, den ewigen Jüngling, immer lächeln [...] über seine Art: leichtsinnig wie nur ein Gotteswesen.“ Münzer beobachtete, es sei dieses Buch mit seinen 25 Stücken „beinahe [...] ein Zusammenhängendes, R.W.s Lebensgeschichte.“

21 W.S. [evtl. Wilhelm Schäfer], *Poetenleben*, in: *Straßburger Post*, Nr. 102, 24.2.1918, Morgen-Ausgabe, 2. Blatt, S. [1].

Der Autor nahm in seiner Rezension von *Poetenleben* zunächst Bezug auf die vorangegangene Besprechung der Sammlung *Kleine Prosa*⁴⁵, an die ihn das neue Buch erinnerte. Robert Walser sei „eine Art moderne[r] Romantiker, [...] auch nicht ohne eine Beigabe von Ironie, die ja ebenfalls ein Wesensbestandteil der ältern Romantik“ sei. Der wandernde Dichter in *Poetenleben* sehe und erlebe Dinge, wisse Besonderheiten des Genießens herauszufinden, die anderen Menschen entgehen. Das Buch sei „eine Festgabe für literarische Feinschmecker“.

44 Kurt Münzer hat ein broschiertes Rezensionsexemplar vom Verlag zugeschickt erhalten, vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 178.

45 W. S., *Kleine Prosa*, in: *Straßburger Post*, Nr. 370, Sonntag, 3.6.1917, Morgen-Ausgabe, 1. Blatt, S. [2–3].

22 Bruno Ertler, *Literarische Neuerscheinungen*, in: *Tagespost (Graz)*, Nr. 81, 23.3.1918, Abendblatt.

Der österreichische Journalist und Schriftsteller Bruno Ertler ging in einer Sammelrezension auch auf *Poetenleben* ein. Das Buch sei „ein frisches, lustvolles Nacheinander eigenwillig geschauter Bilder“. Der Stil Walsers scheine auf den ersten Blick „absichtlich gemacht“, von Stück zu Stück sehe man aber „mehr Echtes und lernt schließlich einen Dichter kennen, dessen ungebrochene Geradheit überall von einem lebensdurstigen, unstäten Herzen kündet, das seinen Mann immer jung bleiben läßt.“

23 Fritz H–e., *Poetenleben*, in: *Wiener Mitteilungen aus dem Gebiete der Literatur, Kunst, Kartographie und Photographie*, Jg. 29, Nr. 12, April 1918, S. 14.

In den *Wiener Mitteilungen* besprach Fritz H–e. *Poetenleben* in einer Kurzrezension sehr positiv. Robert Walser zähle zu den besten Erzählern der Schweiz, was er in *Poetenleben*, „das eine Reihe kurzer Abrisse und Geschichten vereint“, wieder ganz augenfällig dokumentiere: „Frisch, hell und erquickend sind Eigenschaften, die diese Erzählungen durchwegs charakterisieren, welche trotz ihres oft nur dürftigen Inhaltes durch die Schilderungskunst des Dichters verklärt, zu kleinen Kunstwerken erhoben werden.“

24 o.V., *Poetenleben*, in: *Konstanzer Zeitung*, 8.6.1918 [Belegausschnitt StATG].

Die kurze Ankündigung folgt dem Text der Verlagsanzeige (vgl. oben Abschnitte 3.6 und 3.7).

25 Hermann Menkes, *Das arme Leben*, in: *Neues Wiener Journal*, Jg. 26, Nr. 8866, 11.7.1918, S. 4f.

Im *Neuen Wiener Journal* besprach der Dichter und Kritiker Hermann Menkes *Poetenleben* ausführlich und begeistert. Er begrüßte es, zusammen mit Altenbergs *Vita ipsa*, als ein stilles Buch, das „Durchschnittsleser ebenso wenig verstehen wie ihr eigenes Leben“. „Es sind keine Kinodramen, die sich auf diesen Blättern abspielen, sondern Flüchtliges, Harmloses, Ereignisse von

Minuten. Zwischen Banalitäten leuchtet ein kleines Endchen von sinnvoller Schönheit auf. [...] Leset die stillen Bücher, in denen die Poeten ihr armes Alltagsleben deuten. Euer eigenes wird euch heller und gnadenvoller erscheinen.“

26 Oskar Loerke, *Vielerlei Zungen*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. 29, H. 7, Juli 1918, S. 1228–1240, hier S. 1238–1240.

Der Dichter und Essayist Oskar Loerke, den Walser in Berlin persönlich kennengelernt hatte, seit 1917 Lektor im Verlag S. Fischer, besprach *Poetenleben* in der verlagseigenen *Neuen Rundschau* in einem kurzen Abschnitt seines langen Essays *Vielerlei Zungen* überaus positiv. Er nannte das Buch ein „wohlgetanes Werk“, das mit Dingen fessle, die „niemand sonst des Berichtens für würdig hielte“. *Poetenleben* sei ein Buch, in dem Walser „gleichsam das Erzählen an sich, ohne Gegenstand“ erfunden habe. Er könne es entbehren, „Charaktere zu bosseln“, denn „jede Stunde, jeder Wald, jedes Zimmer, jede Reise, jeder Aufenthalt“ sei ihm ein Charakter, „und sein Held, der Poet,“ stehe dazwischen fast nur ausgespart.

27 Hanns Johst / Hans Fredersdorff, *Robert Walser, Poetenleben*, in: *Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde*, Jg. 10, H. 5–6, August-September 1918, Sp. 299f.

In der *Zeitschrift für Bücherfreunde* wurden zwei kurze Rezensionen zu *Poetenleben* einander gegenübergestellt, eine von Hanns Johst und eine von Hans Fredersdorff. Hanns Johst war Walsers Stil etwas überdrüssig geworden: Walser sei ein „Eintöner wie die Grille“. „Ein Buch von Walser ist schön, aber allmählich steigt die Flut dieser Bücher [...] Man befürchtet die Manier.“ In *Poetenleben*, in dem „ganz ursprüngliche Pastelle leise autobiographisch aneinandergereiht“ seien, lasse sich eine gewisse Übermüdung erfühlen. Die Einfalt tue wohl daran, sich zu schmalen Horizonten zu bekennen, aber der enge Horizont fordere nur intensivere Ausnützung.

Hans Fredersdorff dagegen zeigte sich begeistert: „Beginnt man ein Buch von ihm zu lesen, bleibt man im Anfang kühl. Fast erscheint diese übergroße Einfachheit seiner Mittel Manier[er]theit. Aber dringt man weiter

vor [...] tritt man wieder in seine Welt, in der es wie ewiger Vorfrühling ist.“ Das Buch gebe „zusammen ein Stück Leben, *Poetenleben* und einen echten Robert Walser“, den man immer wieder lieben müsse.

28 H.M. [= Hermann Merz], o.T., in: *Berner Schulblatt*, Jg. 51, Nr. 33 17.8.1918, S. 395 (Rubrik „Literarisches“).

Hermann Merz, Lehrer und Prorektor an der Mädchen-Sekundarschule in Burgdorf, kanzelte *Poetenleben* in einem einzigen Satz ab: Walsers „gesuchte, kapriziöse Schreibweise, die gekünstelte Originalität, nach der allüberall gehascht wird,“ lasse den gewöhnlichen Sterblichen kalt, das Buch könne, „allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz“,⁴⁶ „sicher nur der literarische Feinschmecker voll würdigen.“

29 Willi Warstat, *Gesammelte Erzählungen*, in: *Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland*. Jg. 20, Nr. 8, 12.4.1919, Sp. 84f.

Willi Warstat besprach *Poetenleben* im Rahmen einer Sammelbesprechung im *Literarischen Zentralblatt für Deutschland* mit tadelnden Worten. Er sah Walser als einen dem Zug der Zeit folgenden wiedererstandenen Taugenichts, der mit der vermeintlichen Originalität seiner „Wandervogelkluft“ kokettiere. Scharf kritisierte er die Sprache Walsers, deren Stil er für unreif hielt. Walser treffe nie mit einem einzigen Ausdruck das „anschaulichste Bild“, sondern überschütte den Leser in „gesuchter Manier“ mit einer Fülle von widersprüchlichen Vorstellungen. Auch die nette Ausstattung des Bandes könne den ärgerlichen Überdruß nicht dämpfen.

30 Curt Wüest, *Zu Robert Walsers neuerem Schaffen*, in: *Die Schweiz*, Jg. 23, Nr. 5, Mai 1919, S. 273–277.

Curt Wüest, Redakteur der Zeitschrift *Pro Helvetia*, holte in seiner Rezension von *Kleine Prosa* und *Poetenleben* in der Zeitschrift *Die Schweiz* zunächst weit aus und stellte mit großer Übersicht das bisherige Schaffen Robert Wal-

46 Vgl. oben Rezension Nr. 9.

sers vor, um so vorbereitet auf die beiden neuesten Bücher zu sprechen zu kommen. Er ordnete beide Bücher als typische „Robert Walser-Unternehmen“ ein, bei denen geniales Pfuschen manchmal neben ernstlich sauberer Technik des eminenten literarischen Handwerksmanns Walser stehe, so dass der „Laie mitunter nicht ganz mitkann“. In *Poetenleben* fand er, den spröden Beginn einmal hinter sich gelassen, in der „kleinen Novelle“ *Marie* und von dem „wieder novellistisch gehaltenen Fragment“ *Frau Wilke* an die „wertvollsten Abschnitte“ des Buches.

31 Adolf Grabowsky, o.T., in: *Das Neue Deutschland*, Jg. 7, H. 14, 15.4.1919, S. 283–285 (Rubrik „Neue Bücher“).⁴⁷

Der kulturkonservative Politikwissenschaftler Adolf Grabowski nahm *Poetenleben* zum Anlass für ein langes Referat über die Romantik und ihre Relevanz für die Jugend seiner Tage. Er verstand Romantik als ein Bezogensein auf eine verlorene Vergangenheit, die aber als Symbol diene für eine sehnsüchtig erwartete, noch traumhafte Zukunft, deren Heraufkunft schon als nahendes Gewitter zu ahnen sei. Diese Trauer um das Vergangene und die Ahnung dieses nahen Gewitters seien die Gründe, warum es die „Menschen der drängenden Gegenwart“, zum Beispiel die bewegte Jugend, zur Romantik hinziehe. Grabowski fand ihre Spuren auch in *Poetenleben* wieder.

32 Auguste Hauschner, o.T., in: *Berliner Tageblatt*, Jg. 48, Nr. 421, 9.9.1919, Morgenausgabe, 2. Beiblatt, *Literarische Rundschau*, S. [1].⁴⁸

Lobend besprach die Pragerdeutsche Schriftstellerin Auguste Hauschner *Poetenleben* zusammen mit dem *Spaziergang* im *Berliner Tageblatt*. Sie stellte die Bücher Walsers gegen die grellen Töne des Expressionismus als eine alternative, stille Art der Auflehnung wider die bürgerliche Enge. Walsers stiller Aufruhr sei mehr zur Selbstbehauptung angezettelt; er suche und bekenne mit immer größerer Vereinfachung der Mittel sein Ich.

47 Wieder in: Wilhelm Kosch, *Eichendorff-Kalender für das Jahr 1920. Ein romantisches Jahrbuch*, München 1920, S. 160–164.

48 Wieder in: *Dokumentarischer Anhang* zu KWA III 1, S. 353.

Als besonderen Reiz von *Poetenleben* strich sie Walsers Sprache heraus: „Ein klarer Untergrund mit einer Fülle krauser Einfälle bestickt.“ Der Leser gehe mit Robert Walser stille Wege, und „in den Zweigen zwitschern ihm die Vögel: ich hab’ meine Sach’ auf Nichts gestellt.“

Basel, im August 2014

Matthias Sprünglin

Dokumentarischer Anhang

Vorbemerkung

Die Dokumentation versammelt auszugsweise alle bekannten Briefzeugnisse und sonstigen Materialien, die über Entstehung und Publikation von *Poetenleben* Aufschluss geben können, in chronologischer Folge. Die Korrespondenz Robert und Karl Walsers mit dem Huber-Verlag, die André Salathé publiziert hat, wird nach dieser Vorlage wiedergegeben.⁴⁹ Briefe von und an Robert Walser, die bereits in der Briefausgabe von Jörg Schäfer veröffentlicht wurden, sind entsprechend gekennzeichnet.⁵⁰ Wo keine edierte Textfassung vorliegt, wurden die Originale zugrunde gelegt. Die Textvorlage ist im Kopf eines jeden Dokuments angegeben. Wo in den Text der Vorlage eingegriffen werden musste, wurde dies durch spitze Klammern < > kenntlich gemacht, da in den Vorlagen zum Teil bereits eckige Klammern [] zur Kenntlichmachung von Eingriffen verwendet werden. Es wird die Textstufe letzter Hand wiedergegeben. Auszeichnungen werden einheitlich als Kursive dargestellt, Auszeichnung durch lateinische Schrift, der Wechsel von lateinischer und deutscher Schrift sowie die verwendeten Schreibmaterialien werden nicht gesondert vermerkt.

1 Robert Walser an Huber-Verlag, 31.[1.]1917

Salathé Nr. 11.1

<...> In Bezug auf irgend eine spätere Verwendung der Ihnen überlassenen Arbeit⁵¹ wahre ich mir ohne die geringsten Bedenken *volle Freiheit* <...>. Daß ich bis zu einer Zweitveröffentlichung

49 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2). Die Briefe werden jeweils mit „Salathé Nr.“ nachgewiesen; auf die Befund-Vermerke des Herausgebers ([sic!]) wurde hier verzichtet.

50 Briefe (wie Anm. 1); Abdrucke in dieser Ausgabe sind beim jeweiligen Auszug in eckigen Klammern nachgewiesen; wo der Text des Auszugs auf diese Ausgabe zurückgreift, steht der Nachweis nicht in Klammern.

51 Gemeint ist *Der Spaziergang*.

(*Sammelband*) eine schickliche Zeit zu warten habe, versteht sich von selber.

Dieser Sammelband ist eine Sammlung alles dessen, was ich seit Ausbruch des Krieges geschrieben habe. Er wird das *reichste* Buch sein, das ich bis dahin hervorgebracht habe. Wem ich es zum Verlag anbieten werde, ist noch unbestimmt und wird bis auf Weiteres unbestimmt bleiben. Ich mache Sie immerhin auf meine vorletzte Karte aufmerksam, womit ich Ihnen meines Wissens geschrieben habe, daß mir der Gedanke, zu Ihrem Hause in weiterer Verbindung zu verbleiben, sympatisch sei. Mehr zu sagen, ist als voreilig anzusehen. <...>

2 Robert Walser an Huber-Verlag, 16.2.1917 [Poststempel]
Salathé Nr. 17

<...> Daß ich Sie dränge, mit diesem Stück⁵² in die Druckerei zu gehen, hat folgenden Grund:

Ich habe jetzt die große Sammlung der kleineren Prosa abgeschlossen, und weil ich mit der Herausgabe des Sammelbuches nicht allzu lange warten möchte, so habe ich darauf bestehen müssen, den „Spaziergang“ so rasch wie möglich zu publizieren.

Interessieren Sie sich für die ganze Sammlung, die ich „*Studien und Novellen*“ betiteln werde? Das Buch wird einen bedeutungsreichen Abschnitt meiner Dichterexistenz darstellen. Ich habe eine Zusammenstellung (Inhaltsverzeichnis) gemacht, und wenn Sie wollen, so will ich Ihnen *schon jetzt* das Buch, *das 350 bis 400 Seiten großen Formates* stark sein wird (ca. 130 einzelne Prosastücke) zum Verlag offerieren. Dasselbe könnte vielleicht schon auf nächste Weihnachten erscheinen. Teilen Sie mir bitte mit, ob Sie sich für die Ausgabe interessieren. Meine Bedingungen werden nicht unbescheiden sein, und ich glaube, daß wir zu einem erfreulichen Vertragsabschluß kommen könnten. <...>

52 Gemeint ist *Der Spaziergang*.

3 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 17.2.1917
Salathé Nr. 18.1

<...> Für ihr neues Prosawerk interessieren wir uns natürlich ganz ausserordentlich. Senden Sie uns doch bitte recht bald das Manuskript. Wir haben uns bis jetzt für kommende Weihnachten noch ganz freie Hand gelassen. Ausstattung und Vertrieb würden sicher ihren Anforderungen genügen. <...>

4 Robert Walser an Huber-Verlag, 18.2.1917
Salathé Nr. 19.1

<...> Daß Sie sich für meine kommende Sammlung „*Studien und Novellen*“ lebhaft interessieren, freut mich aufrichtig, denn ich verlege speziell dieses Buch, das so mannigfaltiges Schweizerisches enthält, gern in der engeren Heimat. Einstweilen übergebe ich Ihnen hier das mit guter Sorgfalt zusammen gesetzte *Inhaltsverzeichnis*, das die definitive Reihenfolge der einzelnen Stücke vergegenwärtigt. Das Manuscript-Material kann ich Ihnen, wie ich voraus setze, *in ca. 2 bis 3 Wochen zusenden*.

Inzwischen kann der „Spaziergang“ gesetzt und korrigiert werden. <...>

In Bezug auf „*Studien und Novellen*“ sage ich ausdrücklich, daß ich dieselben Ihnen reserviert halte und hierüber erst dann mit einem andern Verleger in Unterhandlung treten werde, sobald unsere Verhandlungen scheitern würden, was ich nicht fürchten zu müssen glaube. Wie ich vielmehr voraussetze, wird es zwischen uns zum befriedigenden Vertrag kommen. <...>

[folgt Aufstellung]

5 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 20.2.1917 [Poststempel]
Salathé Nr. 20

<...> Besten Dank für die Zusendung <...> der Aufstellung über den

Inhalt Ihres reichen Skizzenwerks. Wir sind nun auf das Manuskript noch mehr gespannt. <...>

6 Robert Walser an A. Francke Verlag, 5.3.1917
Neues Museum Biel, Inv. 1990.101

<...> Wenn es, wie bisher, weitergeht, so kommen wir in einem halben Jahr mit dem kleinen Buch nicht fertig. Das Buch muß aber unbedingt *auf Ostern in die Öffentlichkeit kommen*, denn ich bin genötigt, das *Sammelbuch*, das auch die Ihnen zum Erstverlag gegebenen Stücke enthalten wird, auf *kommende Weihnachten* herauszugeben. <...>

7 Robert Walser an Huber-Verlag, 12.3.1917
Salathé Nr. 24 [Briefe Nr. 121, S. 100f.]

<...> ebenso bin ich Ihnen für die Art, wie Sie meinem Wunsch bezüglich rascher Korrektur des „Spazierganges“ entgegen gekommen sind, aufrichtig dankbar, denn es hat mich von außen und innen her lebhaft gedrängt, mit dem Sammelband „Studien und Novellen“ fertig zu werden, um in meinen schaffenden Angelegenheiten einen Schritt vorwärtszukommen. Daß Sie mir in dieser Hinsicht freundliches Verständnis die Güte hatten entgegenzubringen, schätze ich hoch, und es freut mich herzlich, daß Sie bemüht gewesen sind, mich beruflich zu fördern, denn in der Tat fühle ich mich von lästigen Fesseln befreit, weil ich heute endlich diese Summe von einzelnen Arbeiten sozusagen zusammengebunden habe. Ich habe das mannigfaltig Zerstreute, in alle Richtungen Hinausgeworfene, nun gesammelt und eingearbeitet und erlaube mir, Ihnen sämtliches Material, meiner Ankündigung gemäß, genau nach dem Ihnen bereits eingesandten Inhaltsverzeichnis geordnet, jedes einzelne Stück mit einer Nummer versehen, mit der höflichen Bitte zu übersenden, mir einstweilen *umgehend gütig den Empfang* anzeigen und für *gute Obhut gefällig Sorge* tragen zu wollen. Was ich Ihnen anmit zum Verlag anbiete soll

den Titel „Studien und Novellen“ tragen und stellt das Ergebnis, ich darf so zuversichtlich sein und sagen: eines schönen und treulichen Stückes von Fleiß und Geduld dar. <...>

Mit dem Verlag *A. Francke* in *Bern* habe ich abgemacht, daß der ihm übergebene Teil der Prosastücke zu Ostern herauskommt, damit zwischen Erst- und Zweitausgabe genügend Zeit liegt.

Ich zweifle nicht, daß Sie mir bezüglich der „Studien und Novellen“ annehmbare Konditionen werden machen können <...>.

8 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 13.3.1917
Salathé Nr. 25.1

<...> Wir sind sehr erfreut, schon jetzt Ihr ganzes Manuskript zur Einsicht zu erhalten, weil uns so genügend Zeit zur Prüfung und für die nötigen verlags-technischen Erwägungen bleibt. Für sie ist es natürlich nicht ohne Belang, welche Stücke schon in Buchform erschienen sind oder vor dem Erscheinen des Gesamtwerks noch veröffentlicht werden. Dürfen wir Sie um eine Aufstellung dieses Inhalts bitten? Ihre Freundlichkeit im voraus bestens verdankend begrüßt Sie in ausgezeichnete Wertschätzung <...>

9 Robert Walser an Huber-Verlag, 15.3.1917
Salathé Nr. 26

<...> Aus dem Ihnen eingesandten Material zu dem Buche „Studien und Novellen“ geht für den, der sich ehrlich bemüht, es aufmerksam zu prüfen, augenblicklich hervor, daß es sich größtenteils um Arbeiten handelt, die in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Ausnahmen bilden *drei Partien*, die als kleine Buchausgaben teils bereits erschienen sind, teils auf Ostern erscheinen werden, nämlich *No. 89 bis 106* bei *Rascher u Co.*, *No. 107 bis 127* bei *A. Francke* und *No. 128* bei *Ihnen selber*. Die Angelegenheit ist *klar*, es bedarf keiner langen Ueberlegungen, und da das Material *gut leserlich* ist, weil es bereits gedruckt vorliegt, so ist keinerlei Ursache vorhanden, das Manuscript nicht rasch durchlesen

zu können und sich hierauf ein Urteil zu bilden! Auf Verschleppungen kann ich mich in dieser Hinsicht *unter keinen Umständen* einlassen und bitte Sie daher höflich aber sehr entschieden, sich so einzurichten, daß Sie *innert vierzehn Tagen, also bis Ablauf dieses Monates*, einen Entschluß gefaßt haben. Meine Grundsätze verbieten mir, Ihnen länger Zeit zu lassen, was auch gänzlich überflüssig wäre. Es wird sich also unbedingt in verhältnißmäßig kurzer Zeit zeigen, ob Sie das Geschäft machen wollen oder nicht. *Ich bin kein Liebhaber von Undezidiertheiten, und entweder haben Sie Lust, oder Sie haben keine. Am ersten April*, falls Sie [bis] dann zu keiner Entscheidung sollten fähig gewesen sein zu gelangen, werde ich das Manuscript *zurückverlangen, um es anderswo unterzubringen*. Sie werden das verstehen! <...>

10 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 30.3.1917
Salathé Nr. 28.2

<...> Wir haben nun zu Ihrem Verlagsangebot verlegerisch Stellung genommen. Die Mannigfaltigkeit des Gegenstandes verbietet eine einlässlichere Auseinandersetzung über Einzelheiten. Es ist für Sie ja ziemlich belanglos, wie wir die einzelnen Stücke werten. Für Auswahl[I] und Anordnung wird jeder wieder andere Wünsche haben. Gestatten Sie uns daher, es bei der schlichten grundsätzlichen Zusage bewenden zu lassen.

Auch die Durchführung der Kürzung, die wir im Interesse der Verbreitung als unerlässlich betrachten müssen, möchten wir ganz Ihnen überlassen. Wie es vorliegt, bekäme das Buch einen fast monströsen Umfang (400 Seiten Lexikonformat) und müsste wenigstens Fr. 14.— broschiert im Laden kosten. Auch die Zerlegung in zwei gleichartige Bände, etwa in „Studien“ und „Novellen“ geschieden, <...> bessert die Aussichten nur wenig, zumal wir nicht zu beurteilen wagen, ob Sie die beiden Teile für gleichwertig halten würden.

Um eine annehmbare Berechnung zu ermöglichen, müsste der Umfang um ein Viertel gekürzt werden. Es versteht sich, dass wir trotz der gesteigerten Herstellungspreise gediegenste, vornehmste Ausstattung vorausgesetzt haben. Als Honorar für die erste Auflage von 1200 Bänden haben wir Fr. 1000.–, zahlbar bei Erscheinen, angenommen. <...>

11 Robert Walser an Huber-Verlag, 3.[4.]1917

Salathé Nr. 32

<...> Bezüglich der Ihnen zum Verlag auf kommende Weihnacht angebotenen „*Studien u. Novellen*“ fühle ich mich genötigt zu sagen, daß ich grundsätzlich kein einziges Stück vom Sammelband ausgeschlossen sehen will, weil ich ja eben alles vereinigen und in einem Bande sammeln will, was ich seit den „*Kleinen Dichtungen*“ geschrieben habe. Sie jedoch haben, wie es scheint, starke technische oder handelsfachmännische Bedenken, die ich selbstverständlich, das sehe ich ein, zu achten habe, was ich denn auch gern tue. Könnte das gesamte Material nicht doch, eng gedruckt! und doch auch gewissermaßen vornehm, zu einem Bande von vielleicht nicht gar so ungeheuerlicher Schwere, wie Sie fürchten, zum Preise etwa von Fr. 6.– bis 7.– zusammengebaut werden? Sie würden die Herstellung, wie bei einem Roman, möglichst zu verbilligen suchen. Glauben Sie nicht selber, daß die Herausgabe doch vielleicht möglich wäre, ohne zu einem Ladenpreis von Fr. 14.– kommen zu müssen?

Da ich jedoch im Uebrigen, gestützt auf gesammelte Erfahrungen, wissen zu sollen meine, daß es vernünftig bei Unterhandlungen ist, sich entgegenkömmlich und einigermaßen schmiegsam zu erweisen, sich nicht hartnäckig auf Prinzipielles zu versteifen, so nehme ich auf geschäftsfreundschaftlicher Basis und im Interesse unserer angenehm bleiben sollenden Verbindung Ihr Anerbieten an und willige, damit wir im Verkehr weiterfahren können, gerne darin ein, daß Einiges aus dem Ganzen weggelassen werde.

Ich schlage vor, daß wir die bei *Rascher*, bei *Francke* und bei Ihnen selber als kleine Bände erschienenen oder jetzt eben erscheinenden Stücke weglassen, falls der Gesamtband unmöglich ist, was ich aus persönlichen Gründen bedaure. Auf der andern Seite hat der gekürzte Band freilich den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß in ihm nur Prosa enthalten sein wird, die noch nicht als Buch im Buchhandel erschienen ist. <...>

Für die Mühe, die Sie die Güte gehabt haben sich zu nehmen, um das Material zu prüfen, danke ich Ihnen auf das Freundlichste, und ich erlaube mir, zu hoffen, daß wir auch nach der Weihnachts-Edition mit etwas Neuem und romanartig-zusammenhängendem, mit dem ich mich nun nach und nach befassen werde, in Verkehr treten können. Eins entsteht aus dem Andern, und jedes Ding in Gottes Namen zu seiner Zeit. Und aus den kleinen Dingen wachsen größere heraus. Ich mußte es schon einigen deutschen Verlegern gelegentlich sagen, daß die großen Erzählungen erlebt, errungen werden müssen. Man zieht derartige Dinge nun einmal nicht aus der Westentasche heraus. <...>

12 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 4.4.1917
Salathé Nr. 33

<...> Ihr freundliches Schreiben vom 3. macht uns erst recht unschlüssig. Wir verkennen nämlich nicht den verlegerischen Vorzug einer Gesamt-Veröffentlichung. Im andern Fall erhalten die kleineren Ausgaben auf Kosten unseres grösseren Werkes erhöhte Selbstständigkeit.

Andrerseits bedingt der Umfang den Ihnen genannten hohen Preis. Wir haben dabei schon mit einer verhältnismässig kleinen, englaufenden Schrift und grossem Satzspiegel gerechnet. Wären Sie nicht einmal für eine Besprechung zu erlangen? Vielleicht in Bern oder Zürich? Ich könnte Anfang nächster Woche für einen halben Tag abkommen. <...>

<...> Indem ich mir erlaube, überzeugt zu sein, daß ein schwankendes Hin und Herpendeln der Sache schadet, die zwischen uns schwebt, gestatte ich mir, Ihnen die sehr ergebene Mitteilung zu machen, daß ich an dem Ihnen letzthin gemachten Vorschlag festhalten will. Die bei *Rascher*, bei *Francke* und bei Ihnen erschienenen und erscheinenden kleineren Ausgaben sollen keine nochmalige Veröffentlichung im Sammelband „Studien und Novellen“ erfahren. <...> Wie ich denke, werden wir ein etwa 300 Seiten starkes Buch erhalten. Ich will auch dem bücherkaufenden Publikum nicht zumuten, daß es zweimal dieselben Stücke zu lesen bekommen soll. Ich würde das für einen Fehler halten, den weder der Autor noch der Verlag sich zu Schulden kommen lassen darf.

Ich offeriere Ihnen also nochmals fest das im Sinn meines letzten Briefes gekürzte Material zu der mir von Ihnen freundlich mitgeteilten Bedingung und bitte Sie, sich jetzt gütig entschließen zu wollen, denn ich halte es für undienlich und geschäftlich für vollkommen falsch, noch weiter zu zaudern und unentschlossen zu sein. Daß die kleinen Ausgaben der Ausgabe, die bei Ihnen erscheinen soll, schaden könnten, ist eine auf geradezu mädchenhaft zarter Ängstlichkeit ruhende Befürchtung, die ich nicht recht im stande bin zu verstehen. Ich möchte mir erlauben, Sie zu bitten, etwas weniger Zweifel und etwas mehr ruhige standfeste Zuversicht zu zeigen. Ich offeriere Ihnen ein gutes Buch, nun also: so nehmen Sie es an oder lehnen es ab.

Da Sie mich Ihnen klipp und klar, sozusagen guteidgenössisch schreiben sehen, so hoffe ich, daß auch Sie in diesem Sinn mir schreiben werden. Sagen Sie bitte entweder ja oder nein, dann weiß ich, ob Sie der Mann sind, der mit mir geschäften will oder nicht. Die Sachlage ist unzweideutig, und hieraus ergibt sich, daß eine Zusammenkunft und persönliche Unterredung, so sehr ich Ihnen für den Vorschlag danke, nicht erforderlich ist. <...>

<...> Wir müssen nach Ihrem letzten Schreiben Ihr freundliches Verlagsangebot leider dankend ablehnen.

Um Ihnen diesen Entschluss verständlich zu machen, gestatten wir uns, daran zu erinnern, wie wir uns die verlegerische Aufgabe gegenüber Ihrem Werk dachten. Neben den erschienenen oder vorbereiteten Einzeldrucken, um die wir ja von Anfang an wussten, konnte eine grössere Ausgabe nur als zusammenfassende, endgiltige Veröffentlichung Ihrer in den letzten Jahren entstandenen Prosa Bedeutung gewinnen. Nach unseren Kollegen Rascher und Francke mit einer dritten oder vierten Teilveröffentlichung herauszukommen, lockte uns weder geschäftlich noch in Hinsicht unseres Ansehens. Als nun die Berechnung die Hypertrophie des Werks ergab, blieben uns nur zwei Möglichkeiten: Teilung (inhaltlich oder zeitlich, – wovon Sie nichts wissen wollten) oder Kürzung unter qualitativen Gesichtspunkten, unbekümmert um die Frage der Erstveröffentlichung. Darum war Ihr letzter, in Ihrem gestrigen Schreiben erneuerter Vorschlag für uns unannehmbar. Er hätte den bei uns verlegten Band einfach in Wettbewerb gestellt mit den billigeren, kurz vorher erschienenen Ausgaben der andern Schweizerverleger. Diesem Vorschlag gegenüber konnte es für uns gar kein Zaudern, sondern nur den glatten Verzicht geben. Es bedarf keiner besonderen Erfahrung, um über solche in rascher Folge auf engem Absatzgebiet erscheinende, gleichwertige Einzelausgaben des gleichen Autors (gar in Kriegszeiten!) verlegerisch ins Klare zu kommen. Aber wir hatten die Hoffnung, uns mündlich mit Ihnen über eine Form der Teilung oder Kürzung unter Wahrung des abschliessenden Charakters der Veröffentlichung zu einigen. Wir hätten das Buch mit den Mitteln bester heutiger Buchkunst ausgestattet und es mit Hilfe unserer Vertretung in Leipzig auch in Deutschland durchgesetzt.

Wir bedauern, dass Ihr Brief diese Berechnung endgültig durchkreuzt hat und geben Ihnen daher gleichzeitig das Manuskript zurück.⁵³ <...>

15 Robert Walser an Huber-Verlag, 12.4.1917

Salathé Nr. 36

<...> Für Ihren Brief und sorgfältige Rücksendung des Materials danke ich Ihnen, und ich halte es durchaus nicht für unmöglich, die Beziehungen zu Ihnen wieder herzustellen. Ich bin in meinem Schriftstellerleben allerlei schwierigen Situationen gegenüberge-standen und habe mir längst abgewöhnt, in geschäftlichen Dingen empfindsam zu sein.

Ihnen ist sehr wahrscheinlich, wie ich vermute, das Anerbieten zu Gehör gekommen, das ich *Orell Füssli* inzwischen versuchsweise gemacht habe. Ich habe diesem Verlag eine Reihe ausgewählter Skizzen angeboten. Der Verlag hat jedoch geglaubt ablehnen zu sollen, und das ist kein Unglück. Mit derartigen Zwischenfällen rechnet man immer, und es ergeben sich aus derlei Dingen neue Gedanken, und das ist immer gut. Ein neuer Gedanke, ein neuer Standpunkt sind immer gut.

Ein Buch muß innere Figur, innere Architektur haben!, und ich war eigensinnig, daß ich an eine Vereinigung sämtlicher seit 2 ½ Jahren produzierten Prosastücke zu denken wagte. Ein solches Buch ist <in> der Tat innen sowohl wie außen ein grober, wilder Haufen, demnach eine Unmöglichkeit.

Um, aus rein buchtechnischen und künstlerischen Gründen, noch mehr abzukürzen, wollte ich nochmals einen Teil aus dem allzugroßen Vorrat herausnehmen und als „Skizzen“ separat herausgeben. Ein Buch muß seine Luft und seine angenehme vernunftvolle Schwere haben, es darf nicht so vollgestopft werden,

53 Im erhaltenen Briefentwurf steht zusätzlich die mit Bleistift gestrichene Passage: „Dr. Francke wird sich ja gewiss bereit finden, weitere Bücher von Ihnen folgen zu lassen.“

daß die Dinge darin förmlich einander ersticken. Sonst ermüdet der Leser, das Erdrückende schreckt ihn ab, das ist mir klar. Der Autor denkt leicht zu sehr an sich selber und zu wenig an den Leser, für den ja das Buch doch am Ende gemacht wird.

Da ich einsehe, daß ich zeitlich und inhaltlich in Bezug auf meinen Vorrat trennen muß, so anerbiete ich Ihnen heute für Weihnachten ein Buch betitelt „Novellen“ und behalte alle kleineren Skizzen bis auf Weiteres zurück, um sie später einmal herauszugeben. In der Schweiz sowohl wie in Deutschland würde also, falls Sie die „Novellen“ annehmen, nichts erscheinen. Ich würde auf die Edition „Novellen“ genau Rücksicht nehmen, damit das Geschäft Ihnen nicht verdorben werden kann.

„Novellen“ wäre in der Tat ein gutes Buch, 200 bis 250 Seiten in handlichem edlem Format. Inhaltlich würde ich Ihnen damit aus der ganzen Sammlung das Schönste, Kräftigste geben.

Der Band würde enthalten: *Reisebeschreibung, Naturschilderung, Rosa, Das Ehepaar, Frau Wilke, Frau Scheer, Marie, Das Bild des Vaters, Werner, Hans, Leben eines Malers*. Die genaue Reihenfolge wäre noch anzugeben[.] „Hans“ mit dem patriotischen Ausklang, mit dem Hinweis auf die Schweizerfahne, könnte das Schlußstück sein.

Mir ist es jetzt klar, daß die Novellen nicht mitten im Haufen von kleinen Skizzen stehen dürfen, da ihr Gehalt, ihre Wirkung dadurch geschmälert wäre. Ich sehe auch deutlich ein, daß bei einer Zusammenfassung von Skizzen und Novellen recht viele unangenehme Ähnlichkeiten in Sinn und Sätzen entstehen würden. Deshalb will ich Studien und Novellen trennen.

„Novellen“ ist ein schönes rundes geschlossenes Ganzes, und ehe ich das Buch, von dem ich mir Gutes verspreche, und um dessen Plazierung mir nicht bang sein kann, einem reichsdeutschen Verlag anbiete, will ich es zuerst Ihnen offerieren und sehen, was Sie dazu sagen.

Indem ich hoffe, daß Sie die Güte haben werden, sich recht bald hiez zu äußern, zeichne ich hochachtungsvoll <...>

Die Reihenfolge der „Novellen“ könnte sein:

Rosa, Das Ehepaar, Werner, Reisebeschreibung, Frau Wilke, Naturschilderung, Frau Scheer, Leben eines Malers, Marie, Das Bild des Vaters, Hans.

16 Robert Walser an Huber-Verlag, 12.4.1917

Salathé Nr. 37

<...> Das Ihnen heute unterbreitete Anerbieten betreffs „Novellen“ ändere ich auf Grund soeben absolvierter Ueberlegung folgendermaßen ab:

Ich offeriere Ihnen gegen angemessenes Honorar auf Weihnachten, d.h. zur Herausgabe auf genannte Festzeit ein Buch, dem ich statt „Novellen“ lieber den Titel „*Studien*“ geben will und das die Stücke enthalten soll: Reisebeschreibung, Naturschilderung, Leben eines Malers, Marie, Das Bild des Vaters, Hans, Der Spaziergang.

Insgesamt also sieben Stücke, ein Buch, wie ich es einheitlicher, farbiger, geschlossener und harmonischer gar nicht zusammenzusetzen vermöchte. Dieses Anerbieten bleibt fest, weil es wohl erwogen ist. Nach meinem Dafürhalten darf es jeder Verleger, selbst der anspruchsvollste, acceptieren. Dieses Buch wird einen edlen, frischen, schweizerischen, schönen, ich möchte sagen, vornehmen Eindruck machen, ich glaube das sagen zu dürfen. Wenn Sie es ablehnen, so wird es ohne Zweifel draußen im Reich erscheinen, wo ich mir glücklicherweise die besten Beziehungen zu erhalten gewußt habe. Ich handle als Schweizer, wenn ich einem Schweizer-Verlagshaus ein Buch anbiete, ehe ich damit auswärts marschiere. Marschiert wird ganz bestimmt, wenn man mich zu Hause ablehnt, und einmal den Auslandschritt getan, werde ich auch in Zukunft selbstverständlich dort bleiben, denn

irgendwo will ein armer Teufel, wie ein russisches Sprichwort sagt, seinen Thee trinken.

„Rosa“, „Das Ehepaar“, „Werner“, „Frau Wilke“ und „Frau Scheer“ sind in dieser Sammlung nicht an ihrem Platz. Ich nehme dafür den „Spaziergang“, der laut Vertrag nach Abfluß einer angemessenen Zeit ja bekanntlich frei ist.

Obige Zusammenstellung von sieben kräftigen Stücken garantiert ein Buch von bester Qualität. Ich will also nicht aufhäufen sondern das ausgewählt Beste und Bedeutendste darbieten.

Es interessiert mich, Ihre Bedingungen kennen zu lernen, d. h. in erster Linie zu erfahren, ob Sie das Buch verlegen wollen. Eine Ablehnung wie die des Hauses *Orell-Füssli*, das, wie ich sehe, ganz netten Kitsch verlegt, läßt mich vollständig kalt. Ich bin sogar froh, daß er abgelehnt hat. Robert Walser paßt da nicht hinein. Ihrer Rückäußerung entgegenschend zeichnet derselbe <...>

17 Huber-Verlag an Robert Walser, 14.4.1917

Salathé Nr. 38.2

<...> Ihre beiden Briefe vom 12. trafen gleichzeitig ein. Es freut uns aufrichtig, Sie verlegerischen Erwägungen zugänglicher und so vollständig anders eingestellt zu finden. Die Auswahl, die Sie in Ihrem zweiten Brief vorschlagen: Reisebeschreibung, Naturschilderung, Leben eines Malers, Marie, Das Bild des Vaters, Spaziergang, Hans, ist aufs Haar dieselbe, die wir von unserem Standpunkt aus befürwortet hätten. Wir dürfen also hoffen, dass wir nun übereinkommen werden, sofern wir uns wenigstens noch über 2 Fragen verständigen.

Wir müssten erstlich auf das verweisen, was wir Ihnen in unserem letzten Brief deutlich zu machen versuchten. Es lockt uns nicht, ein nach aussen – d. h. in Titel und Materie – ganz gleichartiges Buch von Ihnen neben die kurz zuvor erschienenen billigeren Ausgaben schweizerischer Verlage zu stellen. Abgesehen von der Prestigefrage fällt hier die Einschätzung der Aufnahmefähig-

keit des Marktes ins Gewicht, in der wir uns dank statistisch fundierter Erfahrung sicher fühlen. Darum zog uns an Ihrem ersten Vorschlag, den leider die Rechnung als unausführbar erwies, der Gedanke, der Gesamtveröffentlichung an, weil er uns ein Wertübergewicht gesichert hätte. Darum gefällt uns an Ihrem neuen Vorschlag die Auswahl längerer und episch bewegterer Stücke. Sie werden aber verstehen, dass sich hierbei der Konkurrenzgesichtspunkt wieder stärker aufdrängt als im vorigen Fall. Umso mehr als inzwischen auch der Verlag von Orell Füssli Gelegenheit hatte, ein Angebot von Ihnen zu behandeln. Wenn wir mit Ihnen Verlagsverbindungen anknüpfen, so geschieht es in dem Glauben, dass wir Ihnen durch die Ausstattung, wie wir sie in letzter Zeit pflegen, und durch unsere Vertretung in Leipzig für weiteste Absatzmöglichkeiten bürgen. In den Honorarbedingungen würden wir hinter den deutschen Verlegern nicht zurückstehn. Wir würden besonders auch in der Werbearbeit nicht knausern, in der Erwartung, der Erfolg Ihres bei uns verlegten Buches möchte eine dauernde Verbindung zwischen Ihnen und unserem Hause knüpfen. Das erfordert aber für uns eine gewisse Bewegungsfreiheit. Wenn kurz nach Erscheinen unserer Ausgabe ein neues Prosabuch von Ihnen auf den Markt käme, so wäre ein bedeutender Teil unserer Werbearbeit verloren. Wir müssen daher darauf bestehen, daß Sie mit der Buchveröffentlichung des Rests Ihrer kleineren Prosastücke wenigstens noch ein Jahr zuwarten und diese dann (etwa Mitte 1918) uns zuerst vorlegen. Es schafft für beide Vertragschliessenden ein klareres Verhältnis, wenn die Schutzfrist genau festgelegt wird. Ueber Ihren „Spaziergang“ z. B. hatten wir vereinbart, dass er erst nach „angemessener“ Zeit in einer grösseren Sammlung Ihrer Prosaschriften erscheinen dürfe; während wir dabei mit einem Zeitraum von etwa 2 Jahren rechneten, konnten Sie sich schon nach Ablauf eines halben Jahres zu einer Wiederverwendung berechtigt fühlen.

Unser zweites Bedenken ist die Titelfrage. Den Titel „Studien“ können wir nicht annehmen. Wir wollen mit unserer Propaganda in weitere Kreise dringen, und da ist zu bedenken, dass unter „Studien“ zu leicht Essays kritische<n> Inhalt<s> verstanden werden könnten. Uns liegt daran (aus Rücksichten des Absatzes und zur Unterscheidung von Ihren bei Rascher & Francke verlegten Büchern) das Epische im Titel anklingen zu lassen, aber etwas farbiger als durch die schlichte Benennung „Novellen“. Ein Sammeltitle sollte es zwar sein, um die innere Geschlossenheit auszudrücken. Nur nicht Bezeichnung durch eine Titelnovelle! Vielleicht machen Sie uns Vorschläge. Wenn Sie auch in diesen beiden Fragen zu freundlichem Entgegenkommen bereit sind, können wir sofort Vertrag schliessen; es sollte uns aufrichtig und herzlich freuen. <...>

18 Robert Walser an Huber-Verlag, 17.[4.]1917
Salathé Nr. 40

<...> Ihren Brief, für den ich Ihnen bestens danke, glaube ich als eine sehr angenehme Grundlage auffassen zu dürfen, auf der ein weiterer Verkehr mit Ihrer werten Firma gegründet werden kann. Es freut mich, daß wir uns in Bezug auf das neue Buch in der Hauptsache haben verständlich machen können und daß Sie grundsätzlich die sieben Studien für kommende Weihnachtszeit verlegen wollen. <...>

Da Sie mir zu wissen gegeben haben, daß Sie den freilich nicht sehr vielsagenden sondern, wie auch ich einsehe, außerordentlich kargen und trockenen Title „Studien“ für die vorgefaßte Ausgabe ablehnen, ich meinerseits den verlegerischen Zweifel und das Bedenken des Buchhändlers gegen die nicht sonderlich bestrikende Betitelung begreife, dagegen persönlich, d. h. als Autor, die einfachen, weiter nichts ausplappernden Buchtitle liebe, weil ich alles Marktschreierische, Publikumbetörende als eine Art Bauern-

fängerei, demnach als etwas Unfeines empfinde, so habe ich mich verpflichtet gefühlt, nachzudenken <...>.

<Folgen Titelvorschläge rund um das Wort „Denkmal“>

<...> „Novellen“ oder „Erzählungen“ darf das Buch nicht heißen, denn was wir darbieten, darf weder als das eine noch als das andere ausgegeben werden. Es stellt ein Buch Prosa in einzelnen Stücken dar, die den Charakter des Dichterischen, Poetischen tragen. Das Wort „Denkmal“ würde sagen, daß die sieben Prosastücke zusammen eine Art Erinnerung an ein erlebtes Bedeutsames sind. Ich dachte an dieses: „Denke dran!“, womit ich ein kleines Prosastück betitelte⁵⁴. „Denkmal“ sagt nichts und doch auch viel, es hängt mit „danken“, „Dankbarkeit“, mit Schaffen, Bauen, Aufrichten, Dichten, Denken zusammen und scheint mir für ein Buch ein schönes, sinnreiches Wort zu sein.* Ein Buch stellt ja an und für sich eigentlich ein Denkmal dar. Auch erinnert es an Architektur, und ich möchte die Dichtkunst für architektonisch halten. <...>

* Der Dichter errichtet in Form eines Buches von Prosadichtungen der schönen Gegend, in der er zu seiner Freude nach langer Abwesenheit wieder hat leben dürfen, aus Dankbarkeit dieses „Denkmal“. Der Gedanke erscheint mir natürlich und ungezwungen, naheliegend und menschlich-mitbürgerlich.

19 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 19.4.1917
Salathé Nr. 41

<...> Da Herr Rudolf Huber, der Geschäftsführer unserer Gesellschaft, zwei Tage abwesend ist, konnte ich mich mit ihm über die abschliessenden Vorschläge, die wir Ihnen auf Ihren freundlichen Brief vom 17. zu machen hätten, noch nicht besprechen. Ich bitte Sie daher höflich, sich noch ein bis zwei Tage gedulden zu wollen.
<...>

54 NZZ 29.11.1914, vgl. KWA III 3, S. 6.

20 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Karl Walser, 21.4.1917

Salathé Nr. 42

<...> Es würde uns freuen, wenn wir Sie nächstens um die Einbandzeichnung zu einem weiteren Buche Ihres Bruders bitten dürften, das auf kommende Weihnachten bei uns erscheinen soll. Näherer Bericht hierüber folgt noch. <...>

21 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 21.4.1917

Salathé Nr. 43

<...> Welche Bedeutung wir der Titelfrage verlegerisch beimessen, konnten Sie aus unserem letzten Brief erschen. Wir können uns zur Verlagsübernahme des Buches nur entschliessen, wenn im Titel irgendwie der Vorrang ausgedrückt wird, den es vor den Ausgaben unserer schweizerischen Kollegen als Gesamt-Veröffentlichung Ihrer grösseren Arbeiten aus letzter Zeit und durch die Bevorzugung des epischen Elements erhält. Natürlich muss dies in vornehmster Form geschehen, darin sind wir durchaus mit Ihnen einig. Nun könnten aber die Wendungen mit „Denkmal“ unseres Ermessens viel eher den Eindruck von Lautheit und Präntension erwecken. Auch hätten wir das Wort „Prosa“ im Titel gern vermieden, weil bei den bei Rascher und Francke verlegten Büchern das Schwergewicht darauf liegt. Wir wären Ihnen daher ausserordentlich dankbar, wenn Sie sich die Titelfrage unter diesen Gesichtspunkten nochmals überlegen wollten. Auch wir werden versuchen, Ihnen Vorschläge zu machen. <...>

22 Karl Walser an Huber-Verlag, 7.5.1917

Salathé Nr. 44

<...> Ich erhalte Ihren Brief vom 21. Apr. und teile Ihnen mit, dass ich mich gerne bereit erkläre zu dem Buch meines Bruders das Weihnachten bei Ihnen erscheinen soll, einen Einbandentwurf zu zeichnen.

Die Höhe des von mir geforderten Honorars für eine solche Arbeit ist von mir in diesem Fall besonders mässig gehalten. <...> Ich halte mich überhaupt nicht <...> für einen Berufsmann im Einbandzeichnen und mache so was, wenn ich ein künstlerisches Interesse daran habe <...>. Ich <...> kann Ihnen nur betonen dass ich, ausgenommen in besondern Fällen sehr gerne auf Buchdekelaufträge verzichte. <...>

23 Robert Walser an Huber-Verlag, Pfingstmontag, [28.5.1917]
Salathé Nr. 45 [Briefe Nr. 123, S. 102f.]

<...> Soeben habe ich ein neues Buch, 55 Seiten Manuscript, 25 einzelne Prosastücke, worunter „Marie“, fest zusammengefügt und zu Ende geschrieben. Das Buch hat den Titel

„Poetenleben“,

ist meiner Ansicht nach das beste hellste poesiereichste meiner bisherigen Bücher und wird bei kleinem elegantem Druckspiegel za. 200 Druckseiten stark sein. Sorgfältig wurden nur Stücke ausgewählt, die auf erzählende Art von Poeten handeln, weßhalb sich das Ganze wie eine romantische Geschichte liest. Sämtliche Stücke habe ich neu geschrieben, um ihnen sowohl die festeste Form wie die möglichst gefällige Sprache zu geben.

Das Buch bin ich gewillt für Fr. 500.– Honorar für die erste Auflage herzugeben. Zahlung bei Erscheinen. Herausgabe möglich<st> bald, d. h. selbstverständlich noch dieses Jahr.

Interessieren Sie sich dafür? Und wenn ja, sind Sie geneigt, sich über Annahme oder das Gegenteil in 10 Tagen zu entscheiden?

Was Ihr letztes Schreiben betrifft, so werde ich in den nächsten 14 Tagen die sechs Stücke „Reisebeschreibung“, „Naturschilderung“, „Leben eines Malers“, „Das Bild des Vaters“, „Hans“ und „Der Spaziergang“ sprachlicher und baulicher Verfeinerung, Veredlung unterziehen. „Marie“ fällt jedenfalls hier weg! Die

sechs Stücke werden ein Buch auch so immer noch bis zu 250 Druckseiten ergeben. Ob das Buch „Studien“ oder irgendwie anders zu betiteln ist, werde ich während der Durcharbeitung fest entscheiden.

„Poetenleben“ ist mir persönlich ganz besonders lieb, ich halte es hoch und finde, daß dieses Buch fast unterhaltender, gefälliger, zusammenhangsvoller ist, als wie es „Studien“ sein wird. „Studien“ wird vielleicht bedeutender; „Poetenleben“ aber wird wahrscheinlich anmutiger sein.

Ich will „Poetenleben“ zuerst herausgeben und erst nachher „Studien“. <...>

24 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 29.5.1917
Salathé Nr. 46 [Briefe Nr. 123, S. 103]

<...> An Ihrem neuen Buch lockt uns schon der anmutige Titel ausserordentlich, mehr noch die herzliche Freude, mit der Sie uns vom Abschluss Ihrer Arbeit berichten. Wir sind gerne bereit, in einer Woche nach Empfang des Manuskriptes zu entscheiden; wenn wir annehmen, soll es zu den von Ihnen genannten Bedingungen geschehen. Wir könnten dann „Poetenleben“ früh im Herbst, die „Studien“ im nächsten Frühjahr herausbringen.

In der Bereitschaft, uns mit wärmster Ueberzeugung für Sie einzusetzen, sehen wir der Zusendung des Manuskriptes erwartungsvoll entgegen, und begrüßen Sie <...>

25 Robert Walser an Huber-Verlag, 30.5.1917
Salathé Nr. 47 [Briefe Nr. 124, S. 103f.]

<...> Für Ihr Schreiben von gestern danke ich Ihnen, und indem ich mir gestatte, Ihnen zu sagen, daß es mich freut, Sie für das neue Buch interessiert zu sehen, das ich in der Tat, wenn ich mir hervorzuheben erlauben darf, mit ganz besonders eifriger und liebevoller Sorgfalt geschrieben habe, sende ich es Ihnen heute in der Voraussetzung ein, daß Sie sich in einigen 10 Tagen über die

Annahme gütig entschließen möchten. Ich hoffe, daß es zwischen uns bald in Bezug auf

„Poetenleben“

nach allerlei durchkämpften herausgeberischen Schwierigkeiten nun doch noch auf Grund Ihnen gemeldeter durchaus, wie ich glaube, maßvoller Bedingung, zum Vertragsabschluß kommt.

Aus allerhand sonderlich heutzutage naheliegenden Ursachen fühle ich mich gedrungen, schweizerischem Haus entschieden den Vorrang zu geben; ich zögere daher nicht, Ihren Brief im Sinn vorwärtsmarschierender gleichsam dramatischer Aktion zu beantworten.

Die „Studien“, oder wie sie sonst zu benennen sein werden, sind jedenfalls ein fest-aufgebautes Buch, an dessen Verbesserung ich, wie ich schon sagte, gegenwärtig arbeite, und es liegt ganz nahe, daß ich es Ihnen reserviert halte. Wenn Sie „Poetenleben“ im Herbst herausgeben, so werden „Studien“ entweder in Ihren Händen sein oder dann verpflichte ich mich vertraglich, dieses Jahr nichts Weiteres Buchmäßiges zu publizieren. Mit Herausgabe der „Studien“ im nächsten Frühjahr wäre ich übrigens einverstanden. Hochachtungsvoll und sehr ergeben bin ich <...>

26 Huber-Verlag an Robert Walser [Eingangsbestätigung], 30.5.[1917]
Salathé Nr. 48.2

<...>

„Poetenleben“
25 Stücke (55 S.)

<...>

27 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 9.6.1917
Salathé Nr. 49.1

<...> Wir haben Ihr Buch „Poetenleben“ mit viel Genuss und verlegerischer Herzensfreude durchgelesen und hoffen, es trotz der

schwierigen Herstellungsbedingungen der Kriegszeit in anmutiger äusserer Form und zu gangbarem Preise herausbringen zu können. Unsere Vorschläge haben wir sogleich in dem beiliegenden Vertrag formuliert, in dem Ihre Bedingungen sinngemäss bewertet sind. Es sollte uns freuen, wenn wir bald eine der beiden Ausfertigungen mit Ihrer Unterschrift zurückerhielten. <...>

28 Verlagsvertrag für *Poetenleben*
Salathé Nr. 50.2

<...>

Verlags-Vertrag

Zwischen Herrn Robert Walser in Biel und dem Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig ist heute folgender Vertrag abgeschlossen worden:

§1

Herr Walser überträgt den Herren Huber & Co. das ausschliessliche Recht zum Verlag seiner unter dem Titel

„*Poetenleben*“

vereinigten 25 Prosastücke für alle Auflagen und Ausgaben.

§2

Die Höhe der Auflagen bestimmt der Verlag, der den Verfasser vor Beginn des Drucks davon in Kenntnis setzt. Für Besprechungs- und Freiexemplare darf ein Zuschuss bis zu 10% gedruckt werden, der bei der Honorarabrechnung ausser Betracht fällt.

§3

Ausstattung und Festsetzung des Ladenpreises bleiben dem Verlag überlassen. Dieser behält sich auch das Recht vor, den angesetzten Ladenpreis erforderlichen Falles zu erhöhen oder zu ermässigen.

§4

Herr Walser erhält für die erste Auflage Fr. 500.– bei der Vertrags-
Unterzeichnung. Bei späteren Auflagen erhält er 15% vom Laden-
preis des broschierten Buches für jedes abgesetzte Exemplar (Jah-
resabrechnung im Herbst).

§5

Herr Walser hat das Recht, von jedem Tausend 10 gebundene
Freiexemplare zu beziehen; für Widmungen und zur Werbearbeit
stehen ihm weitere Exemplare zum Buchhändler-Nettopreise zur
Verfügung.

§6

Den Abdruck einzelner Stücke in Zeitungen oder Zeitschriften
kann nur der Verlag mit Zustimmung des Verfassers bewilligen.
Von Abdruckshonoraren steht ihm die Hälfte zu.

§7

Alle weiteren Rechte, wie das der Uebersetzung, behält sich Herr
Walser vor.

§8

Die aus diesem Vertrag sich ergebenden Rechte und Pflichten ge-
hen auf die Rechtsnachfolger der Vertragschliessenden über.

Ihr Einverständnis mit diesem Vertrag bekunden durch ihre
Unterschrift

Biel, 10. Juni 1917.

Robert Walser

Frauenfeld/Leipzig, 9. Juni 1917.

Huber & Co.

<...> Für Ihr Schreiben wie für freundliche Einsendung von zwei gleichlautenden Vertragsformularen über das Buch

„Poetenleben“

danke ich Ihnen und gebe Ihnen mitfolgend ein Vertragsdoppel unterschrieben zurück.

Wenn ich in Betracht ziehe, wie belästigend es für einen Autor ist, der sich fortgesetzt, wie er zu sagen wagt, schaffenslustig fühlt, mit Herausgabe fertiger Werke zurückzubleiben, was er meiner Meinung nach stets möglichst zu verhüten hat, so zögere ich nicht, Ihnen aufrichtig zu sagen, dass mir vorliegende zustande gekommene Vereinbarung, die für ferneres Zusammenarbeiten eine Grundlage bilden kann, von Herzen angenehm ist.

Obgleich ich keinen Augenblick zweifle, dass schon bessere, bedeutendere Bücher geschrieben worden sind wie „Poetenleben“, so bin ich doch auch ebenso wenig im Zweifel, dass ich zur Zeit ein besseres Stück Schriftstellerei nicht hätte hervorbringen können. Ich will mit diesem Satze sagen, dass ich mit „Poetenleben“ innerlich zufrieden bin und dass ich es ohne die geringste Scheu zu veröffentlichen wage. Was im Bereich meiner Kräfte lag, an Ausdruck, Klang und Inhaltlichkeit zusammenzutragen, habe ich getan. Eine gewisse Stimme sagt mir, dass es ein bescheidenes, aber festgefügt, gründlich gegliedertes Buch ist, auf dessen Erscheinen ich mich selbst ehrlich freue.

Der Verlag S. Fischer schrieb mir kürzlich, dass er „furchtbar“ gern ein Buch von mir herausgeben würde. Da nun aber Ihr Haus sich auf so freundliche und entschlossene Art für mein Schaffen interessiert zeigt, so fühle ich mich verbunden, mit dem Buch im Land zu bleiben, was mir sympatisch ist.

„Studien“ werde ich druckfertig machen, sobald die Zeit gekommen sein wird, sie herauszugeben. Ich bin der rein handwerklichen Seite meines Berufes vorläufig etwas gram, weil ich nicht unausgesetzt dieselbe Luft einatmen möchte. Unmittelbar vor Herausgabe werde ich energisch dann an die Arbeit gehen. Das Buch ist fest; nur weiss ich, dass es da und dort noch verbessert werden kann.

Ich stehe jetzt vor neuen Anfängen, neuen Entwürfen. Weitläufige Schwierigkeiten, höhere Ansprüche, tiefere Verantwortlichkeiten werden voraussichtlich viel Zeit verlangen. Gewisse Dinge in der Kunst lassen sich nur ganz allgemach, Schritt für Schritt, unter Verbrauch von oft erstaunlich viel Zeit bewältigen. Ich hoffe zuversichtlich, dass ich in einem Aufsteigen begriffen bin und dass ich Fortschritte zeitigen werde. Was noch nicht geschehen ist, bleibt aber stets ungewiss. Ich kann guten Willen, Fleiss, Beharrlichkeit versprechen, aber kein Ergebnis. Dieses entpuppt sich, oder es entpuppt sich nicht. Indes habe ich guten Glauben und bin absolut ruhig.

„Studien“ bleiben also einstweilen in der Schachtel liegen. Wann denken Sie mit „Poetenleben“ in die Druckerei zu gehen? Wie mir erinnerlich ist, sagten Sie, dass Sie das Buch im Herbst perfekt machen wollen. Ich bin auf Militärdienst gefasst, weiss aber nicht bestimmt, wann. Wir werden miteinander korrespondieren, und wenn Sie in Bezug auf die Herstellung und Gestaltung Entschlüsse zu fassen gesonnen sind, so bitte ich Sie, mich Ihre werten Absichten wissen, mir eventuell Satzproben u.s.w. zukommen lassen zu wollen.

Bis dahin bin ich, sehr erfreut, dass mein Buch baldige Aussicht hat, Form und Gestalt zu bekommen, und sehr angenehm berührt über die beidseitige Verständigung, hochachtungsvoll und herzlich ergehen, <...>

<...> Ihre liebenswürdigen Darlegungen, mit denen Sie den unterschriebenen Vertrag begleiten, haben uns in unserer Freude an Ihrem feinen Buch abermals bestärkt und uns auch angenehme Erwartungen auf dessen Nachfolger geweckt. Wir werden Sie bestimmt mit dem Erscheinen der „Studien“ nicht länger hinhalten, als aus verlags-technischen Gründen unumgänglich notwendig ist. Mit der Herstellung von Satzproben wurde sofort begonnen; sobald wir unsere vorläufige Wahl getroffen haben, erhalten Sie einen Abzug und ein Papiermuster. <...>

<...> Für Ihr wertees Schreiben vom 12. d. Mt. danke ich Ihnen. Heute bitte ich Sie höflich, falls ich den Artikel 4 unseres Vertrages richtig verstehe, wonach das Honorar bei Vertragsunterzeichnung ausbezahlt wird, um gütige Erledigung desselben.

Zum freundlich übersandten Druckmuster werden Sie mir gestatten, folgendes zu sagen: Mit der Wahl des Papiers kann ich mich einverstanden erklären, da mir dasselbe gut scheint; hingegen muss ich, immer Ihre freundliche Erlaubnis vorausgesetzt, den Buchstaben entschieden verwerfen, weil er mir besonders für ein Buch wie „Poetenleben“ zu spitzig und eckig vorkommt. Es ist etwas Gekünsteltes, im übrigen etwas durchaus Unvolkstümliches daran, dem ich mich weigere, meine Zustimmung zu geben. Ein Buch in diesem Druck würde mir vollkommen Missvergnügen bereiten; daher bitte ich Sie dringend, eine andere Wahl treffen zu wollen. Antiqua wollen wir nicht nehmen. Ich schlage eine *schlichte, altberkömmliche, ehrbare, an Schul-Lesebücher mahnende, einfache, ehrliche, un-reformierte Fraktur vor*, ganz dem *Traditionellen* entsprechend, *warm und vor allen Dingen: rund*. Nur um Gotteswillen nichts, was an Peter Behrens und dergleichen Reformierereien

erinnert. Nichts Eckiges, nichts Hartes, sondern etwas Artiges und *Weiches*. Das Satzbild soll weich, rund, bescheiden, warm und ehrlich aussehen. Das Buch soll womöglich aussehen, als wenn es im Jahre 1850 gedruckt worden sei. Mit andern Worten: Mein sehr lebhafter, inniger Wunsch in dieser Hinsicht ist: Unmoder-
nität! Wir wollen unter keinen Umständen das nachahmen, was draussen im Reich in den letzten Jahren an geschmackvoller Geschmacklosigkeit oder geschmacklosem Geschmack auf Buchgewerbegebiet hervorgebracht wurde. Darf ich Sie bitten, mir *ein, zwei, drei, verschiedene Proben* zugehen lassen zu wollen? Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das tun wollten. Wozu soll der *Strich oben* dienen? Sie werden verzeihen, wenn ich der Meinung bin, dass er gänzlich *überflüssig* sei. Ich möchte im Buch keinen andern Schmuck haben als den hübschen Text selbst, den ich deshalb schmuck und zierlich wünsche.

Ebenso wie der Strich oben soll das *Initial wegfallen*, weil dadurch die dekorative und sinngemässe Wirkung der Ueberschrift des Prosastückes leidet. Das Initial gibt nur Unruhe und raubt oder stört die schlichte Anschaulichkeit.

Die *Seitenzahl* wünsche ich, aus Grundsätzen ebenfalls der Einfachheit, genau in die *Mitte* und hoffe sie damit einverstanden.

Was schliesslich die *Betitelung* der Stücke betrifft, so müssen sich nach meinem Dafürhalten die Ueberschriften durch einen etwas grössern Buchstaben sichtlich vom Text abheben. Ein *wenig Schwärze* darf da angewendet werden und *etwas mehr Kräftigkeit*. Im Buch kommt ein Zwischen- oder Untertitel⁵⁵ vor; dieser könnte dann so gesetzt werden, wie es auf dem Muster mit „Wanderung“ getan worden ist.

Vor allen Dingen eine feine, zarte, runde, unverkünstelte Fraktur. Das Buch soll *deutsch* und nicht assyrisch oder ägyptisch aussehen. Besitzen Sie Erstaussagen von Klassikern, wie Schiller,

55 vgl. oben S. 111.

Lessing, Göthe, usw.? Mein Grundsatz ist: keine zweifelhaften Zierraten, sondern edle, nutzen[t]sprechende Schlichtheit.

Ich sehe weiteren Ausführungen, bezw. neuen Mustern gerne entgegen und zeichne, stark für alles interessiert, was die Gewandung von Poetenleben betrifft, <...>

32 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 23.6.1917
Salathé Nr. 53 [Briefe Nr. 125, S. 106]

<...> Die auszeichnende Aufmerksamkeit, die ich in der persönlichen Zueignung Ihres anmutigen Büchleins⁵⁶ empfinde, darf ich wohl als einen Beweis von Zutrauen deuten, das Sie zu unserem Verlag zu fassen beginnen. Wir werden uns jede Mühe geben, Sie nicht zu enttäuschen. Besonders werden wir uns die Ausstattung des in Vorbereitung befindlichen Prosabuches in dem von Ihnen gewünschten Charakter angelegen sein lassen. Wir hätten Ihnen schon wieder eine Satzprobe geschickt, wenn sich uns nicht in der Papierfrage eine neue Lösungsmöglichkeit gezeigt hätte. Wahrscheinlich wird es uns gelingen, einen kleinen Posten Büttenpapiers zu kaufen, das uns ein Privatmann zu Vorkriegspreisen anzubieten gedenkt. Die Ersparnis würde, ganz abgesehen von der Qualität, so stark ins Gewicht fallen, dass wir das Buch um nahezu einen Franken billiger auf den Markt bringen könnten. Nur ist das Format größer und würde einen andern Satzspiegel bedingen. Die Entscheidung darüber fällt Anfang nächster Woche, und wir werden noch am gleichen Tag neue Satzproben erstellen lassen und Ihnen vorlegen.

Ihre Liebenswürdigkeit nochmals freundlichst verdankend begrüsst Sie in ausgezeichnete Wertschätzung <...>

56 Es handelt sich um ein Widmungsexemplar von *Der Spaziergang* (1917). Vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 2), S. 140.

<...> Für freundliche Einsendung des Honorares für „Poetenleben“ Fr. 500.– danke ich Ihnen bestens.

Ihr Schreiben bezüglich Auswahl von Papier und Druck zu genanntem Buch habe ich erhalten und sehe mit lebhaftem Interesse der Einsendung eines neuen Musters entgegen. Was die Erwerbung eines Postens Büttenpapier betrifft, so würde die Vergrößerung des Satzspiegels an sich zweifellos durchaus nicht schaden, wenn nur das Druckbild einen fröhlichen, zarten, anmutigen Eindruck macht, der mit solch einem Wander- und Poetenbuch auf leichte natürliche Art übereinstimmt. Ich bin überzeugt, daß sich dies leicht wird machen lassen.

Am 16ten rücke ich laut Aufgebot in den Dienst ein, und es wäre vorteilhaft für beide Teile, wenn vorher noch über das Gewand oder die Gestalt des Buch[es] entschieden werden könnte. Freundlich empfehle ich mich Ihnen und grüße Sie hochachtungsvoll <...>

<...> Das uns angebotene Büttenpapier zeigte bei näherem Zusehen soviel schadhafte Bogen, dass wir uns doch nicht zur Abnahme entschliessen konnten. Wir bleiben also bei dem ursprünglich in Aussicht genommenen Papier und Format und legen Ihnen hier als Satzprobe ein Blatt aus einem früher bei uns erschienenen Buch bei. Die Schrift scheint uns den von Ihnen gewünschten Charakter zu besitzen. Die Seitenzahl pflegen wir aus einem praktischen Grund in eine Ecke statt in die Mitte zu setzen: Das Aufblättern ist dann leichter.

Sobald Ihre Zustimmung eintrifft, beginnen wir mit dem Satz.
<...>

<...> Indem ich Ihnen für Ihr Schreiben bestens danke, teile ich Ihnen [mit], daß mich die freundlich eingesandte Schrift durchaus befriedigt. Daß wir beim ursprünglichen Papier bleiben, ist mir recht.

Die Seitenzahl würde ich lieber in die Mitte nehmen; indessen fällt dies ja nicht allzu stark ins Gewicht, und wenn Sie starke Gründe haben, so will ich mich fügen.

Dürfte ich vor allen Dingen baldmöglich noch um eine Probe bitten von der ersten Seite meines Buches, damit ich sehe, wie besonders die Ueberschrift aussieht. Wollen Sie so gut sein.

Die Ueberschriften also etwas größer. Auf beiliegendem Blatt sind 26 Zeilen. Das scheint mir für mein Buch etwas viel. Ich hätte das Satzbild recht gern luftig, weich und es könnten vielleicht 5 Zeilen weniger sein.* Doch will ich das Ihnen überlassen und ein Muster abwarten.

Die Schrift ist jedenfalls gefällig und angenehm, so daß also wesentlich dem Druck nichts im Wege steht. <...>

* bei ungefähr gleicher Bildgröße.

<...> Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit der Satzprobe, die Sie mir gütig zukommen ließen, durchaus einverstanden bin. Dieselbe macht den besten Eindruck! So wird denn also mit dem Satz begonnen werden können.

<...>

Ich habe bezüglich der *Stück-Ueberschriften* in „Poetenleben“ einige Gedanken gehabt, und da ich glaube, daß es sich schlecht ausnimmt, wenn da und dort, d. h. an *zwei Stellen*, die starke Fraktur des Titels über eine einzige Linie oder Zeile hinauskäme, was

entstellend wirken müsste, so hoffe ich Sie einverstanden, wenn ich vorschlage, die betreffenden, etwas zu langen, Titel zu kürzen. Ich bitte Sie demzufolge, im Manuscript nachträglich: „Brief eines Malers an einen Dichter“ in „*Maler und Dichter*“, und „Erinnerung an Hoffmanns Erzählungen“ in „*Hoffmann's Erzählungen*“ umändern und die nötigen Anweisungen geben zu wollen.

Nächsten Montag, am 16ten, rücke ich in den Dienst ein und werde Ihnen dann meine Feldadresse zugehen lassen. Ich hoffe, die Korrekturen auch im Dienst besorgen zu können. <...>

37 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Karl Walser, 17.7.1917
Salathé Nr. 58

<...> Wir erlauben uns, auf Ihr freundliches Schreiben vom 7. Mai zurückzukommen, in dem Sie sich geneigt zeigten, für das auf Weihnachten bei uns erscheinende Buch Ihres Bruders Robert Walser „Poetenleben“ den Einband zu zeichnen gegen eine Entschädigung von 300 M. Das Buch befindet sich augenblicklich im Satz; sobald dieser beendet ist, erhalten Sie einen vollständigen Bürstenabzug. Einstweilen senden wir Ihnen ein leeres Papierbuch als Formatmuster und eine Satzprobe. Ihr Herr Bruder wählte absichtlich ein ganz schlichtes Schriftbild, wie Sie sehen. Den teuren Herstellungsbedingungen der Zeit entsprechend haben wir einen Halbleineneinband in Aussicht genommen mit grauem Leinenrücken, von dem wir Ihnen gleichfalls ein Muster zukommen lassen. An Text möchten wir nur die Worte: Poetenleben von Robert Walser auf Rücken und Deckel haben. Vielleicht sind Ihnen mehrere Stücke des Buches (das Verzeichnis legen wir bei) und damit seine geistige Atmosphäre schon genügend bekannt, um ohne Kenntnis des Ganzen den Entwurf in Angriff zu nehmen, oder vielleicht wollen Sie sich überhaupt auf eine rein ornamentale Lösung beschränken. In diesen beiden Fällen könnte die Zeichnung unter Umständen gleichzeitig mit dem Buch fertig werden, was natürlich eine Beschleunigung des Erscheinens zur

angenehmen Folge hätte. Wir möchten Ihren Absichten jedoch in keiner Weise vorgreifen. <...>

38 Robert Walser an Huber-Verlag, 25.7.1917
Salathé Nr. 59

<...> Hier gebe ich Ihnen mit der ersten Korrektur meine Feld-Adresse und grüße Sie freundlich hochachtungsvoll

Robert Walser
Füsilier
Landwehrbat. 134/III
2. Zug
Feldpost.

39 Robert Walser an Huber-Verlag, 2.8.1917
Salathé Nr. 60

<...> Ich vermisse noch Korrektur *Seite 33–80*. Sollten Sie dieselbe vielleicht nach Biel, Hotel Blaues Kreuz gesandt haben? Ich bitte, nachsehen lassen zu wollen und zeichne hochachtungsvoll <...>
[von anderer Hand:]
wurden am 24. VII. nach Biel gesandt;
geschr. 6. VIII.

40 Huber-Verlag an Robert Walser, 6.8.1917
Salathé Nr. 61

<...> Im Besitze Ihres Geehrten vom 2. ds. teilen wir Ihnen mit, dass die vermissten Korrekturen, S. 33–80, unterm 24. Juli an Ihre Adresse: „Hotel Blaues Kreuz“ in Biel abgesandt worden sind. <...>

41 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Karl Walser, 11.8.1917
Salathé Nr. 62

<...> Am 17. Juli erlaubten wir uns, an Sie mit der Bitte um eine Einbandzeichnung für das neue Prosabuch von Robert Walser

„Poetenleben“ zu gelangen und Ihnen gleich Formatmuster, Satzprobe und Einbandstoff vorzulegen. Als Honorar schlugen wir Ihnen *M. 300.*– vor. Wir dürfen wohl annehmen, dass Sie Brief und Sendung damals erhalten und inzwischen auf die angekündigten Korrekturbogen gewartet haben. Diese gehen nun gleichzeitig an Sie ab. Das Titelblatt ist noch nicht gesetzt; vielleicht wünschen Sie auch hierfür Vorschläge zu machen oder gar eine zeichnerische Lösung mitzugeben (unter Umständen Wiederholung der Deckelzeichnung). Auf Rücken und Deckel wünschen wir an Worten nur: Poetenleben von Robert Walser. Im übrigen möchten wir es ganz Ihnen überlassen, ob Sie eine ornamentale, eine symbolische oder eine illustrative Lösung suchen sollen.

Für eine kurze Bestätigung unseres Auftrages und unserer Sendungen wären wir Ihnen sehr dankbar. <...>

42 Robert Walser an Huber-Verlag, 12.8.1917

Salathé Nr. 63

<...> Ich übersende per Feldpostbrief Korrekturbogen 3, 4, 5 und 10, 11, 12, womit die Korrektur abgeschlossen ist. Sie kommt etwas spät, aber derlei Arbeiten sind im Dienst, wo der Mann keine eigene Stube hat, ziemlich schwierig.

Darf ich Sie bitten, dafür sorgen zu wollen, daß alle angemerkten Korrekturen in der Druckerei *treulich und exakt ausgeführt werden.*

Das Buch kann drucklich sehr schön aussehen. Sie werden mir zweifellos zu s. Zt. die korrigierten Bögen zukommen lassen. Einstweilen bin ich froh, daß die Sache so weit gediehen ist und grüße Sie freundlich hochachtungsvoll <...>

43 Huber-Verlag an stud. phil. W. Corrodi, Wädenswil, 17.8.1917

StATG 8'405, 0/79, S. 304–306, hier S. 306

<...> Im übrigen erscheint bei uns im Herbst ein neues Prosabuch von Walser „Poetenleben“, das im wesentlichen Selbstschilderung

ist. Sie werden daraus über Walsers Lebenswandel alles Wünschenswerte oder eben leider Nicht-Wünschenswerte entnehmen können, alles jedenfalls, was uns selbst über ihn bekannt ist. <...>

44 Verlag Huber an Karl Walser, [21.8.1917] (Telegramm)
Salathé Nr. 64

<...> Erhielten Sie Sendungen und nehmen Sie Auftrag an.
HuberCo.

45 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 21.8.1917
Salathé Nr. 65

<...> Die von Ihnen gewünschten Korrekturen wurden aufs peinlichste ausgeführt. Wenn wir Ihre letzte Karte richtig verstehen, so wünschen Sie nicht nochmals Bürstenabzüge zur Korrektur, sondern nur die fertigen Aushängebogen als Belege. Wir werden Sie Ihnen während der Drucklegung sukzessive zugehen lassen.

Mit der Einbandzeichnung scheint es uns ähnlich gehen zu sollen, wie bei Ihrem „Spaziergang“. Ihr Herr Bruder hat sich mit Brief vom 7. Mai d. J. erboten, die Einbandzeichnung zu übernehmen. Mitte Juli erteilten wir ihm den Auftrag, wobei wir uns mit seinen Honorarbedingungen einverstanden erklärten, und schickten ihm Materialmuster. Am 11. August liessen wir einen weiteren Brief und einen vollständigen Korrekturabzug folgen und erbaten eine kurze Bestätigung. Bis heute sind wir ohne jede Antwort geblieben. Sollten wir vielleicht falsch adressiert haben? Wir schrieben nach Berlin W 10, Hohenzollernstrasse 14. <...>

46 Karl Walser an Huber-Verlag, 22.8.1917 (Telegramm)
Salathé Nr. 66

<...> Auftrag angenommen Walser

47 Robert Walser an Huber-Verlag, [22.–25.8.1917]

Salathé Nr. 67

<...> Für Ihr Schreiben danke ich Ihnen. Es ist mir angenehm zu hören, daß Sie auf pünktliches Durchführen der Korrektur Sorgfalt legen wollen.

Was den Buchdeckel zu „Poetenleben“ betrifft, so ist vielleicht mein Bruder zur Stunde bereits in der Schweiz. Genaue Nachricht hierüber besitze ich noch nicht. Die Berliner Adresse, die Sie angegeben haben, ist durchaus die richtige, und ich begreife nicht recht, weshalb mein Bruder bis jetzt nichts geschrieben hat. Freuen würde mich ein Buchdeckel von Karl Walser natürlich sehr. Mit dem Buch wollen wir jedoch baldmöglichst heraus. Es wäre schade, wenn wieder nichts aus der Sache würde. Immerhin würde unser Grundsatz sein, daß wir auf jeden Fall entweder so oder so das Buch im Herbst erscheinen lassen. Ich werde noch eine Karte nach Berlin schreiben. Am 8. September sollen wir voraussichtlich entlassen werden, und in Biel werde ich die Angelegenheit im Auge behalten. Auch Sie werden so gütig sein und dies tun. <...>

48 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 26.8.1917

Salathé Nr. 68

<...> Wir beeilen uns, Ihnen im Anschluss an unser letztes Schreiben mitzuteilen, dass Ihr Herr Bruder inzwischen unsern Auftrag telegraphisch bestätigt und angenommen hat. Der Druck des Buches hat begonnen. <...>

49 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 10.9.1917

Salathé Nr. 69

<...> Ihr Buch „Poetenleben“ ist seit einigen Tagen ausgedruckt, und der Buchbinder harret der Bindevorschrift. Wir dürfen wohl annehmen, dass Ihr Herr Bruder jetzt bei Ihnen weilt, und wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich erkundigen wollten, bis wann wir die Einbandzeichnung erwarten dürfen. <...>

<...> Ich bin aus dem Dienst wieder zurückgekehrt, der mir, wie ich glaube, nicht schlecht getan hat.

Ihre schöne Nachricht, daß Karl Walser nun doch zu „Poeten-leben“ den Buchdeckel zeichnen will, hat mich sehr gefreut. In-dessen ist mir von meinem Bruder bis heute noch keinerlei Mit-teilung zugekommen, ob er bereits in der Schweiz sei und ob die Arbeit von ihm bereits gemacht worden wäre. Ich schwebe in der Ungewißheit, hoffe aber, bald Nachricht zu erhalten.

Ich habe die mir eingesandten Bogen durchgelesen und fand noch einige Druckfehler vor, die ich im Sinn hatte, nachträglich noch zu korrigieren, d. h. Ihnen anzuzeigen, damit in der Druk-kerei berichtigt werde. Ist das nun nicht mehr möglich? Das wäre bedauerlich.

Schreiben Sie mir bitte kurz, ob noch Korrekturen vollzogen werden können. Dann würde ich Ihnen die betreffenden Bogen sofort einsenden. Es handelt sich allerdings nur um einiges Weniges. Ich möchte meine Pflichten aber in dieser Hinsicht so genau wie möglich nehmen. <...>

<...> Es tut uns aufrichtig leid, dass Sie sich nicht nochmals Abzüge zur Korrektur erbeten haben. Wir hatten, wie Sie aus unserem Schreiben vom 21. August sich erinnern werden, Ihre Bemerkung, die Korrektur sei nun von Ihnen aus abgeschlossen, so aufge-fasst, dass Sie keine weiteren Aenderungen mehr vorzunehmen wünschten und nur auf eine peinliche Ausführung der ersten Kor-rekturen Gewicht legten. Da Sie gegen diese Auffassung keinen Einspruch erhoben, wurde das Buch inzwischen ausgedruckt. Wir bedauern sehr, dass die kleinen Fehler nun nicht mehr auszumer-

zen sind. Lassen Sie sie uns aber doch umgehend wissen, damit sie in einer zweiten Auflage bestimmt verbessert werden.

Die Einbandzeichnung erwarten wir mit einiger Ungeduld, da sich die Buchbindereien gegenwärtig ohnehin lange Fristen ausbedingen. Die Drucklegung konnte ja so rechtzeitig beendet werden, dass das Buch, wenn weitere Verzögerungen ausbleiben, vom ersten Beginn an am diesjährigen Weihnachtsmarkt teilnehmen könnte, was für ungeteilte und ungeschwächte Beachtung bei Buchhandel und Publikum Gewähr böte.

Zum Schluss noch eine Frage wegen der Werbearbeit: wir gedachten, in unserem Prospekt mit dem Essay von Max Brod „Kommentar zu Robert Walser“ zu operieren, wüssten aber gern zuvor, ob Ihnen die dortige Einschätzung genehm ist. <...>

52 Robert Walser an Huber-Verlag, 13.9.1917

Salathé Nr. 72 [Briefe Nr. 136, S. 114f.]

<...> Für Ihren Brief danke ich Ihnen. Daß die wenigen kleinen Druckfehler in „Poetenleben“, das sonst sehr gut aussieht, nicht mehr gebessert werden können, ist schade, aber ein großes Unglück ist es gewiß auch nicht. Es betrifft folgende Stellen:

Seite 131 (*Das Talent*) „wußte, daß es *ei* Talent sei ...

" 139 (*Frau Wilke*) „Hutständer erblickte und ...

" 145 (*Das Zimmerstück*) „Geistesfinsternis, die *ihn* ...

" 163 (*Hölderlin*) „Erschütterung *im* Innern ...

also nur Kleinigkeiten, der Schaden kann weder für den Verlag noch für den Verfasser entsetzlich groß sein. Für Ihre Bemühungen und Ihre Bereitwilligkeit in diesen Stücken danke ich Ihnen schönsten. Es war, wie ich mich erinnere, im Feld etwas schwierig, die Korrekturen zu besorgen. Unter Soldaten und im Waffenrock ist dies eine etwas absonderliche Arbeit. Einmal gab mir ein sehr netter Wachtmeister Erlaubnis, mit der Sache auf sein Zimmer zu

gehen. Unter unsern Unteroffizieren gab es zwei ganz vorzügliche Leute. Ich habe viel innere Ursache, mich hieran zu erinnern.

So wäre das kleine Buch also fertig, bis auf den Einband und Buchdeckel von *Karl Walser*, den ich bis heute noch nicht gesehen habe. Es wäre dumm, wenn wir da lange harren und warten müßten. Andererseits bin ich der Letzte, der leicht auf einen Deckel von meinem Bruder verzichten würde. Wenn es not tut, könnten Sie vielleicht mit einem Telegramm feuern und treiben. Warten wir aber noch ein wenig.

Max Brod ist mir selbstverständlich lieb und sympathisch. Ihm verdanke ich nicht wenig, und ich glaube, daß wir seinen Essay zu Operationszwecken in einem Prospekt, teilweise mindestens, brauchen können. Wir hätten da jedenfalls einen guten Namen. Ich würde mich also einverstanden erklären. Er sagt freilich an einer Stelle sehr häßlich: „pissen“, statt nässen. Derartige mußte unbedingt wegfallen. Vielleicht habe ich bezüglich der Werbearbeit noch irgend einen Einfall. <...>

53 Karl Walser an Huber-Verlag, [17.9.1917]
Salathé Nr. 73

<...> Ich sende Ihnen mitfolgend per eingeschriebenen Brief die Umschlagzeichnungen für das Buch „Poetenleben“ von Robert Walser. Der Umschlag ist mit 3 Farben zu drucken gedacht. Die Zeichenplatte *grauschwarz wie Bleistift* die zweite Platte hellgelb, die dritte dunkelblau.

Den Rücken mit dunkelbraunem Glanzpapier oder Leder, die grünen Streifen aufgeklebtes Papier ebenso das gelbgraue Schildchen

Für den Innentitel lege ich ebenfalls eine Zeichnung bei <...>

N.B. Der Schnitt des Buches ist graublau, ziemlich hell gedacht.

54 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart, 17.9.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 1f.

<...> Walser, „Poetenleben“

Gleichzeitig erhalten Sie die Zeichnungen für den Einband. Wie Sie an dem Farbenmuster sehen, hat sich der Zeichner, Prof. Karl Walser in Berlin, leider nicht an unsere Vorschrift gehalten, sodass wir die für den Rücken gewählte graue Leinwand nicht verwenden können und für ein anderes Werk aufsparen müssen. Karl Walser gab uns folgende Anweisung für Pressung und Aufdruck:

„Der Umschlag ist mit 3 Farben zu drucken gedacht. Die Zeichenplatte *grauschwarz*, wie *Bleistift*, die zweite Platte *hellgelb*, die dritte *dunkelblau*. Den Rücken mit dunkelbraunem Glanzpapier oder Leder, die grünen Streifen aufgeklebtes Papier, ebenso das gelbgraue Schildchen“.

Wir möchten es ganz Ihrem Urteil oder dem der Fachleute, mit denen Sie sich besprechen werden, überlassen, ob Sie den Umschlag drucken oder lithographieren lassen wollen. Obwohl uns bei diesem Buch an einer künstlerisch mustergiltigen Ausstattung sehr viel gelegen ist, spielt doch immerhin die Preisfrage eine Rolle. Wir bitten Sie, auf Grund des Ihnen gesandten Materials uns recht bald Vorschläge zu machen. Was die Einbandstoffe angeht, ersuchen wir Sie, sich in der Farbe möglichst genau an das Farbenmuster zu halten. Ob Pappband oder Halbleinenband (Rücken Lederimitation) möchten wir noch unentschieden lassen; das wird von dem Eindruck der Musterdecken abhängen.<...>

55 Huber-Verlag an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart,
18.9.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 7

<...> Gestern ist in einem Ballot H.C.V. 195 per Eilgut der Schluss des Rohmaterials zu Walser „Poetenleben“, nämlich je 21500 Bo-

gen 11 & 12 (Titel und Schluss) sowie Etiketten und Schutzumschläge an Sie abgegangen. <...>

56 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Karl Walser, 22.9.1917
Salathé Nr. 74

<...> Anfang dieser Woche traf Ihre entzückende Einbandzeichnung zu dem Büchlein Ihres Bruders ein. Der Titel war leider schon ausgedruckt, wird aber nach unserem Dafürhalten die künstlerische Einheit des Buches nicht stören (einen Abzug erhalten Sie gleichzeitig). Sofort nach Empfang der Zeichnung liessen wir Ihnen durch die Rheinische Kreditanstalt in Konstanz *Fr. 300* als Honorar überweisen <...>

57 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Paul Altheer, 22.9.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 25

<...> Verbindlichen Dank für Ihr freundliches Schreiben vom 17. ds. Wir werden Ihnen für die November- oder Dezember-Nummer des „Buches“ einen Inseratauftrag übermitteln. <...>

58 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Grossbuchbinderei Albert Crönllein, Stuttgart, 24.9.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 50f.

<...> *Walser, „Poetenleben“.*

Wir hatten uns bereits gedacht, dass die Bindevorschrift des Künstlers sich wohl als nicht ganz ausführbar erweisen werde. Wir sind zunächst durchaus einverstanden, dass auf dem Rücken Bänder und Schildchen in Farbe aufgepresst werden. Ferner wählen wir für den Deckelbezug das beiliegende Ueberzugspapier und bitten Sie nun, uns Probedecken in Halbleinen (mit der gleichzeitig zurückgehenden Leinwand) und in entsprechenden Pappbänden auszuführen. Auch hier wären wir Ihnen für Beschleunigung dankbar, da wir unserem Reisenden einen entgeltigen Musterband mitgeben möchten. <...>

59 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart, 28.9.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 87f.

<...> *Walser*, „*Poetenleben*“.

Die etwas rohe Rückenzeichnung entspricht doch dem Stil des Ganzen und ist vom Künstler beabsichtigt. Wollen Sie sich also bitte bei der Gravierung doch möglichst an das Original halten. Auch hier sind wir mit dem Ueberzugspapier einverstanden. Wir dachten weissen büttenimitierten Vorsatz zu verwenden. Senden Sie uns davon raschestens 2 Musterbände. <...>

60 Huber-Verlag an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart, [10.10.1917] (Telegramm)
StATG 8'405, 0/80, S. 187

Wo bleiben Musterbände Walser Bürgi Lienert. <...>

61 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart, 11.10.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 194

<...> Wir sandten Ihnen heute durch Eilboten die Musterbände von Bürgi, Grieder und Walser wieder zu; die endgiltige Bindevorschrift ist vorne eingetragen. Lassen Sie bitte so schnell wie möglich von jedem dieser Bücher, sowie von Lienert „Gesichtlein“ einen weiteren sauberen Proband erstellen und durch Eilboten Herrn Arnold Schwammberger, München, Hauptpostlager, zu gehen. <...>

62 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Grossbuchbinderei Albert Crö-
lein, Stuttgart, 12.10.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 202

<...> Mit Rücksicht auf die Zensurschwierigkeiten sandten wir heu-
te morgen die Reisemuster für Herrn Schwammberger an Sie ab.
Es ist ganz geschickt, dass er zuerst nach Stuttgart kommt; er wird
dort gleich die noch ausstehenden Musterbände von uns durch
Sie in Empfang nehmen können. Für den Musterband von Walser
„Poetenleben“ gaben wir ihm noch eine mündliche Anweisung,
durch die unsere letzthin gegebene Bindevorschrift aufgehoben
wird. <...>

63 Robert Walser an Huber-Verlag, 12.10.1917
Salathé Nr. 75

<...> Wie ist es nun mit dem Buchdeckel zu „Poetenleben“ gewor-
den? Hat ihn mein Bruder *Karl* Ihnen geliefert? Es wäre doch nun
wohl Zeit, das Buch in die Öffentlichkeit zu bringen. Was meinen
Sie? Ich hoffe, in dieser Hinsicht eine Zeile von Ihnen zu erhal-
ten, die günstig lautet und zeichne inzwischen, hochachtungsvoll
und freundlich <...>

64 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 15.10.1917
Salathé Nr. 76

<...> Im Andrang der Geschäfte haben wir vergessen, Ihnen mitzu-
teilen, dass von Ihrem Herrn Bruder schon vor längerer Zeit eine
sehr feine Einbandzeichnung angekommen ist. Das Buch wird in
Deutschland gebunden. Wir können Ihnen vorerst nur einen An-
druck des Umschlags und Deckelbezugs zeigen. Der endgiltige
Probekband kann jeden Tag kommen. <...>

65 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart, 15.10.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 220f.

<...> Herr S. wird inzwischen bei Ihnen vorgesprochen haben. <...> Suchen Sie ihm möglichst die erforderlichen Musterbände fertigzustellen, solange er noch dort ist. Bei Walser und Lienert könnte man für den Ueberzug vielleicht Probeabzüge auf einwenig anderes Papier verwenden, die Ihnen die Druckereien gewiss bereitwillig rasch herstellen.

Wir möchten Ihnen wiederholt versichern, dass es uns überaus peinlich ist, Sie gerade in dieser schweren Zeit mit so Vielem gleichzeitig in Anspruch nehmen zu müssen. Leider haben uns Zeichner, Druckerei und Papierlieferanten dieses Jahr in einer Masse im Stich gelassen, dass unsere sämtlichen Termine umgeworfen wurden <...>

66 Robert Walser an Huber-Verlag, 16.10.1917
Salathé Nr. 77 [Briefe Nr. 138, S. 116]

<...> Für Uebersendung des Musters zum Buchdeckel meines Bruders für „Poetenleben“ danke ich Ihnen bestens. Die feine Zeichnung ist ganz entzückend, zart und doch auch von ganz bestimmter Kunst. Ich freue mich nun auf das Buch sehr, denn ich weiß nun, daß es außerordentlich fein und schön aussehen wird. Ich bin ungemein froh, daß wir so weit mit dem Buch nun fertig sind und begrüße Sie, bis auf einen kommenden Anlaß, Ihnen zu schreiben, hochachtungsvoll <...>

67 Huber-Verlag an Grossbuchbinderei Albert Crönlein, Stuttgart,
[30.10.1917] (Telegramm)
StATG 8'405, 0/80, S. 320

Walser 600 gebunden 300 geheftet Leipzig Rest hierher Postpaket voraus
Verlag Huberco

Im Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig erschien soeben:

Poetenleben von Robert Walser

Ein Prosabuch, worin 25 Prosastücke gleichsam zu „merkwürdigem Maskenzuge“ vereinigt sind, die sich, wie man betonen möchte, fast wie eine innig zusammenhängende romantische Geschichte lesen. An des Lesers Seelenaugen ziehen, gleich anmutiger Gemäldesammlung, lebendig und naturwahr vorüber: Wanderburschen, seltsame Landschaften, das Dornröschen, eine Gesellschaft von fahrenden Künstlern, ein Herzog und eine Herzogin, Würzburg und der Dichter Dauthendey, der edle Widmann, ein kurioser Brief, eine schöne Amerikanerin, Marie, das Kind aus dem Emmenthal, ein gräflicher Diener, ein wunderbarer Opernabend, das faulenzende Talent, der neue Roman, eine arme alte Dame, zwei geheimnisvolle Reden, das düstere Zimmerstück, ein junger idealer Arbeiter der für das Vaterland stirbt, die stolze Gestalt des königlichen Hölderlin und zuletzt eine fröhliche Abhandlung voll amüsanter Anspielungen. Walser's neues Buch, dessen außerordentlich reizender Deckel Maler Karl Walser, Bruder des Autors, hergestellt hat, ist durch Naturschönheit, unleugbaren Figurenreichtum, sorgfältige Form sowohl wie angenehmen Charakter, sprachliche Kraft und Zartheit gekennzeichnet, weshalb es offenbar geeignet erscheint, seinem Leser Freude zu bereiten.

57 Bei dem Text handelt es sich um die von Robert Walser selbst verfasste Buchanzeige (vgl. oben Abschnitt 3.6 sowie Abb. 2), wieder in *Das Buch* 12/1917 und 1/2 1918, dort ergänzt um die Preisangabe „Preis geheftet Fr. 4.–, gebunden Fr. 5.–.“

69 Huber-Verlag an Franz Wagner, Kommissionsbuchhandlung, Leipzig,
5.11.1917

StATG 8'405, 0/80, S. 364

Herr Albert Crönlein in Stuttgart wird Ihnen in einer Kiste A.C. 844: 600 Walser, „Poetenleben“, zusenden. Wir bitten Sie, die Exemplare auf Lager zu nehmen und die Kiste an Herrn Crönlein franko zurückzusenden und uns von der Absendung Kenntnis zu geben. <...>

70 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Robert Walser, 12.11.1917
Salathé Nr. 78

<...> Mit einiger Ueberraschung sahen wir heute in der neuesten Nummer des „Buchs“⁵⁸, die uns Herr Altheer freundlichst zusandte, dass Sie unsern verlegerischen Pflichten durch eine Anzeige dort schon zuvorgekommen sind. Wir werden uns nicht beschämen lassen und für die Durchsetzung des Buches tun, was in unsern Kräften liegt. Eben mit der Versendung der Besprechungs-exemplare beschäftigt, bitten wir Sie, uns noch Ihre besondern Wünsche für einzelne Rezensenten mitzuteilen. Wir fassen den Begriff des Rezensionsexemplars nicht so eng, d. h. wir sind gern bereit, an jeden Ihrer literarischen Bekannten das Buch zu verschicken, von dem unter Umständen eine öffentliche Erwähnung zu erhoffen ist.

Hoffentlich entspricht die Ausstattung Ihren Erwartungen! Infolge der Materialnot war für den Rücken die glänzende schokoladebraune Leinwand nicht aufzutreiben, die wir haben wollten. Auch das Papier dürfte bei späteren Auflagen stärker genommen werden. Aber wir hoffen, Sie werden diese kleinen Fehler nicht so sehr bewerten und mit den Ihnen bekannten Herstellungsschwierigkeiten der Kriegszeit entschuldigen. <...>

58 *Das Buch*, Nr. 11/1917, vgl. oben Abschnitt 3.6 sowie Dok 68.

71 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Paul Altheer, 13.11.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 426

<...> Mit Ihrer Anordnung unserer Anzeigen sind wir natürlich einverstanden und danken Ihnen sehr für die nachdrückliche Unterstützung bei der Einführung des neuen Walserbuches. Nur möchten wir Sie bitten, bei der Wiederholung der Walseranzeige auch die Ladenpreise anzugeben (geheftet Fr. 4.–, gebunden Fr. 5.–). <...>

72 Robert Walser an Huber-Verlag, [13.–27.11.1917]
Salathé Nr. 79

<...> Ich danke Ihnen für gütige Uebersendung der Autor-Exemplare von „Poetenleben“ bestens und freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ich meine, das Buch sehe sehr gefällig und freundlich aus. Ich erlaubte mir, <Ihrem>⁵⁹ Herrn *Dr. W. Lohmeyer* ein Exemplar zuzusenden.

Eben erhielt ich Ihren werten Brief, wofür ich Ihnen danke. „Schwizerhüsli“ scheint mir ein allerliebstes nettes kleines Blatt zu sein. Mir sind derlei schlichte Erscheinungen heute so sympathisch wie Vater, Schwester, Mutter oder Bruder. Reaktion!, rufen Manche. Ich dagegen möchte lachen und sagen: Rückzug! Wenn der Fortschritt mir auf allerlei Gebieten wichtig vorkommt, so möchte mir fast ein Rückwärtsgehen von Zeit zu Zeit noch viel bedeutsamer[,] viel natürlicher, viel wichtiger erscheinen. Es liegt etwas wie <Besinnungslosigkeit>⁶⁰ im „Modernen“ [„Zeitgemäßen“, und der Verlust scheint da oft größer zu sein als der Gewinn. Hierüber ließe sich Vieles sagen. Ja, es ist durchaus mehr: ich bin sehr konservativ beschaffen. Wenn uns nichts heilig im Leben ist: was soll uns dann am Leben liegen?

59 Bei Salathé fälschlich „Ihnen“.

60 Bei Salathé fälschlich „Bestimmungslosigkeit“.

Es ist ausgeschlossen, daß ich mit dem Inserat in „Das Buch“ bezüglich Erscheinen von „Poetenleben“ Ihre werthe Firma irgendwie „beschämen“ wollte. Herr Paul *Altheer* lud mich ein, einmal seine kleine Zeitschrift zu diesem Zweck zu benützen, und der Gedanke lag nahe, das Publikum auf mein neustes Buch aufmerksam zu machen.

Von Respekt- und solchen Personen, die sich vielleicht über das Buch öffentlich äußern wollen würden, sandte ich Selbiges an die Herren *Trog*, *Korrodi*, *Reitz*, *Wiedmer*, *Altheer* und *Brod*, auch an *Hesse*. In dieser Hinsicht werden Verleger und Autor Vieles dem spielenden Zufall überlassen müssen. Man kann es manchenortes durch Merkenlassen der Absicht nur verderben. Mancher hat ja schon über mein Wirken geschrieben, an den ich nicht im Leisesten dachte. Bezüglich eines Buches, das man beachtet und verbreitet sehen möchte, ist meine Ansicht, daß sich immer nur Allerlei, doch nicht Alles und Jedes tun läßt. Bestes und Wirksamstes tut sich oft ganz wie von selber. Eine ehrlich durchgeführte Arbeit sollte sich von selber empfehlen, aber dies ist zu ideal gedacht. Ich sandte einst „Geschwister *Tanner*“ an Hugo von Hoffmannsthal, > den ich hiedurch aber in erster Linie gleichsam mürrisch machte. „Weßhalb – senden Sie – mir – Ihr Buch?“ So schrieb er mir. U.s.w. Eines ist gewiß: einem Autor, er mag sich drehen und wenden, wie er will, sind immer etliche Leute ungünstig, gott sei Dank aber auch immer einige andere Leute günstig gestimmt. Dies kann wechseln wie Wellen, denn die Meinung, die die Welt von einem Manne hat, bewegt sich wie die Welt selber.

Vom „Berliner Tageblatt“ dürfte wenig zu hoffen sein. *Th. Wolff* soll einmal einen Redakteur auf die Straße haben setzen lassen, weil derselbe die Keckheit beging, Sachen von *Walser* im Feuilleton zu bringen. *Wolff* haßt *Franz Blei*, über den ich Gutes geschrieben habe. Dagegen würden vielleicht die *Frankfurter Zeitung* und die *Vossische* referieren.

Der Auszug von *Max Brod* auf dem grünen Begleitzettel ist sehr gut gewählt. Ich hoffe, daß wir schrittweise zu einigem Erfolg gelangen. Ich will weiter mein Mögliches tun und danach trachten, mehr und mehr Unterhaltung darzubieten, d.h. so viel wie möglich einfach nur noch zu erzählen und veritable Geschichten aufzubauen. Ich habe z.B. den Dickens mir erlaubt so hoch zu stellen⁶¹, weil er der absolute geniale Spender von überaus guter, reicher Unterhaltung ist. Hierin scheint mir schon *Keller* weniger groß. Man darf dem Leser in der Tat nicht nur Sprachkunst geben. Das Außerordentliche bei *Dickens* scheint mir zu sein, daß er wie Shakespeare immer unterhaltend und zugleich immer großer Künstler zu sein vermag. Seien Sie überzeugt, daß ich mir meiner Mängel bewußt bin und daß ich bestrebt sein will, zu einem „veritablen“ Buche zu kommen. <...>

73 Huber-Verlag an Franz Wagner, Kommissionsbuchhandlung, Leipzig,
[15.11.1917]
StATG 8'405, 0/80, S. 440

Wir bitten Sie, uns vom Lager per Eilgut zurückzusenden: 200
Walser, „Poetenleben“, gebunden. <...>

74 Huber-Verlag (Walther Lohmeyer) an Franz Wagner, Kommissionsbuch-
handlung, Leipzig, 16.11.1917
StATG 8'405, 0/80, S. 443

<...> Wir senden Ihnen gleichzeitig Geschäftspapiere Adressen
und Waschzettel für die Besprechungsexemplare von

Walser „Poetenleben“

die Sie bitte so rasch wie möglich absenden wollen. Broschierte
Exemplare sind zu schicken an die Redaktion des „Johanniter-
Ordensblattes“ Berlin, der „Frankfurter Zeitung“, Frankfurt und

61 Vgl. *Dickens*, in: *Kleine Prosa* (1917) [KWA I 8], S. 89–95.

Herrn Dr. Rost, Red. der „Augsburger Postztg“, Augsburg. Alle übrigen erhalten gebundene Exemplare. <...>

75 Robert Walser an Hermann Hesse, 15.11.1917
Briefe Nr. 139, S. 116f.

<...> Sie teilen mir mit, daß Sie Kriegsdienste tun. Ich habe vernommen, daß *Hans Mühlstein* jüngsthin die Rekrutenschule absolviert hat. Was mich selbst betrifft, so kann ich mit lauter Stimme behaupten, daß mein Gewehr sozusagen schußbereit, sehr sauber geputzt im Schranke steht. Ich war diesen Sommer im Tessin. Der Rotwein war nicht schlecht. Man trank ihn wie Milch, täglich anderthalb bis zwei Liter. Ja, es tut jetzt alles Kriegsdienst.

Ihre Bemerkung, daß die Dichter irgend etwas tun könnten, mutet mich keineswegs fremdartig an. Der Gedanke drängt sich von selber auf. Es mag unrecht sein, in einem kostbaren Mantel, wie z. B. ich es tue, in einem altvenezianischen Palast zu sitzen und sich von siebenhundert behenden Bedienten bedienen zu lassen.

Es ist laut geworden, daß Robert Walser ein vornehmes Schlaffen-Faulpelz- und Spießbürgerleben führe, anstatt zu „kämpfen“. Die Politiker sind unzufrieden mit mir. Aber was wollen die Leute eigentlich? Und was ist mit Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften Großes und Gutes zu erreichen? Wenn die Welt aus den Fugen ist, so nützt die Anstrengung von zwanzigtausend tollen Hamleten wenig oder nichts. Ich lese jeden Tag ein wenig französisch, weil das eine so hübsche Sprache ist. Bin ich etwa deswegen ein Schurke? Und dann muß ich, des lieben Spasses wegen, täglich ein wenig im Winterland herumlaufen. Beweise ich damit, daß ich gegenüber vielem Leid gleichgültig bin? Ich glaube, daß gerade Sie wie kein anderer recht gut verstehen, weshalb ich still und bedächtig zu sein liebe. <...>

<...> Sie ließen mir einige Besprechungen zugehen, für die ich Ihnen bestens danke. Die Ausführung über „Poetenleben“ in der „Thurgauer Zeitung“⁶² finde ich ungemein gut geschrieben.

Ich richtete kürzlich an die *Basler Nachrichten* ein Schreiben, worin ich mir erlaubte zu sagen, daß es mich freuen würde, wenn dort „Poetenleben“ gelegentlich besprochen werden könnte. Ich drückte die Vermutung aus, daß Ihr Verlag bereits ein Exemplar dorthin abgeschickt hätte. Wie ich mir denke, wird dies geschehen sein.⁶³

Ich werde diesen Winter hauptsächlich besorgt sein, das kommende Prosabuch druckfertig zu machen, das, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, 6 Stücke enthalten wird. Wir haben hierüber letztes Frühjahr korrespondiert. Sobald die Sache fertig geworden sein wird, was Anfang nächsten Jahres der Fall sein kann, werde ich Ihnen das Manuscript vorlegen. Bis dahin bleibe ich, indem ich Sie hochachtungsvoll begrüße, freundlich ergeben Ihr <...>.

<...> Ich komme soeben von einer Fuß- und Schneewanderung aus dem Jura zurück und bin noch ganz voll schöner Eindrücke und Marschierwärme. Letzte Woche las ich Ihre kurze, sehr schöne edle Ausführung in der N.Z.Z. über „Poetenleben“⁶⁴. Daß Sie eine ungemein gute Art haben, über irgend ein Buch zu referieren, werden Ihnen schon viele Leute gesagt haben. Uebrigens bin auch ich vom unglaublich hohen Wert des Eichendorffschen „Tauge-

62 Vgl. Rezension Nr. 3, oben S. 147f.

63 Vgl. Rezension Nr. 14, oben S. 151.

64 Vgl. Rezension Nr. 6, oben S. 148f.

nichts“ überzeugt. Welch ein deutsches und welch ein graziöses Buch. Weil aber in dem Meisterwerk ein dummer guter Bursch die Hauptfigur ausmacht, alles lauter und eben recht natürlich darin ist, keine Unter- und Nebenströme, nichts Schrecknishaftes, Strindberghaftes, nichts Krummes und Krankes, Schuftiges, Verräterisches und Grauerregendes darin vorkommt, so geniert sich halt der Leser sozusagen. Ich danke Ihnen herzlich und grüße Sie aus meiner europäischen Kriegs- und Diplomatenstube, will sagen Deputiertenkammer hochachtungsvoll und freundlich <...>

78 Robert Walser an Hermann Hesse, [Februar/März 1918]
Briefe Nr. 145, S. 123

<...> Ihnen für Ihre freundliche Zuschrift bestens dankend, beeile ich mich, Ihnen zu sagen, daß ich mit Ihrer Absicht, zwei bis drei Sachen aus „Poetenleben“ für die Gefangenen abzudrucken, gerne einverstanden bin. Die Auswahl bleibt Ihnen überlassen. Wie Sie sehen, bin ich im Militärdienst, in einem schönen Dorf, das mich nach England oder nach Schwaben versetzt. Ich schrieb irgendwo, daß alle Dörfer der Welt Ähnlichkeit miteinander haben. Dörfer besitzen eine Urweltluft. Wollen Sie dem Füsilier Walser die „Dichtergedanken“ schenken, wenn das Buch fertig ist? Sie würden mir damit ein Vergnügen machen, denn auch ich bin ein armer Gefangener. Auf der Nachtwache von vorgestern brachte mir früh morgens eine Arbeiterin (eine Landsmännin von Ihnen) Kaffee und ein tüchtiges Stück Brot, das rührte mich sehr. <...>

79 Robert Walser an Huber-Verlag, 28.4.1919
Salathé Nr. 89 [Briefe Nr. 182, S. 166f.]

<...> Die Nationalzeitung in Basel druckte neulich zwei Stücke aus „Poetenleben“ ab⁶⁵. Ich nehme an, daß es mit Ihrem Einverständ-

65 *Kleine Prosastücke von Robert Walser, Das Talent, Das Zimmerstück*, in: *National-Zeitung* (Basel), Jg. 78, Nr. 174, Samstag, 12.4.1919, Morgenblatt, Seite [1].

nis geschah. Bei dieser Gelegenheit gebe ich Ihnen bekannt, daß ich einen Roman geschrieben habe. Vielleicht interessieren Sie sich dafür. Ein Buch genannt „Komödie“, das vier Jugendsdichtungen enthält, erscheint jetzt im Bruno *Cassirer* Verlag, *Berlin*. „Kammermusik“ nennt sich ein Buch Prosa, das fertig vorliegt. Ich suche hiefür einen Verleger. „Seeland“, das Sie ablehnten, erscheint bei Rascher mit fünf Radierungen meines Bruders.

Womöglich äußern Sie sich wieder einmal. Es würde mich freuen. <...>

80 Huber-Verlag (Gideon Karl Sarasin) an Robert Walser, 2.5.1919
Salathé Nr. 90

<...> Ihre gef. Postkarte vom 28. April erhielten wir mit bestem Dank. Der Abdruck der zwei Stücke aus Ihrem „Poetenleben“ in der Nationalzeitung-Basel geschah mit unserem Einverständnis. Sobald das Honorar eingeht, senden wir Ihnen die Hälfte davon zu.

Von den in Ihrer Karte erwähnten, zur Veröffentlichung bereitliegenden Manuskripten würden wir gerne den *Roman* kennen lernen; wir bitten um dessen Einsendung zur Prüfung. Nicht unerwähnt möchten wir aber lassen, dass es uns recht unvorteilhaft scheint, wenn mehrere Bücher eines Autors gleichzeitig (dazu noch bei verschiedenen Verlegern) auf dem Markt erscheinen. Auf welches Datum soll wohl „Seeland“ bei Rascher und „Komödie“ bei Bruno Cassirer erscheinen? Es liesse sich wohl einrichten, dass Ihre Bücher in passenden Abständen erschienen. <...>

81 Robert Walser an Huber-Verlag, 2.5.1919
Salathé Nr. 91

<...> Ich möchte Sie bitten, Herren Hermann Meister Verlag Heidelberg ein Exemplar von „Poetenleben“ einzusenden. Herr

Meister will über meine Bücher einen Aufsatz schreiben in seiner Zeitschrift „Saturn“.⁶⁶ <...>

82 Huber Verlag an Robert Walser, 4.10.1919
Salathé Nr. 92

<...> Wir machen Ihnen die ergebene Mitteilung, dass von Ihrem Buche „Poetenleben“ im Jahre 1917 und 1918 inkl. der Gratis-exemplare 1080 *Exemplare* abgesetzt wurden. <...>

83 Huber-Verlag (Gideon Karl Sarasin) an Robert Walser, 23.8.1920
Salathé Nr. 94

<...> In Erwiderung Ihres gef. Schreibens vom 20. August müssen wir bemerken, dass von der 1. Auflage Ihres Buches *Poetenleben* noch Vorräte vorhanden sind und ein Neudruck somit für die nächsten Jahre kaum zu erwarten steht. Unter diesen Umständen sind wir auch nicht in der Lage Ihrem Wunsche nach einer weiteren Honorarzahlung zu willfahren. <...>

66 Hermann Meister: *Robert Walser*, in: *Saturn. Eine Monatsschrift*, Jg. 5, H. 7, November 1919, S. 281–287.

Abbildungen

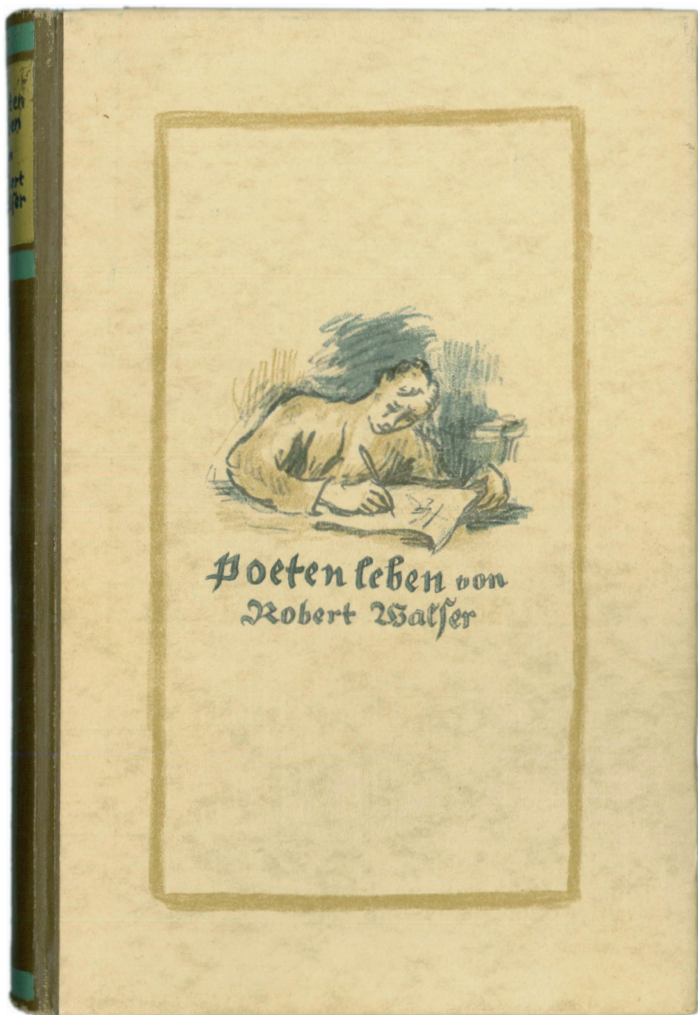


Abb. 1: Poetenleben, Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig 1918.
Originaleinband von Karl Walser.



Abb. 2: *Das Buch. Blätter für Kritik, neutrale Politik, Unterhaltung*, hrsg. von Paul Altheer, Zürich, Nr. 12/1917 und Nr. 1–2/1918, Heftrücken-Innenseite. Schweizerische Nationalbibliothek, Sig. R 5.822 (1917).

5

Walser, Postenleben

Exemplare: 200

Schrift und Format: Gern. und. Faktiv, 11 lci, 25/26 llin.
a. 13 Pal.

Letternzahl per Bogen à 16 Seiten: 2126 Berechnung per Tausend: 7.35 Rp.

Papier: Impressio columnaria blanc velin, 76/100 cm, 72 85g, 38.20 (Sturdy)

Ein 9 Bogen: S.: 54.25 D.: 29.60 P.: 96.95 Total: 183.80

Der Druck begann am 31. Aug 1917 und endigte am 5. September 1917

Gesamtdruckkosten.

Satz, Druck und Papier, <u>12</u> Bogen	Fr. <u>1196.20</u> Rp.
Extraentschädigung für	-
Extrakorrekturen, <u> </u> Stunden	<u>3.75</u>
Umschläge,	-
Schutzumschläge, <u>Papier</u>	<u>15.20</u>
<u>1100</u> Futteral-ettel	<u>11.-</u>
Zirkulare	-
<u>1000</u> Versand-Streifen, Couverts	<u>18.40</u>
Fakturen	-
<u>110</u> Handreklitel	<u>9.60</u>
Matern: <u> </u> Platten: <u> </u>	-
<u>1</u> Probestück, <u>2</u> Abzüge	<u>3.10</u>
	-
	-
	-
	-
	-
Buchbinderarbeit: <u>371</u> te Broschiert	<u>40.10</u>
<u>653</u> Leibriinden ungelocht	<u>11.70</u>
	-
Total	Fr. <u> </u> Rp.

Abb. 3: Herstellungskostenbuch des Verlags Huber & Co.
 STATG 8'405, 2/5.

Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen

(Die mit Asteriskus gekennzeichneten Drucke sind Nachdrucke der Fassung in *Poetenleben*)

Aus Tobolds Leben	83
Neue Zürcher Zeitung, 18.4.1915	
Brief eines Malers an einen Dichter	15
Ms. RWZ, Slg. Robert Walser Sig. MS SASCH 3	
Sonntagsblatt des Bund, 4.7.1915	
Das Pfarrhaus	62
Neue Zürcher Zeitung, 14.2.1915	
Das Talent	95
Neue Zürcher Zeitung, 1.8.1915	
Neues Wiener Journal, 5.8.1915	
Die junge Schweiz. Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene, hrsg. v. Hermann Hesse und Richard Woltereck, Bd. 14, Bern 1918*	
National-Zeitung (Basel), 12.4.1919*	
Das Zimmerstück	103
Schweizerland, August 1915	
National-Zeitung (Basel), 12.4.1919*	
Vortragsbuch. Die Hauptstücke aus seinen Programmen nebst Darstellungen seiner Vortragskunst sowie etliche Glossen von ihm selbst, hrsg. v. Ludwig Hardt, Hamburg 1924*	
Große kleine Welt, 1937*	
Kölnische Zeitung, 17.7.1938*	
Sterne, Anekdotische Kurzgeschichten aus sechs Jahrhunderten, hrsg. v. Carl Seelig, Zürich 1945*	

Der Arbeiter	109
Wieland, August 1915	
Zwei kleine Prosastücke	
1.	111
Die weißen Blätter, Dezember 1915 (unter dem Titel „Notizen IV.“)	
Deutsche Zeitung Bohemia, 4.4.1920	
2.	112
Ms. DLA Marbach Sig. A: Zeit-Echo 75.778/1	
Zeit-Echo, 1915 (unter dem Titel „Phantasieren“)	
Die weißen Blätter, Juli 1915 (unter dem Titel „Idylle“)	
Dichtungen in Prosa II, 1954, S. 7 (unter dem Titel „Phantasieren“)	
Der Brief	57
Neue Zürcher Zeitung, 14.2.1915	
Der neue Roman	92
Neue Zürcher Zeitung, 23.3.1916	
Die seltsamen Bücher. Romane und Geschichten aus der Weltliteratur, hrsg. von Walter Jerven, Bd. 3: Lachende Abenteuer.	
Heitere Geschichten, Ludwigsburg o. J. [1923]*	
Der Wanderbursche	54
Ms. ZB Zürich Sig. Ms. VI 315 11	
Die Schweiz, März 1915	
Schweizer Dichter, Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen, hrsg. von Jakob Marius Bächtold, H. 1:	
Robert Walser, Aarau o. J. [1940]*	
Die Indianerin	51
Ms. ZB Zürich Sig. Ms. VI 315 11	
Die Schweiz, März 1915	

Stundenbuch für Junggesellen. Galantes und anderes, hrsg. v. Werner Albert Classen, Zürich o.J. [1949]*	
Die Künstler Sonntagsblatt des Bund, 15.10.1916	30
Die Tante Neue Zürcher Zeitung, 24.1.1915 (unter dem Titel „Wanderung“)	24
Dornröschen Sonntagsblatt des Bund, 25.3.1916	21
Erinnerung an „Hoffmanns Erzählungen“ Vossische Zeitung, 12.1.1916	90
Frau Wilke Neue Zürcher Zeitung, 18.7.1915 Große kleine Welt, 1937* Schweizer Dichter, Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen, hrsg. von Jakob Marius Bächtold, H. 1: Robert Walser, Aarau o. J. [1940]* Der Hausfreund, Sonntagsbeilage zum Zofinger Tagblatt und Zofinger Volksblatt, Jg. 22, Nr. 20, 20.5.1945*	97
Hölderlin Vossische Zeitung, 24.9.1915	115
Kleines Landstraßenerlebnis Schweizerland, Februar 1916 Die junge Schweiz. Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene, hrsg. v. Hermann Hesse und Richard Woltereck, Bd. 14, Bern 1918*	12

Marie	64
Schweizerland, April 1916 (unter dem Titel „Marie. Eine Novelle“)	
Poetenleben	119
Die weißen Blätter, Oktober 1916	
Deutsche Zeitung Bohemia, 23.5.1920*	
Rede an einen Knopf	107
Die weißen Blätter, August 1915	
Jungschweizerische Dichtung. Ein Werbeheft mit Proben, Frauenfeld und Leipzig 1918*	
Deutsche Zeitung Bohemia, 10.4.1920	
Stundenbuch für Junggesellen. Galantes und anderes, hrsg. v. Werner Albert Classen, Zürich o. J. [1949]*	
Rede an einen Ofen	105
Die weißen Blätter, Juni 1915	
Sommerleben	59
Neue Zürcher Zeitung, 14.2.1915	
Die seltsamen Bücher. Romane und Geschichten aus der Weltliteratur, hrsg. von Walter Jerven, Bd. 3: Lachende Abenteuer. Heitere Geschichten, Ludwigsburg o. J. [1923]*	
Wanderung	9
Schweizerland, Februar 1916	
Widmann	18
Schweizerland, Februar 1916	
Würzburg	38
Sonntagsblatt des Bund, 14.11.1915	
Wandervogelgeschichten, hrsg. v. Martin Lang, Heilbronn 1922*	

Verzeichnis der Einzeltexte

Wanderung	9
Kleines Landstraßenerlebnis	12
Brief eines Malers an einen Dichter	15
Widmann	18
Dornröschen	21
Die Tante	24
Die Künstler	30
Würzburg	38
Die Indianerin	51
Der Wanderbursche	54
Der Brief	57
Sommerleben	59
Das Pfarrhaus	62
Marie	64
Aus Tobolds Leben	83
Erinnerung an „Hoffmanns Erzählungen“	90
Der neue Roman	92
Das Talent	95
Frau Wilke	97
Das Zimmerstück	103
Rede an einen Ofen	105
Rede an einen Knopf	107
Der Arbeiter	109
Hölderlin	115
Poetenleben	119

Dank

Für entgegenkommende Unterstützung danke ich dem Robert Walser-Archiv des Robert Walser-Zentrums in Bern und der Robert Walser-Stiftung Bern, der Robert Walser-Gesellschaft und dem Suhrkamp Verlag.

Bei der Rekonstruktion der Druckgeschichte von Poetenleben hat mich Dr. André Salathé (Staatsarchiv des Kantons Thurgau) sehr hilfsbereit unterstützt. Ihm und seinen Mitarbeitern gilt mein herzlicher Dank.

Nana Badenberger danke ich für die Beratung in Fragen der historischen Typographie.

Bei der Herstellung und Korrektur der Texte wie des Nachworts haben mich Brigitta Baumann, Dr. Frank P. Bestebreurtje, Anna Byland, Astrid Kottmann, Monika Philippi, Judith Sandhaas, Marco Scheiwiler und Stefan Schröter unterstützt. Ihnen allen danke ich für ihre sorgfältige Arbeit. Margit Gigerl danke ich für ihre Hilfe bei der Aufarbeitung der Verlagskorrespondenz im Staatsarchiv Thurgau.

Den Deutschen Seminaren der Universitäten Basel und Zürich danke ich für die großzügige infrastrukturelle Unterstützung. Die Mitarbeiter der Benutzungs- und Reproabteilung der Universitätsbibliothek Basel haben mich jederzeit hilfsbereit und zuvorkommend bedient.

Doris Kern (Stroemfeld Verlag) danke ich für Layout und Satz, Barbara Handwerker (Schwabe Verlag) für die Begleitung der Drucklegung.

Die Erarbeitung des Bandes wurde durch finanzielle Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft und der Universität Basel gefördert.

Für die Gewährung von Publikationsbeiträgen danke ich dem Schweizerischen Nationalfonds und dem Swisslos-Fonds Basel-Stadt.

Editorische Zeichen und Kürzel

normale Type	Text des Referenzdrucks, Fraktur
serifenlose Type	Text des Referenzdrucks, Antiqua
!Neue Seite	Markierung des Seitenwechsels im Referenzdruck

Siglen der Textzeugen

D	Buchdruck von 1918
---	--------------------

Dokumentarischer Anhang

◁ ▷	Markierung von Herausgebereingriffen (zur Unterscheidung von Eingriffen der Vorlage)
-----	--

Sonstige Siglen und Abkürzungen

Briefe	Robert Walser, <i>Briefe</i> , hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979
RWA	Robert Walser-Archiv im RWZ Bern
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern
SLA	Schweizerisches Literaturarchiv, Schweizerische Nationalbibliothek (Bern)
StATG	Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld

Mit Kurztiteln erwähnte Buchpublikationen von Robert Walser

Geschwister Tanner Berlin, Bruno Cassirer 1907

Der Spaziergang Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1917

Prosastücke Zürich, Rascher & Cie., 1917

Kleine Prosa Bern, A. Francke & Co., 1917

Poetenleben Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918

Seeland Zürich, Rascher & Cie., 1919

Mit Kurztiteln erwähnte Ausgaben von Carl Seelig

Große kleine Welt Robert Walser, *Große kleine Welt. Eine Auswahl*,
hrsg. v. Carl Seelig, Erlenbach-Zürich und Leipzig 1937

Dichtungen in Prosa II

Robert Walser, *Dichtungen in Prosa II*.
Unveröffentlichte Prosadichtungen,
hrsg. v. Carl Seelig, Genf und Darmstadt 1954

Stroemfeld

Frankfurt/Basel ISBN 978-3-86600-191-6

Schwabe

Basel ISBN 978-3-7965-3357-0